This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

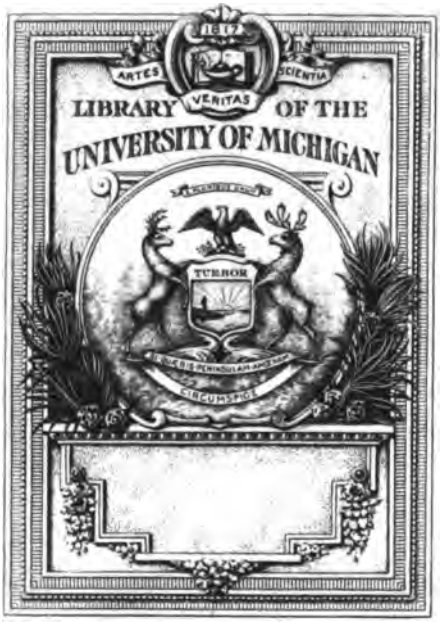
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 965,962

HERMANN TÜRCK

# Goethe und sein Faust

LEIPZIG
Wilhelm Borngräber Verlag


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

838
G6
F20
T9

HERMANN TÜRCK

# GOETHE UND SEIN FAUST

ACHTE AUFLAGE

# GOETHE
# UND SEIN FAUST

VON

HERMANN TÜRCK

*

ACHTE AUFLAGE

WILHELM BORNGRÄBER VERLAG LEIPZIG

ALLE RECHTE VOM VERLEGER GEWAHRT.
COPYRIGHT 1921
BY WILHELM BORNGRÄBER

DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG

German
Harv.
12-31-36
33032

# Inhalt.

Seite

Vorwort . . . . . 7

1. Goethes Kindheit und Knabenalter. Vorbereitende Erlebnisse. Puppenspiel und Volksbuch vom Doktor Faust. Natursinn und religiöse Entwicklung. Agrippa von Nettesheim. Erste Liebe . . . . . 9

2. Goethe als Student in Leipzig. Universitätsleben. Auerbachs Keller. Dichterische Versuche. Leichtfertiges Leben. Todesnähe und ernste Umkehr . . 32

3. Goethe als Rekonvaleszent in Frankfurt. Einfluß der Susanne von Klettenberg. Alchimie und Mystik. Paracelsus von Hohenheim. Beschäftigung mit Götz von Berlichingen und Faust . . . . . 47

4. Goethe in Straßburg. Bekanntschaft mit Herder. Weitere innere Arbeit an „Götz von Berlichingen" und „Faust". Die Sesenheimer Idylle. Magister-Promotion . . . . . 68

5. Heimkehr. Erste Niederschrift des „Götz von Berlichingen". Wetzlar, Charlotte Buff und die Entstehung von „Werthers Leiden". Die fruchtbare Frankfurter Zeit. Swedenborg. Erste Lektüre der Werke Spinozas und Niederschrift des „Urfaust" . 85

6. Die Übersiedelung nach Weimar. Goethes Freundschaft mit Karl August. Das unfruchtbare Jahrzehnt. Geschäfte und Zerstreuungen . . . . . 110

1-12-37

Seite

7. Geschäfte und Zerstreuungen. Goethes Liebe zu Frau von Stein. Mineralogische, botanische und osteologische Studien. Lektüre Spinozas mit Herder und Frau von Stein. Abwerfen der drückenden Last der Geschäfte und Aufbruch nach Italien . . . . . 128
8. Goethes Verjüngung in Italien. Erneutes dichterisches Schaffen. „Tasso", „Iphigenie", „Egmont". Herders „Gott". Weiterarbeit am „Faust": Hexenküche, Wald und Höhle . . . . . 150
9. Heimkehr und Verbindung mit Christiane Vulpius. Vollendung des „Tasso". Das „Faust-Fragment". Freundschaftsbund mit Schiller . . . . . 166
10. Die Ausfüllung der großen Lücke im „Faust". Prolog im Himmel. Wette. Walpurgisnacht. Vollendung des ersten Teiles . . . . . 183
11. Eckermanns Gespräche mit Goethe. Die Förderung des zweiten Teils von „Faust": Faust am Hofe des Kaisers. Die Helena-Tragödie . . . . . 202
12. Goethes letzte Lebenszeit. „Dichtung und Wahrheit." Die Vollendung des Hauptwerkes. Der sterbende Faust und seine Rückkehr zu den ewigen Gründen 224

# Vorwort.

Die folgenden, bereits im Jahre 1909 niedergeschriebenen Ausführungen bilden im wesentlichen eine Ergänzung meiner Erklärung von Goethes „Faust", wie sie in meinen beiden Werken „Der geniale Mensch" und „Faust, Hamlet, Christus" enthalten ist. Besonders Goethes Beziehungen zur reinen Mystik Meister Eckeharts und Spinozas und die Ausschlag gebende Rolle, die diese reine Mystik bei der Entstehung von Goethes „Faust" gespielt hat, dürften gerade in unserer Zeit mit ihrer Sehnsucht nach einer Vertiefung des religiösen Lebens die Teilnahme vieler erwecken. Während ich aber alles das, was sich auf Goethes „Faust" bezieht, in den wesentlichen Punkten nur eigenen Quellenstudien und eigenem Nachfühlen und Nachdenken verdanke, habe ich vieles andere in diesen Ausführungen erst aus zweiter Hand genommen. Namentlich „Goethes Leben" von Heinrich Düntzer ist von mir an zahlreichen Stellen benutzt worden, an einigen wenigen auch das schöne Werk meines Freundes Albert Bielschowsky. In meiner Auffassung des „Faust" aber vermochten mir weder Düntzer, mit dem ich noch in Briefwechsel gestanden habe, noch Bielschowsky, mit dem ich auf Spaziergängen und daheim mich viel darüber unterhalten habe, zu folgen. Düntzer erklärt („Goethes Faust. Zweiter Teil. Fünfte neu bearbeitete Auflage. Leipzig, 1900, S. 307"): „Unbegreiflich bleibt mir, wie der feine Hermann Türck in dem Buch ‚Der geniale Mensch' glauben konnte, die Sorge nehme von Faust Besitz, da diese sich vielmehr mit einem ärgerlichen Fluche von ihm abwendet."

Eine neue Zeit mit ihren neuen, vertieften religiösen Ansprüchen wird aber auch von neuem imstande sein, das alte

Problem der Mystik und zugleich das Thema von Goethes „Faust", die Frage des Verhältnisses des Endlichen zum Ewigen, in seiner ganzen Bedeutung zu erfassen. So möge denn auch dieses Buch hinausgehen in die Welt und Herzen suchen und finden, die mit dem Verfasser der „Nachfolge Christi" danach streben, „zwischen vielen Sorgen gleich als ohne Sorgen zu wandeln".

Weimar, im März 1921.

Hermann Türck.

# 1. Goethes Kindheit und Knabenalter. Vorbereitende Erlebnisse. Puppenspiel und Volksbuch vom Doktor Faust. Natursinn und religiöse Entwicklung. Agrippa von Nettesheim. Erste Liebe.

Ein Sohn des Hufschmieds Goethe in Artern an der Unstrut, der Schneidergeselle Friedrich Georg Goethe, hatte sich im Jahre 1687 in Frankfurt a. M. niedergelassen und, nachdem er sich ein ansehnliches Vermögen erworben, in zweiter Ehe die wohlhabende Besitzerin des Gasthauses zum Weidenhof, die verwitwete Cornelia Schellhorn, geheiratet. Dieser Ehe entsproß im Jahre 1710 ein Sohn, Johann Kaspar Goethe, der eine sorgfältige Erziehung genoß, eine umfassende gelehrte Bildung sich aneignete, den Doktorhut erwarb und von Kaiser Karl VII. den Charakter eines kaiserlichen Rates erhielt. Nach dem Tode seines Vaters hatte er zusammen mit seiner Mutter Cornelia das von dieser angekaufte Haus auf dem Großen Hirschgraben in Frankfurt a. M. bezogen und im Jahre 1748 die erst siebzehn Jahre alte Katharina Elisabeth Textor, eine Tochter des ältesten Schöffen und kaiserlichen Rates Dr. Johann Wolfgang Textor, als seine Gattin heimgeführt. Am 28. August 1749 wurde ihnen als erstes Kind ein Sohn geboren, der nach seinem Großvater mütterlicherseits Johann Wolfgang genannt wurde, fünfzehn Monate später eine Tochter, die nach ihrer Großmutter väterlicherseits den Namen Cornelia erhielt. Mehrere andere Kinder starben früh, so daß unserm Wolfgang nur diese eine Schwester blieb, mit der er bis zu ihrem im Jahre 1777 erfolgten Tode innig verbunden war.

Die Erziehung, die Wolfgang im Elternhause zusammen mit seiner Schwester genoß, war eine äußerst sorgfältige und durch-

dachte, und der Einfluß der beiden Eltern ein ganz vorzüglicher, wenn auch verschiedenartiger, so daß zu dem angeborenen Genie dieses göttlichen Menschen noch eine außerordentlich glücklich angepaßte Art des Unterrichts und des lebendigen Beispiels hinzukam, um einen so ungewöhnlichen Geist von dieser Tiefe und zugleich von diesem Reichtum und dieser Fülle zu bilden. Der kaiserliche Rat hatte kein Amt und konnte sich ganz der Erziehung seiner Kinder widmen, und sein ernster, gediegener Charakter, sein strenger Ordnungssinn, seine sehr umfassende gelehrte Bildung, seine Pflege der Künste wie der Wissenschaften, seine durch Reisen, namentlich durch eine Reise nach Italien, vermehrte Kenntnis von Land und Leuten machten ihn zum Erzieher eines so einzigartig begabten Knaben vorzüglich geeignet. In wohltuendem Gegensatz zu der Strenge und dem männlichen Ernst des Vaters stand das kindlich fröhliche, von herzlichem Vertrauen zu Gott erfüllte, dabei von gesundem Menschenverstande und kernigem Humor durchleuchtete, goldige Gemüt der jungen Mutter, die, eine Gespielin ihrer Kinder, nicht müde wurde, ihnen Märchen zu erzählen und sie in der mannigfaltigsten Weise zu unterhalten. Goethe drückt dies Verhältnis aus mit den Worten:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen, —
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zum Fabulieren."

Eine sehr ergiebige Quelle des Genusses bildete auch das Puppenspiel, ein Geschenk der Großmutter zu Weihnachten 1753, das „in dem alten Hause eine neue Welt erschuf und die jungen Gemüter mit Gewalt an sich zog". Besonders auf Wolfgang machte es einen sehr starken Eindruck, der in eine große, lang dauernde Wirkung nachklang.

So wuchs der Knabe unter den glücklichsten Umständen heran, in dem ihm von beiden Eltern eingeprägten frommen Sinn und in der kindlichen Überzeugung, daß Gott, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge, alles zum besten geordnet habe, als ein

furchtbares Ereignis alle Gemüter bewegte und auch auf Wolfgang einen tiefen Eindruck machte. Goethe berichtet darüber in „Dichtung und Wahrheit":

„Durch ein außerordentliches Weltereignis wurde die Gemütsruhe des Knaben zum erstenmal im tiefsten erschüttert. Am ersten November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon und verbreitete über die in Frieden und Ruhe schon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken. Eine große prächtige Residenz, zugleich Handels- und Hafenstadt, wird ungewarnt von dem furchtbarsten Unglück betroffen. Die Erde bebt und schwankt, das Meer braust auf, die Schiffe schlagen zusammen, die Häuser stürzen ein, Kirchen und Türme darüber her, der königliche Palast zum Teil wird vom Meere verschlungen, die geborstene Erde scheint Flammen zu speien: denn überall meldet sich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechzigtausend Menschen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zugrunde, und der glücklichste darunter ist der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Besinnung über das Unglück mehr gestattet ist. Die Flammen wüten fort, und mit ihnen wütet eine Schar sonst verborgener oder durch dieses Ereignis in Freiheit gesetzter Verbrecher. Die unglücklichen Übriggebliebenen sind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen bloßgestellt; und so behauptet von allen Seiten die Natur ihre schrankenlose Willkür."

„Schneller als die Nachrichten hatten schon Andeutungen von diesem Vorfall sich durch große Landstrecken verbreitet; an vielen Orten waren schwächere Erschütterungen zu verspüren, an manchen Quellen, besonders den heilsamen, ein ungewöhnliches Innehalten zu bemerken gewesen: um desto größer war die Wirkung der Nachrichten selbst, welche erst im allgemeinen, dann aber mit schrecklichen Einzelheiten sich rasch verbreiteten. Hierauf ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen. So vieles zusammen richtete die Aufmerksamkeit der Welt eine Zeitlang auf diesen Punkt, und die durch fremdes Unglück aufgeregten Gemüter wurden durch

Sorgen für sich selbst und die Ihrigen um so mehr geängstigt, als über die weitverbreitete Wirkung dieser Explosion von allen Orten und Enden immer mehrere und umständlichere Nachrichten einliefen. Ja vielleicht hat der Dämon des Schreckens zu keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet."

„Der Knabe, der alles dieses wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten."

Wir erkennen an diesen Ausführungen, wie früh schon dem denkenden Geist eines solchen Genies der Gegensatz zwischen dem blinden, zerstörenden Wirken der Naturgewalten und der Vorstellung eines weisen, gütigen Schöpfers und Erhalters der Welt zum Bewußtsein kam. Das der bejahenden, „heilsam schaffenden Gewalt" Gottes entgegengesetzte, verneinende, teuflisch zerstörende Element, das ihm hier zum ersten Male in einem überwältigenden Beispiel vor Augen trat, hat er dann später im Faustgedicht als Mephistopheles verkörpert, der in seiner grausigen Zerstörungswut immer wieder gewahr werden muß, daß das produktive, schöpferische, göttliche Element über alle Vernichtung triumphiert, so daß ein unendliches Leben aus aller Zerstörung immer wieder von neuem hervorbricht; darum sagt Mephistopheles in Erklärung seines zerstörenden, verneinenden Wesens:

„Was sich dem Nichts entgegenstellt,
Das Etwas, diese plumpe Welt,
So viel als ich schon unternommen,
Ich wußte nicht ihr beizukommen,

Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand —
Geruhig bleibt am Ende Meer und Land!
Und dem verdammten Zeug, der Tier- und Menschenbrut,
Dem ist nun gar nichts anzuhaben:
Wie viele hab' ich schon begraben!
Und immer zirkuliert ein neues, frisches Blut.
So geht es fort, man möchte rasend werden!
Der Luft, dem Wasser, wie der Erden
Entwinden tausend Keime sich,
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Aparts für mich."

Noch in einer anderen Form trat dem Knaben das verneinende, mephistophelische Element frühzeitig entgegen, nämlich als der philisterhafte, den Ruhm und die Verdienste eines außerordentlichen Mannes annagende und zerstörende Eigendünkel kleinlich gesinnter Menschen. Es handelt sich um Friedrich den Großen, der bald nach jenem furchtbaren Ereignis den siebenjährigen Krieg begonnen hatte. Mit leidenschaftlichem Anteil nahm man für und gegen ihn Partei, und so fand auch eine Spaltung in der Textor-Goetheschen Familie statt. Der Großvater Textor war mit zwei Schwiegersöhnen und zwei Töchtern auf österreichischer Seite, Goethes Vater dagegen mit den Seinigen und Tante Melber für Preußen. Und bald entstanden derartige Mißhelligkeiten, daß Goethes Vater fortan das Haus seines Schwiegervaters mied. „Nun freuten wir uns", berichtet Goethe, „ungestört zu Hause der preußischen Siege, welche gewöhnlich durch jene leidenschaftliche Tante mit großem Jubel verkündet wurden. Alles andere Interesse mußte diesem weichen, und wir brachten den Überrest des Jahres in beständiger Agitation zu. Die Besitznahme von Dresden, die anfängliche Mäßigung des Königs, die zwar langsamen aber sichern Fortschritte, der Sieg bei Lowositz, die Gefangennehmung der Sachsen waren für unsere Partei ebensoviele Triumphe. Alles, was zum Vorteil der Gegner angeführt werden konnte, wurde geleugnet oder ver-

kleinert; und da die entgegengesetzten Familienmitglieder das Gleiche taten, so konnten sie einander nicht auf der Straße begegnen, ohne daß es Händel setzte, wie in Romeo und Julie."

„Und so war ich denn auch preußisch, oder um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt: denn was ging uns Preußen an. Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten."

„Als ältester Enkel und Pate hatte ich seit meiner Kindheit jeden Sonntag bei den Großeltern gespeist: es waren meine vergnügtesten Stunden der ganzen Woche. Aber nun wollte mir kein Bissen mehr schmecken: denn ich mußte meinen Helden aufs greulichste verleumden hören. Hier wehte ein anderer Wind, hier klang ein anderer Ton als zu Hause. Die Neigung, ja die Verehrung für meine Großeltern nahm ab. Bei den Eltern durfte ich nichts davon erwähnen; ich unterließ es aus eigenem Gefühl, und auch weil die Mutter mich gewarnt hatte. Dadurch war ich auf mich selbst zurückgewiesen, und wie mir in meinem sechsten Jahre, nach dem Erdbeben von Lissabon, die Güte Gottes einigermaßen verdächtig geworden war, so fing ich nun, wegen Friedrichs des Zweiten, die Gerechtigkeit des Publikums zu bezweifeln an. Mein Gemüt war von Natur zur Ehrerbietung geneigt, und es gehörte eine große Erschütterung dazu, um meinen Glauben an irgendein Ehrwürdiges wanken zu machen. Leider hatte man uns die guten Sitten, ein anständiges Betragen nicht um ihrer selbst, sondern um der Leute willen anempfohlen; was die Leute sagen würden! hieß es immer, und ich dachte, die Leute müßten auch rechte Leute sein, würden auch alles und jedes zu schätzen wissen. Nun aber erfuhr ich das Gegenteil. Die größten und augenfälligsten Verdienste wurden geschmäht und angefeindet, die höchsten Taten, wo nicht geleugnet, doch wenigstens entstellt und verkleinert; und ein so schnödes Unrecht geschah dem einzigen, offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Manne, der täglich bewies und dartat, was er vermöge; und dies nicht etwa vom Pöbel, sondern von

vorzüglichen Männern, wofür ich doch meinen Großvater und meine Oheime zu halten hatte. Daß es Parteien geben könne, ja daß er selbst zu einer Partei gehörte, davon hatte der Knabe keinen Begriff. Er glaubte um so viel mehr Recht zu haben und seine Gesinnung für die bessere erklären zu dürfen, da er und die Gleichgesinnten Marien Theresien, ihre Schönheit und übrigen guten Eigenschaften ja gelten ließen und dem Kaiser Franz seine Juwelen- und Geldliebhaberei weiter auch nicht verargten; daß Graf Daun manchmal eine Schlafmütze geheißen wurde, glaubten sie verantworten zu können."

„Bedenke ich es aber jetzt genauer, so finde ich hier den Keim der Nichtachtung, ja der Verachtung des Publikums, die mir eine ganze Zeit meines Lebens anhing und nur spät durch Einsicht und Bildung ins gleiche gebracht werden konnte."

Hier spricht es Goethe selber aus, von wie großer, bleibender Bedeutung diese Jugendeindrücke waren. Sein Mephistopheles ist also nicht nur die Verkörperung aller vernichtenden und zerstörenden Gewalten der Natur, sondern auch die Verkörperung des Vernichtenden und Zerstörenden, das in dem kleinlichen, philiströsen Wesen der Menschen liegt. Mephistopheles ist der alles Große, Hohe und Bedeutende herabsetzende und in den Staub ziehende Philister par excellence, und darum läßt der Dichter später den Mephistopheles Gott dem Herrn die Wette anbieten, daß es ihm gelingen werde, den dem Höchsten zustrebenden Geist des Faust von seinem idealen Ziele abzulenken:

„Staub soll er fressen und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange."

Der Philister verneint alles Hohe und Überragende und zieht es herab auf sein eigenes Niveau. Er versteht nicht und achtet nicht die Größe des Genies. Wie Friedrich II. geschmäht und verleumdet wurde, so geht es auch jedem anderen das gewöhnliche Maß überragenden Menschen. Und so glaubt auch Mephistopheles als Verkörperung alles Verneinenden, als Personifikation des das Genie anfeindenden Philistertums, nicht an den Genius in Faust und hofft ihn bald in den Staub ziehen zu können.

Mephistopheles ist „der Geist, der stets verneint", wie er von sich selber sagt, und so wie er des bejahenden, aufbauenden Gottes Feind ist, so ist er auch der Feind und Widersacher des göttlichen, bejahenden, produktiven, schaffenden Genies.

Eine lebende Verkörperung des mephistophelischen, verneinenden, alle Fehler und Flecken betonenden Prinzips trat dem genialen Knaben auch in der Person des Hofrats Huisgen entgegen. Dieser, ein scharfsinniger Jurist, bemühte sich, seine Menschenverachtung auch dem jungen Goethe einzuflößen. „Ich hatte nicht lange um ihn gelebt", erzählt dieser, „und seine Lehren vernommen, als ich wohl merken konnte, daß er mit Gott und der Welt in Opposition stehe. Eins seiner Lieblingsbücher wär Agrippa de vanitate scientiarum, das er mir besonders empfahl und mein junges Gehirn dadurch eine Zeit lang in ziemliche Verwirrung setzte. Ich war im Behagen der Jugend zu einer Art von Optimismus geneigt und hatte mich mit Gott oder den Göttern ziemlich wieder ausgesöhnt: denn durch eine Reihe von Jahren war ich zu der Erfahrung gekommen, daß es gegen das Böse manches Gleichgewicht gäbe, daß man sich von den Übeln wohl wieder herstelle, und daß man sich aus Gefahren rette und nicht immer den Hals breche. Auch was die Menschen taten und trieben, sah ich läßlich an und fand manches Lobenswürdige, womit mein alter Herr keineswegs zufrieden sein wollte. Ja, als er einmal mir die Welt ziemlich von ihrer fratzenhaften Seite geschildert hatte, merkte ich ihm an, daß er noch mit einem bedeutenden Trumpfe zu schließen gedenke. Er drückte, wie in solchen Fällen seine Art war, das blinde linke Auge stark zu, blickte mit dem andern scharf hervor und sagte mit einer näselnden Stimme: ‚Auch in Gott entdeck' ich Fehler.'"

Man sieht, eine köstliche Mephistophelesfigur, die hier dem künftigen Faustdichter schon so früh begegnet. Auch das Buch, das er dem Knaben empfahl, Agrippas Schrift „Über die Ungewißheit und Eitelkeit aller Künste und Wissenschaften", ist von großer Bedeutung für die Entstehung von Goethes „Faust" geworden, und als der Dichter, wie wir später sehen werden, 1769, mit zwanzig Jahren, die Idee des Faustgedichtes zum

ersten Male erfaßte, da hat er bald darauf auch diese Schrift Agrippas wieder vorgenommen und sich eifrig damit beschäftigt. Schon der Titel dieser Schrift „Über die Ungewißheit und Eitelkeit aller Künste und Wissenschaften" erinnert lebhaft an den Beginn des ersten Monologes:

„Habe nun, ach, Philosophie,
Juristerei und Medizin,
Und leider auch Theologie
Durchaus studiert, mit heißem Bemühn.
Da steh' ich nun, ich armer Tor!
Und bin so klug als wie zuvor;
Heiße Magister, heiße Doktor gar,
Und ziehe schon an die zehen Jahr
Herauf, herab und quer und krumm
Meine Schüler an der Nase herum —
Und sehe, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen."

Daß wir nichts wissen können, ist der Inhalt des ganzen Buches von Agrippa, und daß die akademischen Lehrer ihre Schüler an der Nase herumziehen, betont er häufig genug. Was dann später Goethe als Student in Leipzig erfuhr, war zum Teil wenigstens eine Bestätigung der Ausführungen Agrippas.

Die Sage vom Doktor Faust muß Goethe damals schon gekannt haben, doch ohne seine persönlichen Erfahrungen irgendwie damit in Beziehung gesetzt zu haben. Er erzählt von den Volksbüchern, die, auf schlechtem Papier gedruckt, bei einem Büchertrödler für weniges Geld von ihm und seiner Schwester erstanden wurden. Leicht kann darunter auch das Volksbuch vom Doktor Faust in einer verkürzten Ausgabe sich befunden haben. „Der Verlag oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, welche in der folgenden Zeit unter dem Titel Volksschriften, Volksbücher bekannt und sogar berühmt geworden, war in Frankfurt selbst", erzählt Goethe. „Und wir Kinder hatten also das Glück, diese schätzbaren Überreste der Mittelzeit auf einem Tischchen vor der Haustür eines Büchertrödlers täglich zu finden und sie für ein

paar Kreuzer uns zuzueignen." Aber auch das Puppenspiel vom Doktor Faust kann er als Knabe schon gesehen haben, denn mehrfach haben zu der Zeit Puppenspieler in Frankfurt ihr Zelt aufgeschlagen und unter anderen Stücken auch den „Doktor Faust" gegeben. Die erste Erwähnung der volkstümlichen Faustgestalt finden wir in Goethes Drama „Die Mitschuldigen". Da sagt der von Angst erfüllte Söller:

„Vielleicht ist's 'raus. O weh! O wüßt' ihr, wie mir's graust.
Es wird mir siedend heiß. So war's dem Doktor Faust
Nicht halb zumut, nicht halb war's so Richard dem Dritten.
Höll' da! Der Galgen da! Der Hahnrey in der Mitten!"

Sein Verhältnis zu der Figur des Doktor Faust blieb aber ein rein äußerliches, und bei den mannigfachen dichterischen Entwürfen hat der junge Goethe weder zuerst in Frankfurt, noch in der darauffolgenden Periode in Leipzig an den Doktor Faust als Stoff für ein dichterisches Werk gedacht. Dazu war die Faustfigur, wie sie ihm aus dem Volksbuch und Puppenspiel entgegentrat, eine zu erbärmliche, und es mußte erst eine völlige Umgestaltung und Umkehrung des Verhältnisses von Faust und Teufel stattfinden, um ihm die Faustgestalt sympathisch zu machen und innerlich so nahe zu bringen, daß er sich damit in eins setzen und sie so zum Träger seines eigenen innersten und tiefsten Lebens machen konnte.

Einige Worte seien hier gleich über die Persönlichkeit des Doktor Faust und die Geschichte des von ihm handelnden Volksbuches und Puppenspiels gesagt. Es ist sehr wenig Bestimmtes und Sicheres über den wirklichen Faust bekannt, so wenig, daß man nicht einmal mit Bestimmtheit feststellen kann, wo und wann er geboren und gestorben ist, ob er mit Vornamen Johann oder Georg hieß, und ob Faust sein Familienname oder ein angenommener Name war. Die erste Erwähnung seiner Persönlichkeit geschieht in einem Briefe des gelehrten Abtes Trittheim im Jahre 1507, und zwar in einer für Faust sehr wenig schmeichelhaften Weise. Der historische Faust scheint danach ein arger Vagabund und Schwindler und einer der größten Aufschneider gewesen zu sein. Er rühmte sich, als der mächtigste Zauberer,

die wunderbarsten Dinge vollbringen zu können, scheint viel herumgekommen und, ziemlich betagt, um das Jahr 1539 herum gestorben zu sein. Man sprach viel von seinen vermeintlichen Wundertaten, erzählte sich seine losen Streiche, und so entstand ein ganzer Sagenkreis, wobei auch viele vermeintliche Wundertaten anderer Zauberer auf ihn übertragen wurden. Schließlich faßte ein anonymer Schriftsteller diese Geschichten zusammen und machte ein Buch daraus, indem er selber noch mancherlei aus verschiedenen Quellen Geschöpftes dazu tat. Der Buchdrucker Johann Spies ließ dann das Buch in Frankfurt a. M. im Jahre 1587 zuerst erscheinen. Es fand so viel Anklang, daß es noch mehrmals gedruckt wurde, mit Nachträgen und Erweiterungen; dann aber verlor es sich, so daß es äußerst selten wurde und jetzt nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden ist. Goethe hat es höchst wahrscheinlich nie zu Gesicht bekommen. Eine photographische Nachbildung dieses seltenen Buches ist von Wilhelm Scherer herausgegeben. Der Titel lautet: „Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer und Schwartzkünstler, Wie er sich gegen dem Teuffel auff eine benandte Zeit verschrieben, Was er hierzwischen für seltzame Abentheuwer gesehen, selbs angerichtet vnd getrieben, biß er endtlich seinen wol verdienten Lohn empfangen. Mehrertheils auß seinen eygenen hinderlassenen Schriften, allen hochtragenden, fürwitzigen vnd Gottlosen Menschen zum schrecklichen Beyspiel, abscheuwlichen Exempel vnd treuwhertziger Warnung zusammen gezogen, vnd in Druck verfertiget. Jacobi III. Seyt Gott vnderthänig, widerstehet dem Teuffel, so fleuhet er von euch. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn, durch Johann Spies. 1587."

Die im Inhalt mehrfach abweichende ältere Wolfenbütteler Handschrift hat Milchsack 1892—1897 herausgegeben. Im Jahre 1599 erschien dann in Hamburg eine von Georg Rudolf Widman durch fromme und gelehrte Betrachtungen sehr stark erweiterte Bearbeitung dieses Buches, die auch sehr selten geworden ist, wenn auch lange nicht in dem Maße, wie das Spiessche Volksbuch. Ein Exemplar davon befand sich schon zu des jungen Goethe Zeit auf der Stadtbibliothek in Frankfurt und kann von

ihm dort eingesehen worden sein. Eine Bearbeitung der Widmannschen Ausgabe des Volksbuches durch den Arzt Johann Nicolaus Pfitzer, die zuerst 1674 und dann noch in einer ganzen Reihe von Auflagen erschien, ist dagegen ziemlich häufig. Es ist die Bearbeitung des Volksbuches, die Goethe sich im Jahre 1801 von der herzoglichen Bibliothek in Weimar auslieh und sicherlich auch schon früher gekannt hat. Der Titel lautet: „Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende deß viel-berüchtigten Ertz-Schwarzkünstlers Johannis Fausti, Erstlich, vor vielen Jahren fleißig beschrieben, von Georg Rudolph Widman; Jetzo, aufs neue übersehen, und so wol mit neuen Erinnerungen, als nachdenklichen Fragen und Geschichten, der heutigen bösen Welt, zur Warnung, vermehret, Durch Ch. Nicolaum Pfitzerum, Med. Doct. . . . . Nürnberg, In Verlegung Wolfgang Moritz Endters und Johann Andreae Endters Sel. Erben. 1674."

Eine kurze Bearbeitung des Volksbuches von einem Christlich-Meynenden, wie sich der unbekannte Autor nennt, erschien zuerst wohl um 1712 und dann noch öfters.

Bald nach dem Erscheinen des ältesten Volksbuches vom Doktor Faust von 1587 benutzte der englische Dichter Marlowe den Stoff zu einem Drama. Englische Komödianten brachten dann die Marlowesche Faust-Tragödie nach Deutschland, wo sie in deutscher Bearbeitung viel gespielt wurde, bis schließlich das Puppenspiel vom Doktor Faust daraus entstand. Es gibt von diesem Puppenspiel verschiedene Fassungen. Eine ganze Anzahl davon hat Scheible in seinem großen Sammelwerk „Das Kloster" abgedruckt.

Goethe hat also diesem Stoff, den er sicherlich schon früh gekannt hat, zuerst fremd gegenüber gestanden und hat an dessen poetische Verwertung zunächst nicht gedacht. Dagegen machte er schon sehr zeitig jene Erfahrungen, die ihn später befähigten, sich dieses Stoffes zu bemächtigen und ihn in einzigartiger Weise zum Mittel des Ausdrucks seines eigenen innersten Lebens zu gestalten. Es seien hier noch zwei Momente hervorgehoben, die dabei in Betracht kommen: erstens der tiefe Natursinn und die religiöse Stimmung, wie sie später im Faustgedicht zu Tage treten

und schon im jungen Heros lebendig wirksam waren, und zweitens das enthusiastische Verhältnis zum Weibe, wie es in der Gretchen-Tragödie zum wundervollsten dichterischen Ausdruck gelangte und im Knaben bereits seine tiefste Wirkung ausübte.

Was den ersten Punkt anlangt, so war der Religionsunterricht, den Goethe früh genoß, nicht imstande, ihm die Religion wirklich nahe zu bringen. Er berichtet darüber: „Der kirchliche Protestantismus, den man uns überlieferte, war eigentlich nur eine Art trockene Moral; an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen." Darum machte sich der Knabe seine eigene Gottesverehrung zurecht. Er kam auf den Gedanken, „sich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, dessen frühere Zornäußerungen schon lange über der Schönheit der Welt und dem mannigfaltigen Guten, das uns darin mitgeteilt wird, vergessen waren, unmittelbar zu nähern; der Weg dazu aber war sehr sonderbar. Der Knabe hatte sich überhaupt an den ersten Glaubensartikel gehalten. Der Gott, der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung stehe, sie als sein Werk anerkenne und liebe, dieser schien ihm der eigentliche Gott, der ja wohl auch mit dem Menschen wie mit allem übrigen in ein genaueres Verhältnis treten könne und für denselben ebenso wie für die Bewegung der Sterne, für Tages- und Jahreszeiten, für Pflanzen und Tiere Sorge tragen werde. Einige Stellen des Evangeliums besagen dies ausdrücklich. Eine Gestalt konnte der Knabe diesem Wesen nicht verleihen; er suchte ihn also in seinen Werken auf und wollte ihm auf gut alttestamentarische Weise einen Altar errichten. Naturprodukte sollten die Welt im Gleichnis vorstellen, über diesen sollte eine Flamme brennen und das zu seinem Schöpfer sich aufsehnende Gemüt des Menschen bedeuten. Nun wurden aus der vorhandenen Naturaliensammlung die besten Stufen und Exemplare herausgesucht; und mit Benutzung eines Musikpults des Vaters in Gestalt einer vierseitigen Pyramide baute er nun stufenweise die Abgeordneten der Natur übereinander, so daß es recht heiter und bedeutend genug aussah. Nun sollte bei einem frühen Sonnenaufgang die

erste Gottesverehrung angestellt werden; nur war der junge Priester nicht mit sich einig, auf welche Weise er eine Flamme hervorbringen sollte, die doch auch zu gleicher Zeit einen guten Geruch von sich geben müsse. Endlich gelang ihm ein Einfall, beides zu verbinden, indem er Räucherkerzen besaß, welche, wo nicht flammend, doch glimmend den angenehmsten Geruch verbreiteten. Ja, dieses gelinde Verbrennen und Verdampfen schien noch mehr das, was im Gemüt vorgeht, auszudrücken. Aber Nachbarhäuser verdeckten den Osten. Endlich erschien sie über den Dächern; sogleich ward ein Brennglas zur Hand genommen und die in einer schönen Porzellanschale auf dem Gipfel stehenden Räucherkerzchen angezündet. Alles gelang nach Wunsch, und die Andacht war vollkommen."

So kindlich uns diese Gottesandacht anmutet, so sehen wir doch sehr deutlich dabei ein Moment zu Tage treten, das für Goethes ganzes Leben von größter Bedeutung geblieben ist, nämlich seine nicht kirchlich dogmatische, sondern rein menschliche und natürliche, pantheistische Gottesverehrung. Mit 24 Jahren erst hat er die Schriften Spinozas gelesen, und er ist ihm dann sein ganzes Leben lang treu geblieben in der Anschauung, daß Gott und die Allnatur nicht zu trennen seien, sondern eine innige Einheit bilden. Hier der Knabe aber bei seiner kindlichen Gottesverehrung kommt schon dazu, Gott in seinen Naturprodukten zu feiern, er sucht Gott in seinen Werken auf und schaut zu ihm empor als zu dem liebenden Schöpfer des Alls. Und wie wundervoll drückt der Dichter später diese Auffassung im Faust-Gedicht aus. Als Gretchen an den Geliebten die Frage richtet, ob er an Gott glaube, antwortet ihr Faust, daß wir Gott nur zu erfassen vermögen im All der Natur, in all dem Herrlichen, das uns umgibt und uns im Herzen lebt und webt:

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?

Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles."

Der Dichter will sagen: mit einem Namen ist immer ein Begriff verbunden, und dieser Begriff kann falsch sein. Die Natur aber, Gottes herrliches Gewand, spricht unmittelbar zu unserm Herzen und gibt uns ein richtigeres Gefühl von Gottes Wirken und Wesen, als es irgend ein Name oder Begriff zu tun vermöchte. Gottes Wesen geht über alles Begreifen hinaus und spottet jedes Versuches, ihn mit menschlichen Gedanken zu umspannen, während er sich dem Herzen, dem innigen Gefühl unmittelbar offenbart. So zeigt sich auch Gott in seinem schönsten Werk, im Menschen, und wo das ganze Herz sich darauf richtet und es mit innigster Liebe umfängt, wo der Mensch im Menschen, der Mann im Weibe, das Weib im Manne ganz aufgeht, sich selbst vergißt und nur dem andern zu Liebe lebt, da tritt auch das Göttliche zu Tage, und göttlich nennen wir die reine, innige, sich selbst vergessende Liebe eines Menschen zum andern. Etwas Ewiges, etwas Göttliches hat die erste Liebe eines tief angelegten Men-

schen, und wie Goethe in dem Übergang aus dem Knaben- ins Jünglingsalter in der letzten Zeit in Frankfurt, bevor er nach Leipzig auf die Universität kam, diese Liebe zum Weibe erfuhr, so hat er sie auch mit dem ganzen Enthusiasmus seines tiefbewegten Gefühls im Faustgedicht zur Darstellung gebracht. Er hat dem Weibe, in dem Faust alle Himmel sieht, den Namen Gretchen gegeben, wie das Mädchen hieß, das in Frankfurt den zum Jüngling sich entwickelnden Knaben mit einer so enthusiastischen, hingebenden, einzigen Liebe erfüllte. Goethe sagt selber, daß die erste Liebe etwas Ewiges an sich habe, jede zweite sei dagegen mit dem Geschmack des Endlichen und Vergänglichen behaftet. Bei der ersten Liebe denkt der junge Mensch, es sei die einzige, die ihn für immer, für ewig ausfüllt; bei der zweiten und jeder folgenden ist diese Illusion schon zerstört; wie die erste Liebe ihr Ende gefunden, so kann es auch die zweite und dritte. Faust aber liebt zum ersten Male ein Weib, wie der jugendliche Heros sein Gretchen in Frankfurt liebte, und darum läßt der Dichter seinen Helden zu Mephistopheles, als dieser ihn damit höhnt, daß er sein Gretchen doch belügen und ihr von ewiger Treue und Liebe vorschwärmen werde, sagen:

„Wenn ich empfinde,
Für das Gefühl, für das Gewühl
Nach Namen suche, keinen finde,
Dann durch die Welt mit allen Sinnen schweife,
Nach allen höchsten Worten greife,
Und diese Glut, von der ich brenne,
Unendlich, ewig, ewig nenne,
Ist das ein teuflisch Lügenspiel?"

Freilich hatte das Verhältnis des fünfzehnjährigen Goethe zu dem lieblichen Frankfurter Gretchen noch einen ganz unschuldigen und harmlosen, rein seelischen Charakter, während sich in das Verhältnis Fausts zu Gretchen bei aller tiefen Seelenliebe auch das sinnliche Begehren hineinmischt und den tragischen Ausgang herbeiführt. Ferner liebt Gretchen den Faust so mit ganzer Seele und allen Sinnen, daß sie sich ihm schrankenlos

hingibt und kein Leben kennt ohne ihn und seine Liebe. Goethes Frankfurter Gretchen dagegen hatte nur eine schwesterliche Neigung für den einige Jahre jüngeren schönen und intelligenten Knaben, und ganz freimütig, als man sie darüber ausforschte, erklärte sie: „Ich kann es nicht leugnen, daß ich ihn oft und gern gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet, und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich. In manchen Fällen habe ich ihn gut beraten, und anstatt ihn zu einer zweideutigen Handlung anzuregen, habe ich ihn verhindert, an mutwilligen Streichen teilzunehmen, die ihm hätten Verdruß bringen können."

Als der junge Goethe, der sich über Gretchens Verlust ganz untröstlich gezeigt hatte, dies erfuhr, daß sie ihn für ein Kind zu den Akten erklärt hatte, nahm er es ganz entsetzlich übel, wie er berichtet, und glaubte sich nun auf einmal von aller Leidenschaft für sie geheilt. Ja, er versicherte hastig seinem Freunde, daß nun alles abgetan sei. Auch sprach er nicht mehr von ihr, nannte ihren Namen nicht mehr, konnte aber die Gewohnheit nicht lassen, an sie zu denken, sich ihre Gestalt, ihr Wesen, ihr Betragen zu vergegenwärtigen, das ihm dann freilich jetzt in einem ganz anderen Lichte erschien. Er fand es ganz unerträglich, daß ein Mädchen, höchstens ein paar Jahre älter wie er, ihn für ein Kind halten sollte, der er doch für einen ganz gescheiten und geschickten Jungen zu gelten glaubte. Nun kam ihm ihr kaltes, abstoßendes Wesen, das ihn sonst so angereizt hatte, ganz widerlich vor; die Familiaritäten, die sie sich gegen ihn erlaubte, ihm zu erwidern aber nicht gestattete, waren ihm jetzt ganz verhaßt. So bemühte er sich, wie er äußerlich von ihr getrennt war, sich nun auch innerlich von ihr zu lösen, indem er sich einzureden suchte, daß sie eine verschmitzte und selbstsüchtige Kokette gewesen wäre, weil sie, ohne ihn wirklich zu lieben, doch eine von ihm für einen andern Zweck verfertigte poetische Liebesepistel unterschrieben und ihm dadurch eine förmliche Neigung erklärt hatte. Er suchte ihr in Gedanken alle liebenswürdigen Eigenschaften abzustreifen und war dem Verstande nach überzeugt, sie verwerfen zu müssen; nur ihr Bild strafte ihn Lügen, so oft

es ihm wieder vorschwebte, was freilich oft genug geschah. Ja, dies Bild hat ihn sein Leben lang begleitet, und wie er seiner ersten Liebe ein wunderbares Denkmal gesetzt in der Gretchen-Tragödie des „Urfaust", so erscheint ihm dies Bild auch noch im hohen Alter, als er den vierten Akt des zweiten Teils des „Faust" gestaltet, in verklärter Gestalt: Faust entläßt dort, im Hochgebirg auftretend, seiner Wolke Tragewerk, und staunend in Bewunderung sieht er, wie sich die Wolke wandelt zu einem göttergleichen Frauenbild, Junonen ähnlich, Ledan, Helenen, bis sich das Ganze wieder verändert und schließlich formlos breit und aufgetürmt im Osten ruht, fernen Eisgebirgen gleich. So hat sich alles das, was sich ihm in reicher Schönheitsfülle in seinem Verhältnis zur antiken Welt und zur Kunst dargeboten und in der Helena-Tragödie symbolisch dargestellt hatte, wieder verloren; die früheste Neigung des Herzens, das Frührot der Liebe, Aurorens Liebe, aber steigt in seiner Erinnerung wieder empor und erfrischt seine Seele zu einer Zeit, da es das klassische Schönheitsideal nicht mehr zu tun vermag:

„Doch mir umschwebt ein zarter lichter Nebelstreif
Noch Brust und Stirn, erheiternd, kühl und schmeichelhaft.
Nun steigt es leicht und zaudernd hoch und höher auf,
Fügt sich zusammen. — Täuscht mich ein entzückend Bild,
Als jugenderstes, längstentbehrtes höchstes Gut?
Des tiefsten Herzens früheste Schätze quellen auf;
Aurorens Liebe, leichten Schwungs, bezeichnet's mir,
Den schnellempfundnen, ersten, kaum verstandnen Blick,
Der, festgehalten, überglänzte jeden Schatz.
Wie Seelenschönheit steigert sich die holde Form,
Löst sich nicht auf, erhebt sich in den Äther hin,
Und zieht das Beste meines Innern mit sich fort."

Wir erkennen die feine Symbolik: das Bild der Kunst in der Gestalt der Leda, Juno, Helena verwandelt sich, wird unförmlich und ruht fern im Osten, während die holde Form der ersten Liebe sich nicht auflöst, sondern sich noch steigert, das heißt deutlicher und klarer wird, und sich emporhebt zu göttlichen

Höhen, das Beste seines Innern mit sich emportragend, ein anderer Ausdruck für die den Schluß des ganzen großen Weltgedichts bildenden Verse:

„Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan."

Findet doch Faust an der ewigen Stätte, wohin er, befreit von der Trübung des Erdenlebens, zurückkehrt, nicht die Leda, Juno oder Helena bereit ihn zu empfangen, sondern seine erste Liebe, Gretchen, und die Mater gloriosa wendet sich zu ihr mit den Worten:

„Komm! Hebe dich zu höhern Sphären!
Wenn er dich ahnet, folgt er nach."

Goethe sagt einmal: „Jugendeindrücke verlöschen nie", und hier sehen wir, wie ein Jugendeindruck von einem so tief angelegten Manne wie Goethe festgehalten wird ein langes, ungeheuer reiches und mannigfaches Leben hindurch bis ans Ende. Wie viele Frauen hat Goethe später gekannt und geliebt, und manche von ihnen mußten dem Gretchen im Faust einzelne Züge leihen, so z. B. die Sesenheimer Friederike und Charlotte Buff in Wetzlar, und doch hat keine andere Liebe ihm jemals wieder so den Hauch des Ewigen an sich zu tragen geschienen, wie diese erste tiefe, innige Knabenliebe.

Goethe hatte sie im Hause ihrer Verwandten kennen gelernt, einiger junger Leute, die, zu allen möglichen Streichen aufgelegt, des jungen Goethe poetisches Talent benutzten, um sich zu gemeinsamen Schmausereien Geld zu verschaffen oder lustige Mystifikationen ins Werk zu setzen. Goethe erzählt von der ersten Begegnung mit ihr: „Bei unserer Ankunft", nämlich im Hause seiner Bekannten, „stand bereits der Tisch reinlich und ordentlich gedeckt, hinreichender Wein war aufgestellt. Wir setzten uns und blieben allein, ohne Bedienung nötig zu haben. Als es aber doch zuletzt an Wein gebrach, rief einer nach der Magd; allein statt derselben trat ein Mädchen herein, von ungemeiner, und wenn man sie in dieser Umgebung sah, von un-

glaublicher Schönheit. ‚Was verlangt ihr?' sagte sie, nachdem sie auf eine freundliche Weise guten Abend geboten: ‚Die Magd ist krank und zu Bette. Kann ich euch dienen?' ‚Es fehlt an Wein,' sagte der eine, ‚wenn du uns ein paar Flaschen holtest, so wäre es sehr hübsch.' ‚Tu es, Gretchen,' sagte der andere, ‚es ist ja nur ein Katzensprung.' —‚Warum nicht?' versetzte sie, nahm ein paar leere Flaschen vom Tisch und eilte fort. Ihre Gestalt war von der Rückseite fast noch zierlicher. Das Häubchen saß so nett auf dem kleinen Kopfe, den ein schlanker Hals gar anmutig mit Nacken und Schultern verband. Alles an ihr schien auserlesen, und man konnte der ganzen Gestalt um so ruhiger folgen, als die Aufmerksamkeit nicht mehr durch die stillen treuen Augen und den lieblichen Mund angezogen und gefesselt wurde. Ich machte den Gesellen Vorwürfe, daß sie das Kind in der Nacht allein ausschickten; sie lachten mich aus, und ich war bald getröstet, als sie wiederkam; denn der Schenkwirt wohnte nur über die Straße. — ‚Setze dich dafür auch zu uns,' sagte der eine. Sie tat es, aber leider kam sie nicht neben mich. Sie trank ein Glas auf unsere Gesundheit und entfernte sich bald, indem sie uns riet, nicht lange beisammen zu bleiben und überhaupt nicht so laut zu werden, denn die Mutter wolle sich eben zu Bette legen. Es war nicht ihre Mutter, sondern die unserer Wirte, ihrer Verwandten. Die Gestalt dieses Mädchens verfolgte mich von dem Augenblick an auf allen Wegen und Stegen. Es war der erste bleibende Eindruck, den ein weibliches Wesen auf mich gemacht hatte; und da ich einen Vorwand, sie im Hause zu sehen, weder finden konnte noch suchen mochte, ging ich ihr zu Liebe in die Kirche und hatte bald ausgespürt, wo sie saß; und so konnte ich während des langen protestantischen Gottesdienstes mich wohl satt an ihr sehen. Beim Herausgehen getraute ich mich nicht sie anzureden, noch weniger sie zu begleiten, und ich war schon selig, wenn sie mich bemerkt und gegen einen Gruß genickt zu haben schien."

Goethe schildert, wie er dann weiter noch Gelegenheit fand, sie in ihrem Hause zu sehen, wie ihre jungen Verwandten ihn veranlaßten, zu einer lustigen Irreführung einen Liebesbrief

eines jungen Mädchens an einen Mann in Versen aufzusetzen, wie Gretchen ihn ernstlich warnte, sich von den jungen Leuten nicht zu solchen losen Streichen gebrauchen zu lassen, wie er es ihr dann nahe legte, ihrerseits die poetische Epistel als an ihn gerichtet zu unterschreiben, und wie sie dieses auch tat: „Ich schob ihr das Blatt näher hin, das sie schon wieder mir zugeschoben hatte, sie lächelte, besann sich einen Augenblick, nahm die Feder und unterschrieb. Ich kannte mich nicht vor Entzücken, sprang auf und wollte sie umarmen. — ‚Nicht küssen!' sagte sie: ‚das ist so was Gemeines; aber lieben, wenn's möglich ist.' Goethe bemerkt dazu: „Die ersten Liebesneigungen einer unverdorbenen Jugend nehmen durchaus eine geistige Wendung. Die Natur scheint zu wollen, daß ein Geschlecht in dem andern das Gute und Schöne sinnlich gewahr wird. Und so war auch mir durch den Anblick dieses Mädchens, durch meine Neigung zu ihr, eine neue Welt des Schönen und Vortrefflichen aufgegangen."

Er hat sich dann noch oft ihrer reizenden Gegenwart in der unschuldigsten Weise erfreut, bis ein Zufall seinen Angehörigen den ganzen heimlich gepflegten Verkehr mit den jungen Verwandten Gretchens und mit ihr selber enthüllte und ihm den weiteren Umgang unmöglich machte. Man glaubte zuerst, schlimmen Dingen auf der Spur zu sein, eine eingehende Untersuchung wurde angestellt; aber die jungen Verwandten Gretchens wurden nur mit einer gelinden Verwarnung entlassen. Gretchen selber aber bestand vor ihren Examinatoren so gut, daß diese ihr selbst gewogen wurden. Auf ihren eigenen Wunsch verließ sie Frankfurt, um in ihren Heimatsort zurückzukehren, und Goethe hat sie nie wieder gesehen und nie wieder von ihr gehört. Seine Verzweiflung wurde zuerst grenzenlos, und seine Drohung, wenn man seinen Bekannten und Gretchen ein Unrecht zufüge, so werde er sich ein Leid antun, hätte er unter Umständen wahr gemacht. Das Weinen und Rasen hörte zuerst gar nicht auf. Oft hatte er sich halbe Nächte lang mit dem größten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so daß es durch Tränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß er kaum mehr schlingen konnte und der Genuß von Speise und Trank ihm schmerzlich

wurde, auch die Brust zu leiden schien. Ein junger Mann, der eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidet hatte, besuchte ihn öfters und bemühte sich, ihn zu trösten und auf andere Gedanken zu bringen. Goethes Eltern nahmen diesen jungen Mann für einige Zeit ganz ins Haus, und nachdem er den Leidenden über das Schicksal seiner Bekannten und Gretchens beruhigt hatte, gelang es ihm, durch die Erzählung der Aussage Gretchens über ihr Verhalten dem jungen Goethe gegenüber diesen endlich von seinem leidenschaftlichen Schmerz soweit zu heilen, daß er sich ermannen und in neuer Tätigkeit eine Ablenkung suchen konnte. Das verwundete junge Gemüt fand Trost in der Beschäftigung mit der Philosophie, deren besonderer Liebhaber der junge Hofmeister war, und im Zeichnen nach der Natur, wobei sich Goethe heimliche lauschige Plätzchen in den Wäldern der Umgegend aussuchte, indem auch hierbei wieder seine innige Liebe zur Natur und die tiefe Verehrung aller ihrer Erscheinungen zu Tage trat. „Ich zog meinen Freund", berichtet Goethe, „in die Wälder, und indem ich die einförmigen Fichten floh, suchte ich jene schönen, belaubten Haine, die sich zwar nicht weit und breit in die Gegend erstreckten, aber doch immer von solchem Umfange sind, daß ein armes, verwundetes Herz sich darin verbergen kann."

So wirkte der Verkehr mit der Natur äußerst wohltätig auf sein krankes Gemüt. Und auch die Philosophie übte ihre aufrichtende Wirkung aus. Freilich nicht die Schulphilosophie, die der junge Hofmeister in Jena bei Professor Daries sich zu eigen gemacht hatte und nun seinem jungen Freunde vortrug, sondern die Philosophie der Stoiker, zu denen schon früher Goethe eine Neigung gefaßt hatte und deren Lehre ihm besonders in der Darstellung Epiktets wichtig und bedeutsam wurde. Auch dieser Vorliebe ist er treu geblieben, und in seiner Bibliothek in Weimar ist ein „Handbüchlein der Moral" von Epiktet vorhanden, das er noch in höherem Alter fleißig benutzt hat. Epiktets Hauptgrundsatz ist aber Verachtung der Dinge, die nicht in unserer Gewalt sind. Alle äußeren Güter sind vergänglich, dem Wechsel, dem Zufall preisgegeben. Hängen wir nun unser

Herz daran, so werden wir fortwährend in Mitleidenschaft gezogen und werden elend und unglücklich. Darum reißt sich der tiefer angelegte Mensch los von aller Sorge um die äußeren Dinge und macht es sich von vornherein klar, daß er in dieser Welt kein äußeres wahres unveränderliches und unvergängliches Gut zu finden imstande ist, bei dem er sich dauernd zu beruhigen vermöchte. Wir werden später sehen, wie der Übermensch Faust, ganz von diesem Sinne erfüllt, gleichfalls alle Sorge um die Güter dieser Welt hinter sich wirft und mit dem Teufel die Wette eingeht, daß dieser ihm nichts zu verschaffen und vor die Seele zu führen vermöge, bei dem er, Faust, zu beharren, bei dem er als einem wahren Gut sich zu beruhigen imstande wäre. So weist auch die Liebhaberei des Jünglings für den strengen und herben Epiktet schon auf den tiefen philosophischen Gehalt des Faustgedichtes hin. Und so spinnen sich die Fäden von der frühesten Jugend Goethes bis in sein spätestes Alter, eine wundervolle Einheit in diesem großen göttlichen Geiste verratend. —

## 2. Goethe als Student in Leipzig. Universitätsleben. Auerbachs Keller. Dichterische Versuche. Leichtfertiges Leben. Todesnähe und ernste Umkehr.

Ende September 1765, einen Monat nach seinem Geburtstag, an dem er 16 Jahre alt geworden war, fuhr Wolfgang auf den Wunsch des Vaters nach Leipzig, um sich dort der Rechtswissenschaft zu widmen. Wolfgang selber hätte Göttingen und das Studium der alten Sprachen vorgezogen. Als er in Leipzig ankam, war es gerade Meßzeit. Mit vielem Anteil durchstrich er den Markt und die Buden und beobachtete die fremden Gestalten der Polen, Russen und Griechen. Die Stadt selber machte einen sehr guten Eindruck auf ihn, und besonders imponierten ihm „die ungeheuer scheinenden Gebäude, die nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfaßten und großen Burgen ähnlich sind". In einem dieser großen Häuser, in der Feuerkugel, zwischen dem alten und neuen Neumarkt, quartierte er sich ein und fand als Stubennachbar einen armen, an den Augen leidenden Theologen Limprecht, dessen er sich kameradschaftlich annahm. Bald nach seiner Ankunft ging er, mit einem Empfehlungsschreiben versehen, zu Hofrat Böhme, der Geschichte und Staatsrecht an der Universität lehrte und dessen Vorlesungen er zunächst besuchen wollte. Er wurde von diesem und seiner Gattin, einer fein gebildeten Dame, sehr freundlich aufgenommen; als er aber bald danach dem Hofrat Böhme seine Absicht mitteilte, das ihm vom Vater aufgezwungene Studium der Jurisprudenz aufzugeben und sich ganz dem Studium der alten Spra-

chen, den schönen Wissenschaften zu widmen, da fand er keine Gegenliebe bei Hofrat Böhme; vielmehr veranlaßte ihn dieser, den Wunsch des Vaters zu achten und bei der Jurisprudenz zu bleiben. Er sollte Philosophie, Rechtsgeschichte, Institutionen und noch einiges andere hören, doch setzte es Wolfgang durch, daß er dazu noch Gellerts Vorlesungen besuchen und auch praktische Übungen bei diesem mitnehmen durfte. Aber wie so manchem Studenten, so ging es auch unserm Freunde. Anfangs nahm er an den Vorlesungen eifrig teil, später schwächte sich das Interesse bedeutend ab, bis er nur sehr wenige besuchte. Die Philosophie, die er bei Professor Winckler hörte, genügte ihm nicht. In der Logik kam es ihm wunderlich vor, daß er die Geistesoperationen, die er von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, auseinanderzerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte, um dadurch erst den rechten Gebrauch derselben einzusehen. Darum läßt er später in seinem „Faust" den Teufel zum angehenden Studenten sagen:

„Mein teurer Freund, ich rat' Euch drum
Zuerst Collegium Logicum.
Da wird der Geist Euch wohl dressiert,
In spanische Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächtiger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa, die Kreuz und Quer,
Irrlichteliere hin und her.
Dann lehret man Euch manchen Tag,
Daß, was Ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nötig sei.
Zwar ist's mit der Gedankenfabrik
Wie mit einem Weber-Meisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber hinüber schießen,
Die Fäden ungesehen fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.

Der Philosoph, der tritt herein
Und beweist Euch, es müßt' so sein:
Das Erst' wär' so, das Zweite so,
Und drum das Dritt' und Vierte so,
Und wenn das Erst' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preisen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden."

Auch unser Wolfgang wäre wohl kein Weber geworden, auch ihm wäre niemals ein Gedankenmeisterstück gelungen, wenn er nur auf dem Hergebrachten gefußt und sich an der Philosophie des Professors Winckler hätte genügen lassen. Mit Recht sagt Goethe: „Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte ich ungefähr soviel zu wissen als der Lehrer selbst, und es schien mir an mehr als an einer Stelle gewaltig zu hapern." Mit den juristischen Vorlesungen ging es nicht besser. Der Vater hatte mit ihm so viel und so gründlich Rechtswissenschaften getrieben, und Wolfgangs vorzügliches Gedächtnis sowie sein geniales Fassungsvermögen hatten ihn auf diesem Gebiete so gut orientiert, daß er es höchst langweilig fand, das alles in der Vorlesung noch einmal mit anzuhören. Auch die andern Vorlesungen, auf die er eigentlich gerechnet hatte, daß sie ihn erbauen sollten, konnten ihm nicht viel geben. Aus Professor Ernestis Vorlesungen über Ciceros „Bücher vom Redner" lernte er wohl einiges; aber das, was er eigentlich suchte, einen Maßstab des ästhetischen Urteils, fand er nicht darin. In größtem Ansehen bei allen stand noch der berühmte Professor Gellert. Goethe hörte bei ihm Vorträge nach Stockhausens „Entwurf einer auserlesenen Bibliothek" und nahm auch Teil an Gellerts „Übungen in deutschen und lateinischen Ausarbeitungen zur Bildung des Verstandes und des Stiles"; aber Gellert war kein Genie, und alles, was Genie besaß, blieb ihm fremd. So hörte Goethe von ihm nichts über Klopstock, Kleist, Wieland und Lessing. Auch das Genialische in den Ausarbeitungen Goethes verstand Gellert nicht; er hatte keine Ahnung von der Bedeutung seines Schülers. Verse, die

Goethe häufig in seine Aufsätze hineinstreute, wollte er nicht dulden, und das Leidenschaftliche, wild Wogende in Goethes Prosa war ihm ganz unsympathisch. So tadelte Gellert nur an den Ausarbeitungen Goethes herum, ohne den jungen Dichter irgendwie zu fördern. Kam Goethe privatim zu Gellert, so wußte dieser mit dem jungen Genie erst recht nichts anzufangen und fragte ihn nur in weinerlichem Tone, ob er auch recht fleißig in die Kirche und zum Abendmahle ginge und wer sein Beichtvater wäre. Die Stilübungen bei Professor Clodius dienten auch nicht dazu, den jungen Dichter anzuregen. Auch Clodius wußte nur zu tadeln, und dabei waren die eigenen poetischen Produktionen des Professors Clodius derart, daß sein Schüler Goethe nur seinen Spott damit trieb. Was Wunder, wenn es daher im Urfaust heißt:

„Zwar bin ich gescheuter als alle die Laffen,
Doktors, Professors, Schreiber und Pfaffen,"

und wenn schon damals in Leipzig eine ähnliche, den hergebrachten akademischen Zopf geringschätzende Stimmung sich des jungen Feuergeistes bemächtigte, der in die Tiefe alles Wissens dringen wollte und überall mit schalem Zeuge abgespeist wurde.

Wenn Goethe während seines fast dreijährigen Aufenthaltes in Leipzig eine wirkliche, bedeutende Förderung erfuhr, so verdankt er diese nicht den akademischen Größen, um deretwillen er nach Leipzig gegangen war, sondern einem Künstler, dem Direktor der Malerakademie Friedrich Oeser. Goethe nahm bei ihm Unterricht im Zeichnen und Malen und wurde von ihm auf das Wesen aller echten Kunst hingeleitet: „Edle Einfalt und stille Größe" war das Ideal, das Oeser aufstellte. Er war der Lehrer Winckelmanns und wurde auch der Lehrer Goethes. Von Frankfurt aus schrieb dieser später an Oeser: „Was bin ich Ihnen nicht schuldig, teuerster Herr Professor, daß Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben . . . Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß

die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers. Lehre tut viel, aber Aufmunterung tut alles. Wer unter allen meinen Lehrern hat mich jemals würdig geachtet, mich aufzumuntern als Sie? ... Ja, Herr Professor, wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt." Hatte er doch schon vor dem Ende des ersten Halbjahres, an seiner dichterischen Begabung verzweifelnd, seine meisten vollendeten oder erst begonnenen Arbeiten ins Feuer geworfen. Im April 1766 schreibt er an seinen Freund Riese und drückt dabei in Versen seinen Kummer darüber aus, daß es ihm versagt sei, sich zu den Höhen der wahren Kunst zu erheben:

„... Es klang von meiner Leier zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommners käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um emporzurudern,
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubte ich, ich hab' sie schon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie er mir schien, nichts war als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen und wie der hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor und windet sich,
Und ängstlich spannt er alle Nerven an

Und bleibt am Staube. Doch schnell entsteht ein Wind,
Der hebt den Staub in Wirbeln auf. Den Wurm
Erhebt er in den Wirbeln auch. Der glaubt
Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet schon
Im Taumel. Doch auf einmal zieht der Wind
Den Odem ein. Es sinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er wie zuvor."

Wie in Goethes Leben stets neben der Kunst auch die Liebe zum Weibe eine Hauptrolle spielte, so auch in dieser Zeit in Leipzig, und wieder war es ein einige Jahre älteres Mädchen, das es ihm angetan hatte. Als sein späterer Schwager, der Frankfurter Advokat Schlosser, auf kurze Zeit nach Leipzig kam, kehrte er beim Weinwirt Schönkopf auf dem Brühl ein und veranlaßte auch Goethe, dort zu speisen. Dieser fand nicht nur eine auserlesene Tischgesellschaft, die ihn bewog, nach Schlossers Abreise diesem Kreise treu zu bleiben, sondern auch ein reizendes Mädchen, die Tochter des Wirtes, Anna Katharina Schönkopf, die sehr rasch sein Herz in Flammen setzte und ihm bald auch freundlich geneigt wurde. Ihr, seinem Ännchen, widmete er eine Sammlung Gedichte unter dem Titel „Annette"; sein Verhältnis zu ihr spiegelt sich auch in seinem Drama „Die Laune des Verliebten" wieder. Sie hatte viel von ihm zu leiden, denn seine Laune war oft schlecht. Es war so vieles in Leipzig, was ihn drückte und verstimmte; sein ganzes uroriginelles Wesen stand im Gegensatz zu dem französischen Firnis der Leipziger Gesellschaft; man tadelte ihn, man modelte an ihm herum, er war unzufrieden mit sich und daher auch mit anderen, und so quälte er sich und sein Ännchen. Glaubte er zu bemerken, daß sie einem andern der Gäste des Hauses ihre Gunst zuwandte, oder daß sie kälter gegen ihn wurde, so geriet er in die heftigste Erregung. Seine unbegründete Eifersucht aber, die Art, wie er seinem Ännchen das Leben erschwerte, stellt er in seinem Schäferspiel dar. Goethe selber berichtet darüber in „Dichtung und Wahrheit":

„Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Ännchen übertragen, von der ich nicht mehr zu sagen wüßte,

als daß sie jung, hübsch, munter, liebevoll und so angenehm war, daß sie wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeitlang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden, um ihr jede Verehrung zu widmen, welche zu erteilen oft mehr Behagen erregt als zu empfangen. Ich sah sie täglich ohne Hindernisse, sie half die Speisen bereiten, die ich genoß, sie brachte mir wenigstens abends den Wein, den ich trank, und schon unsere mittägige abgeschlossene Tischgesellschaft war Bürge, daß das kleine, von wenig Gästen außer der Messe besuchte Haus seinen guten Ruf wohl verdiente. Es fand sich zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit und Lust. Da sie sich aber aus dem Hause wenig entfernen konnte noch durfte, so wurde denn doch der Zeitvertreib etwas mager. Wir sangen die Lieder von Zachariä, spielten den Herzog Michel von Krüger, wobei ein zusammengeknüpftes Schnupftuch die Stelle der Nachtigall vertreten mußte, und so ging es eine Zeitlang noch ganz leidlich. Weil aber dergleichen Verhältnisse, je unschuldiger sie sind, desto weniger Mannigfaltigkeit auf die Dauer gewähren, so ward ich von jener bösen Sucht befallen, die uns verleitet, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen. Die böse Laune über das Mißlingen meiner poetischen Versuche, über die anscheinende Unmöglichkeit, hierüber ins klare zu kommen, und über alles, was mich hie und da sonst kneipen mochte, glaubte ich an ihr auslassen zu dürfen, weil sie mich wirklich von Herzen liebte und, was sie nur immer konnte, mir zu Gefallen tat. Durch unbegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb ich mir und ihr die schönsten Tage. Sie ertrug es eine Zeitlang mit unglaublicher Geduld, die ich grausam genug war aufs äußerste zu treiben. Allein zu meiner Beschämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß sich ihr Gemüt von mir entfernt habe, und daß ich nun wohl zu den Tollheiten berechtigt sein möchte, die ich mir ohne Not und Ursache erlaubt hatte. Es gab auch schreckliche Szenen unter uns, bei welchen ich nichts gewann; und nun fühlte ich erst, daß ich sie wirklich liebte und daß ich sie nicht entbehren könne. Meine

Leidenschaft wuchs und nahm alle Formen an, deren sie unter solchen Umständen fähig ist; ja zuletzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Alles Mögliche suchte ich hervor, um ihr gefällig zu sein, ihr sogar durch andere Freude zu verschaffen; denn ich konnte mir die Hoffnung, sie wieder zu gewinnen, nicht versagen. Allein es war zu spät! Ich hatte sie wirklich verloren, und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir selbst rächte, indem ich auf mancherlei unsinnige Weise in meine physische Natur stürmte, um der sittlichen etwas zuleide zu tun, hat sehr viel zu den körperlichen Übeln beigetragen, unter denen ich einige der besten Jahre meines Lebens verlor; ja ich wäre vielleicht an diesem Verlust völlig zugrunde gegangen, hätte sich hier nicht das poetische Talent mit seinen Heilkräften besonders hilfreich erwiesen."

„Schon früher hatte ich in manchen Intervallen meine Unart deutlich genug wahrgenommen; das arme Kind dauerte mich wirklich, wenn ich sie so ganz ohne Not von mir verletzt sah. Ich stellte mir ihre Lage, die meinige, und dagegen den zufriedenen Zustand eines anderen Paares aus unserer Gesellschaft so oft und so umständlich vor, daß ich endlich nicht lassen konnte, diese Situation, zu einer quälenden und belehrenden Buße, dramatisch zu behandeln. Daraus entsprang die älteste meiner übergebliebenen dramatischen Arbeiten, das kleine Stück: Die Laune des Verliebten, an dessen unschuldigem Wesen man zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird."

„Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession."

Wir werden noch sehen, welche Bedeutung dieses Wort für die Erklärung der größten dichterischen Schöpfung Goethes, des

„Faust" besitzt. Auch da werden wir eigenen, inneren Erlebnissen des Dichters begegnen, die uns erst den Schlüssel zum Verständnis der tiefsinnigsten und bedeutsamsten Stellen liefern werden.

Im Schönkopfschen Hause lernte Goethe auch den elf Jahre älteren Hofmeister des Grafen von Lindenau Ernst Wolfgang Behrisch kennen, mit dem er sich sehr anfreundete und viel verkehrte. Behrisch wohnte im Auerbacher Hof, in dem sich Auerbachs Keller befand, der damals schon die Faustbilder enthielt, die ihn berühmt gemacht haben und die Goethe veranlaßten, die Szene in „Auerbachs Keller in Leipzig" seinem Faustgedicht einzuverleiben. Diese Szene ist schon in den Bruchstücken des „Faust" enthalten, die Goethe in der Zeit vom Sommer 1774 bis zum Sommer 1775 in Frankfurt niederschrieb. Wie lange er sich schon vorher in Gedanken mit ihr getragen hatte, wissen wir nicht. Die Anregung hat er sicherlich schon als Student in Leipzig empfangen, wo er oft Gelegenheit hatte, sich die Faustbilder, auf deren einem Faust auf einem Fasse aus dem Keller reitet, anzusehen. Gewiß hat er damals schon an dem wüsten Treiben mancher studentischen Saufkumpane Anstoß genommen und ist selber sehr bald mit dieser niedrigen Art des Lebensgenusses fertig geworden. Die Szene in Auerbachs Keller ist dann später aus dem Manuskript des „Urfaust" in zum Teil veränderter Gestalt in das 1790 veröffentlichte Faust-Fragment übergegangen, wobei nicht mehr Faust den übermütigen Saufgesellen den Possen spielt, sondern Mephistopheles.

In Leipzig aber war es Faust-Goethe selber gewesen, der seinen Kumpanen manchen Streich spielte, so daß gelegentlich alle seine Bekannten von ihm zu leiden hatten; und doch hatten ihn alle gern; und als ihn zuletzt eine schwere Krankheit aufs Lager warf und eine Zeitlang sogar sein Leben bedrohte, zeigte sich eine allgemeine herzliche Teilnahme, die mit vielem aussöhnen muß, was ihm sonst Schlimmes in Leipzig begegnete. Schon vorher hörten wir, wie Goethe davon sprach, daß der von ihm selber verschuldete Verlust der Liebe seines Ännchens ihn dazu brachte, wild in seine physische Natur zu stürmen, so daß

er fast darüber zugrunde gegangen wäre. Er schonte sich auch sonst nicht; beim Kupferstecher Stock übte er sich im Radieren, ohne sich beim Ätzen der Kupferplatten vor den aufsteigenden Dämpfen der Ätzlösung genügend zu schützen, so daß seine Lungen angegriffen wurden. Dazu kam eine falsche Ernährungsweise; er konnte das schwere Merseburger Bier nicht vertragen. Eine übertriebene Abhärtung trug das ihrige dazu bei; und ein leichtfertiges sinnliches Liebesleben, zu dem er sich, von Ännchen verschmäht, getrieben fühlte, half den schon angegriffenen Körper noch mehr zerrütten. Eines Nachts wachte er mit einem heftigen Blutsturz auf und hatte gerade noch soviel Kraft und Besinnung, seinen Stubennachbar, den Theologen, zu wecken. Der Arzt wurde gerufen und tat, was er vermochte. Mehrere Tage lang schwebte aber Goethes Leben in Gefahr, und als dann die dringendste Sorge beseitigt war, wurde man auf eine Geschwulst aufmerksam, die sich an der linken Seite des Halses gebildet hatte. Mehrere Wochen mußte er fest liegen und in der sorgsamsten Weise gepflegt werden, um wieder allmählich zu Kräften zu kommen. Noch lange, nachdem er schon aufgestanden war, hing ihm die Krankheit an, und als er von Leipzig nach Frankfurt zurückgekehrt war, da war er noch immer leidend und mußte lange Zeit hindurch das Zimmer hüten.

Die Krankheit hatte aber auch ihr Gutes und bildet in seiner inneren Entwicklung einen Markstein. Er war in dem weltlichen, oberflächlichen Treiben in Leipzig so aufgegangen, sein leidenschaftliches Wesen hatte ihn derart hin und her gerissen zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen, daß er sich selbst verlor und sein tieferes Wesen darunter litt. Da kam die schwere Krankheit und schnitt ihn von allem äußeren Leben ab. Damit waren aber auch alle auf äußere Dinge gerichteten Leidenschaften plötzlich außer Wirksamkeit gesetzt, und Goethe hatte daher Zeit und Muße, sich mit sich selber in ernstlicher Weise zu beschäftigen; und siehe da, statt daß dieser Zustand ihn mit Verzweiflung erfüllt hätte, brachte er ihm im Gegenteil das Gefühl der Befreiung von dem haltlosen Hin- und Hergeworfenwerden zwischen ent-

gegengesetzten leidenschaftlichen Zuständen, und mit dieser Befreiung zugleich eine Heiterkeit des Geistes, wie er sie schon lange nicht gekannt hatte, so daß es ihm schien, als ob er ein ganz anderer Mensch geworden wäre. Von großer Bedeutung war es, daß ihm in dieser Zeit ein ernstgerichteter Mann nahe trat, der Gelegenheit nahm, ihn ohne alle Frömmelei und Muckerei auf die Schriften des Alten und Neuen Testaments hinzuweisen, die ja Goethe vertraut genug waren und die ihm jetzt doch in seiner gegenwärtigen Lage in einem neuen Lichte erschienen. Er spricht darüber in „Dichtung und Wahrheit":

„Umständlicher muß ich jedoch hier eines Mannes erwähnen, den ich erst in dieser Zeit kennen lernte und dessen lehrreicher Umgang mich über die traurige Lage, in der ich mich befand, dergestalt verblendete, daß ich sie wirklich vergaß. Es war Langer, nachheriger Bibliothekar in Wolfenbüttel. Vorzüglich gelehrt und unterrichtet, freute er sich an meinem Heißhunger nach Kenntnissen, der sich nun bei der krankhaften Reizbarkeit völlig fieberhaft äußerte. Er suchte mich durch deutliche Übersichten zu beruhigen, und ich bin seinem obwohl kurzen Umgange sehr viel schuldig geworden, indem er mich auf mancherlei Weise zu leiten verstand und mich aufmerksam machte, wohin ich mich gerade gegenwärtig zu richten hätte."

Der gelehrte Langer brachte ihm auch wieder die geliebten Alten näher, nach denen Goethes Sehnsucht von Anfang an gegangen war; hatte er sich doch eigentlich dem Studium des klassischen Altertums widmen wollen und war nur seinem Vater zuliebe bei der Rechtswissenschaft geblieben. Ganze Körbe voll deutscher Dichter und Kritiker, die der viel lesende Goethe verschlungen hatte, überließ er seinem Freunde Langer und tauschte dagegen eine Anzahl griechischer Autoren ein, deren Lektüre ihn während der langen Genesung erquicken sollte. Er schildert dann, wie eine solche neue Freundschaft sich stufenweise entwickelt, und fügt dann hinzu:

Es ist aber noch ein Tieferes, das sich aufschließt, wenn das Verhältnis sich vollenden will, es sind die religiösen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unver-

gängliche Bezug haben, und welche sowohl den Grund einer Freundschaft befestigen als ihren Gipfel zieren. Obgleich Gelehrter und vorzüglich Bücherkenner, so mochte er doch der Bibel vor andern überlieferten Schriften einen besondern Vorzug gönnen und sie als ein Dokument ansehen, woraus wir allein unsern sittlichen und geistigen Stammbaum dartun könnten. Sein Vortrag, angenehm und konsequent, fand bei einem jungen Menschen leicht Gehör, der, durch eine verdrießliche Krankheit von irdischen Dingen abgesondert, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden höchst erwünscht fand."

Und diese Wendung gegen die himmlischen Dinge blieb ihm und vertiefte sich noch, als er noch leidend nach Frankfurt ins Vaterhaus zurückkehrte und unter dem Einfluß der herzensfrommen, pietistisch gerichteten Susanne von Klettenberg, der Verwandten und intimsten Freundin seiner Mutter, geriet. Diese Wendung war entscheidend für sein ganzes übriges Leben und hat diesem die Richtung und den Weg gewiesen. Goethe konnte nicht dauernd dem weltlichen Treiben sich hingeben, ohne isch innerlich zu zerreiben und schließlich unterzugehen. Er brauchte als Gegengewicht dazu die Richtung seines Gemütes auf die himmlischen Dinge, auf das Ewige und Unvergängliche. Die Empfindlichkeit eines so hoch genialen Menschen ist eine außerordentlich gesteigerte, und ebenso die Leidenschaftlichkeit seines Begehrens und Strebens. Besitzt er nicht ein Gegengewicht in seiner Seele, das diese Empfindlichkeit mildert, so zerreibt und zerarbeitet er sich innerlich und endet früh entweder durch Krankheit oder durch Selbsmord. In „Werthers Leiden" hat Goethe später bei anderer Gelegenheit diesen Zustand, den er schon in seinem Verhältnis zu Ännchen in Leipzig an sich selber wahrnehmen konnte, mit seinem tragischen Ausgang in einzigartiger Weise geschildert und so von sich abgelöst, auch als ein Stück einer großen Konfession. Goethe stand ja mehrere Male in Gefahr, so namentlich auch in seinem Verhältnis zu Charlotte Buff in Wetzlar, seiner außerordentlichen Empfindlichkeit und Leidenschaftlichkeit zum Opfer zu fallen; aber die Richtung auf

das Ewige und Unvergängliche, die seiner hochgenialen Natur angeboren war und durch Langer und Fräulein von Klettenberg nur geweckt zu werden brauchte, gab ihm den Anker, der seinem von allen Winden hin und her gerissenen Schifflein den festen Halt bot. Wie die überaus empfindliche Magnetnadel in fortwährender zitternder Unruhe dem leisesten Anstoß gehorcht und doch immer wieder ihre Richtung nach dem Nordpol nimmt, so stellt sich auch das überaus empfindliche und dem leisesten Anstoß nachgebende Gemüt eines hochgenialen Menschen immer wieder in der Richtung auf das Ewige und Unvergängliche ein, und er würde sich selbst verlieren und elend zugrunde gehen, wenn er diesen Halt nicht besäße. Das ist zugleich die Idee von Goethes Faust, und wenn dieser zu Wagner klagt:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen:
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen,"

so ist dies wiederum ein Stück einer großen Konfession und deutet auf Goethes eigenen innern Zustand, wie er ihn schon in Leipzig als Student durchlebt hat. Mit klammernden Organen hat er sich da an die Welt gehalten in derber Liebeslust und wäre darin aufgegangen und untergegangen, wenn nicht der Zug in die Höhe, die Richtung auf das Ewige hin ihm die Kraft gegeben hätte, jeden Verlust zu überwinden und sich immer wieder selbst zu finden, nachdem er sich in allem möglichen leidenschaftlichen Getriebe verloren hatte. Dieses Sichverlieren begegnet ihm immer wieder; viel zu lebhaft und leidenschaftlich fühlend, um kalt und gemessen zu bleiben, wird er immer wieder von neuen lockenden Erscheinungen dieser Welt hingerissen, um doch immer wieder die Richtung auf das Unvergängliche und damit sich selber wiederzuerfassen; denn beides hängt eng miteinander zusammen: das Gefühl des Ewigen und das sich selber Wiederfinden, das Wohnen bei sich selber und Ruhen im eigenen tief-

sten Wesen. Der leidenschaftlich von äußeren Dingen hin und her bewegte Mensch glaubt seiner eigenen Lust nachzugehen und findet doch nichts als Unruhe und Leiden und inneren Zwiespalt. Sowie er aber diese äußeren Dinge aufgibt und sich dem Ewigen zuwendet, fällt auf einmal all diese Unruhe fort, und mit freudigem Erstaunen wird der Mensch gewahr, daß das Glück gar nicht in den äußeren Dingen liegt, denen er nachjagte, sondern daß es in seiner eigenen Brust ruht und ihm zum Bewußtsein kommt, sobald er bei sich selber Einkehr hält. So ging es damals dem jungen Goethe, als er, durch schwere Krankheit ans Lager gefesselt und dem Tode nahe, auf alles Verzicht leisten mußte, was ihn bis dahin leidenschaftlich bewegt hatte, und nun auf einmal mit inniger Freude gewahr wurde, daß diese Verzichtleistung ihn nicht etwa schmerzte, sondern ihn im Gegenteil erst frei aufatmen ließ von dem Druck all der Begierden, die ihn beherrscht und herumgetrieben hatten, und daß im eigenen Busen ihm eine Welt lebte, viel reicher und schöner als die, auf die er Verzicht leisten mußte, so daß es ihm schien, als sei er ein neuer Mensch geworden. Dieses Verhältnis macht auch die Wette Fausts mit dem Teufel verständlich. Mephistopheles meint, dem leidenschaftlich bewegten Faust so köstliche, verlockende Dinge verschaffen zu können, daß Faust in ihrem Genuß ganz aufgehen und seine Sehnsucht nach dem Ewigen und Unvergänglichen darüber fahren lassen werde. Faust dagegen kennt sich selber; er weiß, daß er nach allem Köstlichen und Verlockenden dieser Welt leidenschaftlich greifen und es doch immer wieder nach einiger Zeit aufgeben werde, weil er auf die Dauer keine höchste Befriedigung, keine Ruhe und Glückseligkeit darin zu finden imstande ist. Seine Seele, im tiefsten Grunde auf das Ewige gerichtet, vermag sich wohl leidenschaftlich mit allem möglichen Köstlichen und Verlockenden dieser Welt, mit allem, was ein wahres Sein nur abspiegelt, abzugeben; aber schließlich wird die Grundrichtung immer wieder überwiegen und durchschlagen, und von all den Ausflügen wird die Seele immer wieder zu sich selber und zu dem, was auf ihrem tiefsten Grunde liegt, zurückkehren. Dieses tiefste Problem des Seelen-

lebens überhaupt und zugleich das tiefste Problem der reinen Mystik Meister Eckeharts und des Goetheschen Weltgedichtes, es wurde dem Dichter des „Faust" klar, als er damals in Leipzig, dem Tode nahe und von allem Zusammenhang mit dem äußerlichen irdischen Getriebe losgerissen, nach allen Schrecken, die die drohende Vernichtung ihm eingeflößt hatte, eine „Heiterkeit des Geistes" gewann, wie er sie lange nicht gekannt und in all dem Leipziger Trubel niemals empfunden hatte. Darum ist diese Episode so wichtig, und darum verweilten wir so ausführlich bei ihr. Werden wir doch dieser Zwiespältigkeit in Goethes Natur noch mehrfach begegnen. Goethe aber war ein Ewigkeitsmensch mit vollem klarem Bewußtsein, und darum vermochte er auch in seinen „Faust" das Tiefste hineinzulegen, was ein Mensch innerlich zu erleben vermag. —

## 3. Goethe als Rekonvaleszent in Frankfurt. Einfluß der Susanne von Klettenberg. Alchimie und Mystik. Paracelsus von Hohenheim. Beschäftigung mit Götz von Berlichingen und Faust.

Als langsam Genesender, von schwerer Krankheit erstanden und noch immer leidend, kehrte Goethe im September 1768 von Leipzig nach Frankfurt zurück, wo die Ruhe und sorgsame Pflege im Vaterhause seine Wiederherstellung beförderten. Bald aber zeigten sich neue Krankheitserscheinungen, die im Dezember 1768 einen so bedrohlichen Charakter annahmen, daß man zwei Tage lang wieder für sein Leben fürchten mußte. Es war eine überaus heftige Kolik, deren Schmerzen man nicht zu lindern vermochte. In ihrer Verzweiflung drängte die Mutter Goethes den Arzt, ein alchimistisches Geheimmittel anzuwenden, mit dem er nur sehr ungern und höchst selten, nur in der äußersten Not, herausrückte; es half wirklich, und von der Stunde an besserte sich Goethes Zustand wesentlich. Doch noch bis zum März des Jahres 1769 war Goethe ans Zimmer und zum Teil auch noch ans Bett gefesselt. Und wiederum, wie in seiner Krankheitszeit in Leipzig, machen wir die wunderbare Erfahrung an ihm, daß er, der unruhige Geist, der überaus lebhafte, quecksilbergleich lebendige und leidenschaftliche junge Mensch, nicht klagt und stöhnt und verzweifelt sich gebärdet, sondern im Gegenteil trotz aller furchtbaren Schmerzen, trotz aller ausgestandenen Todesangst und trotz aller seinem lebhaften Wesen auferlegten Einschränkung und ungewohnten Einsamkeit eine Seelenruhe und Heiterkeit des Geistes zeigt, die ihn befähigt, nicht nur sich, sondern auch seine verzweifelten

Angehörigen zu trösten und wieder aufzurichten. So schreibt er an Käthchen Schönkopf im Dezember 1768, drei Wochen nach der Krisis: „Unglück ist auch gut. Ich habe viel in der Krankheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben hätte lernen können. Es ist vorbei, und ich bin wieder ganz munter, ob ich gleich volle drei Wochen nicht aus der Stube gekommen bin und mich fast niemand besucht als mein Doktor, der Gott sei Dank ein liebenswürdiger Mann ist. Ein närrisch Ding um uns Menschen: wie ich in munterer Gesellschaft war, war ich verdrießlich; jetzt bin ich von der Welt verlassen und bin lustig; denn selbst meine Krankheit über hat meine Munterkeit meine Familie getröstet, die gar nicht in einem Zustande war, sich, geschweige mich zu trösten."

Die neue Erfahrung, die er während seiner Krankheit in Leipzig angesichts des drohenden Todes gemacht hatte, war also für ihn von bleibendem Wert; von irdischen Dingen abgesondert, fand er es höchst erwünscht, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen Dinge zu wenden und die religiösen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, zu pflegen; nur daß ihm dabei nicht wie in Leipzig der gelehrte Langer, sondern zwei herzensfromme Frauen zur Seite standen, seine Mutter und deren Verwandte und Freundin Fräulein Susanne von Klettenberg. Während aber Langer nach den Andeutungen, die Goethe macht, jedem Überschwang des Gefühls abhold war und einen mehr nüchtern verständigen Gebrauch von dem Trost und der Stärkung machte, die in den Worten der Heiligen Schrift liegen, begegnete Goethe bei seiner Mutter und noch mehr bei dem Fräulein von Klettenberg einer gefühlsinnigen, enthusiastischen, mystisch gerichteten Auffassung der christlichen Religion, die Goethes angeborener Neigung und tief innerer Veranlagung ungleich mehr entsprach, als die nüchtern verständige Art Langers. Schon diesem gegenüber, der ihn auf das Erhebende und Aufrichtende in der religiösen Gesinnung aufmerksam machte, vertrat er die enthusiastische Auffassung im Gegensatz zur nüchtern-verständigen, und Goethe sagt daher mit Bezug auf jene schwere Zeit in

Leipzig, in der Langer ihm die Heilige Schrift wieder nahegebracht hatte:

„Einem Duldenden, zart, ja schwächlich Fühlenden war daher das Evangelium willkommen, und wenn auch Langer bei seinem Glauben zugleich ein sehr verständiger Mann war und fest darauf hielt, daß man die Empfindung nicht solle vorherrschen, sich nicht zur Schwärmerei solle verleiten lassen, so hätte ich doch nicht recht gewußt, mich ohne Gefühl und Enthusiasmus mit dem neuen Testament zu beschäftigen."

Hier in Frankfurt aber wurde ihm gerade diese gefühlsinnige, enthusiastische Auffassung der Lehre des Evangeliums, die seiner angeborenen Neigung entsprach, als die richtige und heilbringende empfohlen, und so war es kein Wunder, daß er eifrig darnach strebte und nun doppelten Gewinn davontrug und einen bleibenden, stillen und tiefen Eindruck fürs Leben gewann. Das, was ihn daran fremd anmutete und störte, die kirchlich dogmatische Einkleidung, die Lehre von der Erbsünde und der Unfähigkeit des Menschen, aus eigener Kraft das Gute zu finden und zu tun, ließ er beiseite, indem er sich nur an den Kern der erhabenen Lehre hielt und alle späteren kleinmenschlichen Beimischungen mit dem richtigen Instinkt seiner genialen Natur aufspürte und von sich wies.

Der Arzt, der ihn durch ein alchimistisches Geheimmittel kuriert hatte, gehörte auch dem Kreise der innerlich Frommen und Gottseligen an, und wie es in jenen Zeiten des öftern geschah, so verband auch dieser Mann eine mystisch gottinnige Gesinnung mit einem mystischen Naturstudium. Er veranlaßte auch Fräulein von Klettenberg zu dem Studium der Alchimie, und durch diese wiederum wurde Goethe dazu angeregt. Dieser berichtet darüber in „Dichtung und Wahrheit":

„Um den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Universalmittels zu erregen und zu stärken, hatte der Arzt seinen Patienten, wo er nur einige Empfänglichkeit fand, gewisse mystische chemisch-alchimische Bücher empfohlen und zu verstehen gegeben, daß man durch eignes Studium derselben gar wohl dahin gelangen könne, jenes Kleinod sich selbst zu er-

werben; welches um so notwendiger sei, als die Bereitung sich sowohl aus physischen als besonders aus moralischen Gründen nicht wohl überliefern lasse, ja daß man, um jenes große Werk einzusehen, hervorzubringen und zu benutzen, die Geheimnisse der Natur im Zusammenhang kennen müsse, weil es nichts Einzelnes, sondern etwas Universelles sei, und auch wohl gar unter verschiedenen Formen und Gestalten hervorgebracht werden könne. Meine Freundin hatte auf diese lockenden Worte gehorcht. Das Heil des Körpers war zu nahe mit dem Heil der Seele verwandt; und könnte je eine größere Wohltat, eine größere Barmherzigkeit auch an andern ausgeübt werden, als wenn man sich ein Mittel zu eigen machte, wodurch so manches Leiden gestillt, so manche Gefahr abgelehnt werden könnte? Sie hatte schon insgeheim Wellings Opus mago-cabbalisticum studiert, wobei sie jedoch, weil der Autor das Licht, was er mitteilt, sogleich wieder selbst verfinstert und aufhebt, sich nach einem Freunde umsah, der ihr in diesem Wechsel von Licht und Finsternis Gesellschaft leistete. Es bedurfte nur einer geringen Anregung, um auch mir diese Krankheit zu inokulieren. Ich schaffte das Werk an, das, wie alle Schriften dieser Art, seinen Stammbaum in gerader Linie bis zur neuplatonischen Schule verfolgen konnte. Meine vorzüglichste Bemühung an diesem Buche war, die dunklen Hinweisungen, wo der Verfasser von einer Stelle auf die andere deutet und dadurch das, was er verbirgt, zu enthüllen verspricht, aufs genaueste zu bemerken und am Rande die Seitenzahlen solcher sich einander aufklären sollender Stellen zu bezeichnen. Aber auch so blieb das Buch noch dunkel und unverständlich genug; außer daß man sich zuletzt in eine gewisse Terminologie hineinstudierte, und indem man mit derselben nach eignem Belieben gebarte, etwas, wo nicht zu verstehen, doch wenigstens zu sagen glaubte. Gedachtes Werk erwähnt seiner Vorgänger mit vielen Ehren, und wir wurden daher angeregt, jene Quellen selbst aufzusuchen. Wir wendeten uns nun an die Werke des Theophrastus Paracelsus und Basilius Valentinus; nicht weniger an Helmont, Starkey und andere, deren mehr oder weniger auf Natur und Einbildung

beruhende Lehre und Vorschriften wir einzusehen und zu befolgen suchten. Mir wollte besonders die Aurea Catena Homeri gefallen, wodurch die Natur, wenn auch vielleicht auf phantastische Weise, in einer schönen Verknüpfung dargestellt wird; und so verwendeten wir, teils einzeln, teils zusammen, viele Zeit an diese Seltsamkeiten und brachten die Abende eines langen Winters, während dessen ich die Stube hüten mußte, sehr vergnügt zu, indem wir zu dreien, meine Mutter mit eingeschlossen, uns an diesen Geheimnissen mehr ergötzten, als die Offenbarung derselben hätte tun können."

Im Zusammenhang damit steht noch ein anderes bedeutendes Werk, das Goethe für sich allein studierte und von dem er mit großer Achtung spricht. Er sagt darüber:

„Einen großen Einfluß erfuhr ich dabei von einem wichtigen Buche, das mir in die Hände geriet; es war Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte. Dieser Mann ist nicht ein bloß reflektierender Historiker" (der auch über Paracelsus und die Alchimisten viel berichtet), „sondern zugleich fromm und fühlend. Seine Gesinnungen stimmten sehr zu den meinigen, und was mich an seinem Werk besonders ergötzte, daß ich von manchen Ketzern, die man mir bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, einen vorteilhafteren Begriff erhielt."

Auf diese Werke nun, die Goethe in dieser Zeit studierte, müssen wir genauer eingehen, denn hier liegt die Quelle, aus der das Hauptwerk Goethes, sein gewaltiges Faustgedicht, entsprungen ist. Wichtige äußere und innere Erfahrungen, die er in diesem zum Ausdruck bringt, hatte er schon früher gemacht; auch der Stoff, die Faustsage, war ihm schon lange bekannt; daß er aber beides zusammenbrachte, seine Erfahrungen und diesen Stoff, daß er sich dieses Stoffes jetzt bemächtigte und ihn so modelte und zurechtschnitt, daß er ihn als Mittel benutzen konnte, um seinen eigenen äußeren und inneren Erfahrungen, seinem eigenen tiefsten Fühlen und Denken darin Ausdruck zu geben, das hat das Studium jener Werke zuwege gebracht. So lange nämlich die Figur des Faust nur als der gemeine Zauberer, wie ihn das Volksbuch und Puppenspiel aufweisen, in Goethes

Vorstellung lebte, konnte dieser keinen tieferen Anteil daran nehmen. Der gemeine Schwarzkünstler und Zauberer Faust des Volksbuchs und Puppenspiels beschwört den Teufel, weil die Barschaft des Vettern, die er geerbt, wegen täglichen Fressens, Saufens, Spielens in Abnahme geraten und er vom Teufel zeitliche Freude und tägliches Wohlleben überkommen und erlangen will, wie das Volksbuch vom Doktor Faust in Pfitzers von Goethe benutzter Bearbeitung sich ausdrückte. Der Teufel verspricht dem Faust, daß dieser 24 Jahre lang „allerhand erdenkliche Lust und Freude haben" solle, „auch daß seinesgleichen in der Kunst nicht sein werde", nämlich in der schwarzen Kunst oder Zauberei. Dafür aber muß Faust einen Vertrag mit seinem eigenen Blute bekräftigen, wonach er Gott absagen, aller Menschen Feind sein, zu keiner Kirche gehen, den Ehestand hassen und am Ende der 24 Jahre dem Teufel mit Leib und Seele gehören soll. Faust nimmt den Vertrag mit einigem Vorbehalt in der Hauptsache an, da es ihm nur darum zu tun ist, wie das Volksbuch sagt, wie er seine Wollust und Mütlein in dieser Welt recht abkühlen möchte, zudem auch gewiß und am Tage sei, erklärt darin Faust, daß der irdische Gott, den die Welt den Teufel nenne, so erfahren, mächtig, gewaltig und geschickt sei, daß ihm nichts unmöglich sei. So wendet sich Faust nun vom himmlischen Gott zu diesem irdischen Gott, dem Teufel, und sagt: „Nach seiner Versprechung soll er mir alles leisten und erfüllen, was mein Herz, Gemüt, Sinn und Verstand begehrt und haben will, und soll an nichts Mangel erscheinen, und so denn dem also sein wird, so verschreib ich mich hiermit mit meinem eigenen Blut diesem irdischen Gott, indem ich dieses Blut und auch meinen Leib und Gliedmaßen und alles, was an mir ist, samt meiner Seele diesem irdischen Gott, dem Teufel, feil trage und mich ihm mit Leib und Seele verspreche. Wenn die im Vertrage ausgemachten 24 Jahre verlaufen sind, soll der Teufel dieses sein Unterpfand, Leib und Seele, angreifen und darüber zu schalten und zu walten Macht haben."

Dieser Teufelsbeschwörer und gewöhnliche Zauberer Faust, der, weil er seine Erbschaft aufgezehrt und kein Geld mehr

besitzt, sich dem Teufel mit Haut und Haaren verkauft und sich ihm mit Leib und Seele preisgibt, um noch 24 Jahre länger gut leben zu können, und der dann am letzten Ende erkennt, daß er vom Teufel betrogen worden ist, und nun winselnd vor Angst, mit Heulen und Zähneklappern zur Hölle fährt, dieser elende philisterhafte Faust konnte das hochgemute Genie eines Goethe nie dazu bringen, sich eins mit ihm zu fühlen und ihn zum Träger seines eigenen tiefsten Lebens zu machen. Da wurde nun Goethe bei dem Studium der vorher genannten mystisch-alchimistischen Bücher mit einer ganz anderen Auffassung von einer edlen und göttlichen Art der Zauberei oder der Magie bekannt, wobei unter Umständen der hohe göttliche Magier sich wohl auch der Kräfte und Künste des Teufels bedient, doch ohne sich diesem irgendwie untertan zu machen oder ihm gar Leib und Seele zu verschreiben. Von einem Abfall von Gott und allem himmlischen Heer ist dabei gar keine Rede, sondern im Gegenteil, der wahre, echte Magier will allein Gott dem Herrn dienen und unter keinen Umständen dem Teufel. Der Magier verdankt göttlicher Eingebung seine höhere Wissenschaft und Kraft, und vermittelst dieser kann er den Teufel in seinen Dienst zwingen, doch so, daß der göttliche Magier sich nichts dabei vergibt, da der Teufel nur der niedere Diener bleibt und sich niemals zum Herrn aufwerfen darf, wie er es dem Faust des Volksbuches gegenüber von vornherein zu tun vermag. Die Magie in diesem hohen göttlichen Sinne ist nichts anderes als das, was wir heutzutage Genie nennen, es ist der Tiefblick und die geniale Schöpferkraft des gottbegnadeten Menschen, der zum Pfadfinder und Führer ausersehen ist und auch da, wo er sich zerstörender Gewalten, symbolisch gesprochen also des Teufels bedient, doch immer nur seine aufbauenden, göttlichen Ziele im Auge hat, und auch da, wo er irrt und sündigt, nie sein Streben zum Höchsten verliert. Wenn nun Goethe aus dem gemeinen Zauberer Faust den göttlichen Magier machte, wenn er die Figur des Volksbuches so umgestaltete, daß aus dem elenden Knecht des Teufels der Knecht Gottes und Herr des Teufels wurde, der sich des Teufels be-

diente, ohne ihm die Spitze des kleinen Fingers zu reichen, so konnte der Dichter wohl daran denken, in der so umgestalteten und mit einem ganz neuen Inhalt und ganz anderer Bedeutung erfüllten Gestalt des Doktor Faust sich selber wiederzugeben und sein eigenes hochgeniales, göttliches Wesen darin zum poetischen Ausdruck zu bringen. Von vielen Ketzern, die man ihm bisher als toll oder gottlos vorgestellt hatte, erhielt er einen vorteilhafteren Begriff durch das Studium der Unparteiischen Kirchen- und Ketzer-Historie von Gottfried Arnold. Warum sollte er nicht annehmen, daß auch der als toll und gottlos verschriene Doktor Faust ein ganz anderer und besserer Mensch gewesen sei, als die gemeine Meinung im Volksbuch und Puppenspiel ihn darstellte? „Der Geist des Widerspruchs und die Lust zum Paradoxen stecken in uns allen", sagt Goethe an der Stelle, wo er von Arnolds Kirchen- und Ketzer-Historie spricht. Nun, der Geist des Widerspruchs und die Lust zum Paradoxen bestimmten ihn auch, aus dem gemeinen Zauberer und elenden Teufelsdiener Faust den hochgemuten Magier und Knecht Gottes zu gestalten, der von Natur Gott dem Herrn zugehört und darum nicht dem Teufel verfallen kann, auch wo er irrt und als irrender Mensch Böses tut.

Zu diesem hohen Begriff von dem göttlichen Magier, dem Knecht Gottes, kam Goethe, wie gesagt, durch das Studium der oben genannten Werke. Gleich das erste Buch, das Goethe dem Fräulein von Klettenberg zuliebe sich verschaffte und mit ihr studierte, Wellings Opus Mago-Cabbalisticum et Theosophicum, das magisch-kabbalistische und theosophische Werk von Georg von Welling, betont gleich in der Vorrede den theosophischen, gottergebenen, die Wissenschaft von Gott suchenden Charakter des Buches. Es heißt dort: „Wir suchen in dieser Arbeit keinen Ruhm oder Dank, als des Lesers Gefälligkeit, und daß derselbe gleichfalls dasjenige darin erkennen und finden möge, so uns die Weisheit Gottes mitgeteilt; wie wir uns dann auch versichert halten, daß dieses Werk Gott ergebenen Gemütern ein heiliges Vergnügen geben werde. Und es wird auch ein Liebhaber der Mago-Cabbalae und Theosophiae unser Ab-

sehen leicht erkennen und begreifen, daß unser Vorhaben nicht dahin gerichtet, daß wir jemanden wollten Gold machen lehren, sondern unser Absehen geht auf etwas weit Höheres, nämlich wie die Natur aus Gott, und wie Gott in der Natur möge gesehen und erkannt werden." Wir wissen ja, daß Goethe schon als Knabe Gott in der Natur sah und verehrte und ihm einen Altar aus Erzeugnissen der Natur aufbaute. Der Pantheismus, der Gott in der Natur und die Natur in Gott sieht, war Goethe angeboren. Dieser Pantheismus aber deckt sich in den wesentlichsten Punkten mit der religiösen Auffassung Meister Eckeharts und anderer Mystiker, die wir noch kennen lernen werden. Der mystisch-pantheistische Zug durchweht aber auch die Werke, von denen eben die Rede ist, und so dürfen wir uns nicht wundern, auch in Wellings magisch-cabbalistischem und theosophischem Werke das Streben betont zu finden, die Natur aus Gott und Gott in der Natur zu sehen und zu erkennen. Wer dies aber zu tun vermag, der ist nach dieser Auffassung teilhaftig eines göttlichen Geheimnisses und ein wahrer Magier. In dem Kapitel von der wahren Religion und Mago-Kabbala sagt von Welling: „Daß der Grund der wahren Magie ein heiliges göttliches Geheimnis, ja der wahre Glaube an Gott und Christus ist, wollen wir, ehe wir weitergehen, aus der Heiligen Schrift beweisen. Und zwar erstlich spricht Christus der Herr selbst im Johannis-Evangelium: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wer an mich glaubet, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird größere denn diese tun, denn ich gehe zum Vater. Und im Matthäus-Evangelium spricht er: Wahrlich, so ihr Glauben habet, als ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: Hebe dich von hinnen dorthin, so wird er sich heben, und euch wird nichts unmöglich sein ... Hieraus ist nun schon zur Genüge erwiesen, daß die wahre göttliche Magie auf den wahren Glauben in dem Namen Gottes und Jesu gegründet sei." Als wahren göttlichen Magus sehen wir später auch Faust sich mit der Heiligen Schrift beschäftigen und das Johannis-Evangelium in sein geliebtes Deutsch übertragen:

„Ach, wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt,
Dann wird's in unserm Busen helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.
Vernunft fängt wieder an zu sprechen
Und Hoffnung wieder an zu blühn,
Man sehnt sich nach des Lebens Bächen,
Ach! nach des Lebens Quelle hin ...
Aber ach! schon fühl' ich, bei dem besten Willen,
Befriedigung nicht mehr aus dem Busen quillen.
Aber warum muß der Strom so bald versiegen,
Und wir wieder im Durste liegen?
Davon hab' ich soviel Erfahrung.
Doch dieser Mangel läßt sich ersetzen;
Wir lernen das Überirdische schätzen,
Wir sehnen uns nach Offenbarung,
Die nirgends würd'ger und schöner brennt,
Als in dem Neuen Testament.
Mich drängt's, den Grundtext aufzuschlagen,
Mit redlichem Gefühl einmal
Das heilige Original
In mein geliebtes Deutsch zu übertragen."

Man sieht, wie der die Heilige Schrift innig verehrende und sie als Quelle einer tröstlichen Offenbarung aufs höchste schätzende Magier, der Faust Goethes, sich mit dem Magier des Wellingschen mago-kabbalistischen Werkes deckt, und daß er durch einen tiefen Abgrund geschieden ist von dem gemeinen Zauberer Faust des Volksbuches, der den Teufel den irdischen Gott nennt und sich zu dessen „Leibeigenem" macht, wie er sich selber ausdrückt.

Welling fährt an der bereits zitierten Stelle fort: „Wie nun der Name Gottes und Jesu Christi in rechtem Glauben buchstäblich ausgesprochen werden mag, eben also mag derselbe auch im wahren Glauben und Vertrauen mit Buchstaben zu dieser oder jener Wirkung zur Ehre Gottes und des Nächsten

Nutzen geschrieben werden." Mit dem geschriebenen Namen Gottes aber sehen wir auch den hohen Magier Faust den Teufel Mephistopheles in Schrecken setzen und bezwingen, als dieser sich in Gestalt eines Pudels ins Haus geschlichen und bei Fausts Beschwörungen eine furchtbare Gestalt angenommen hat, „mit feurigen Augen, schrecklichem Gebiß". Faust beschwört ihn zuerst mit dem Schlüssel Salomonis als Salamander, Undene, Sylphe und Kobold, die Vertreter der vier Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde; dann aber, als dies auf das unheimliche Wesen keinen Einfluß ausübt, hält er ihm den geschriebenen Namen Gottes entgegen:

„Bist du, Geselle,
Ein Flüchtling der Hölle?
So sieh dies Zeichen,
Dem sie sich beugen,
Die schwarzen Scharen!
Schon schwillt es auf mit borstigen Haaren.
Verworfnes Wesen!
Kannst du ihn lesen?
Den nie Entsproßnen,
Unausgesprochnen,
Durch alle Himmel Gegossnen,
Freventlich Durchstochnen?

Hinter den Ofen gebannt,
Schwillt es wie ein Elefant,
Den ganzen Raum füllt es an,
Es will zum Nebel zerfließen.
Steige nicht zur Decke hinan!
Lege dich zu des Meisters Füßen!
Du siehst, daß ich nicht vergebens drohe.
Ich versenge dich mit heiliger Lohe!
Erwarte nicht
Das dreimal glühende Licht!
Erwarte nicht
Die stärkste von meinen Künsten!"

Das ist ein anderer Ton dem Teufel gegenüber als im Volksbuch, wo Faust, wenn Luzifer in schrecklicher Gestalt erscheint, zitternd jeden Widerstand aufgibt und auf jeden Versuch, sich von ihm frei zu machen, verzichtet. Goethes Faust nennt den Teufel ein verworfenes Wesen und begegnet ihm auch später immer nur mit Verachtung und Widerwillen; im Volksbuch dagegen redet Faust den Luzifer, als dieser ihm, nach dem Ausdruck des Volksbuches, ganz schrecklich und leibhaftig, so grausam anzusehen erschien, daß er seine Augen vor ihm zuhielt, ganz kleinmütig und erschrocken mit den Worten an: „O du gewaltiger Fürst dieser Welt, verlänger mir meine Tage. Du siehst, daß ich ein verkehrt wankelmütiges Menschenherz habe, daß ich auf andere Gedanken, welche dir zuwider sind, gefallen bin, hab' aber das Werk noch nicht erfüllet, weswegen du mir zürntest: derowegen bitte ich dich, du wollest doch zur Zeit nicht Hand an mich legen, ich kann bald anderes Sinnes werden."

Der Faust des Volksbuches in der Pfitzerschen Bearbeitung hatte nämlich durchaus eine hübsche Magd aus der Nachbarschaft heiraten wollen, trotzdem ihm der Vertrag mit dem Teufel die Ehe ein für allemal verwehrt hatte. Da sich Faust von dieser Idee nicht abbringen lassen wollte, war ihm Luzifer in eigener Person in schrecklichem Aufzuge erschienen mit der eben geschilderten Wirkung.

Welling weist in seinem mago-kabbalistischen Werke mehrfach auf Paracelsus hin, und Goethe wurde daher angeregt, jene Quelle selbst aufzusuchen, und zwar mit dem Ergebnis, daß ihm das Verhältnis des göttlichen Magiers zum Bösen immer deutlicher wurde und sich immer fester einprägte. Paracelsus von Hohenheim, der berühmte Arzt, ist ein Zeitgenosse des historischen Faust und im Jahre 1541, nicht viel später als dieser, gestorben. Paracelsus war ein durchaus origineller und genialer Mann, der neue Wege wandelte, die hergebrachte Überlieferung verwarf und immer wieder auf die Erfahrung und das Licht der Natur hinwies, das die Köpfe besser erleuchtete, als alle scholastische Gelehrtenweisheit zu tun vermöge. Ein durch-

aus frommer und gläubiger Mann mit einem stark mystischen Hang, suchte auch er Gott in der Natur und die Natur in Gott zu schauen und zu erkennen, und in kernig tüchtiger Weise wollte er überall das Gute und Gesunde gefördert sehen, selbst wenn man sich dazu böser Mittel, die in das Bereich des Teufels gehörten, bedienen müßte. Zum guten Zweck muß nach Paracelsus auch der Teufel ins Joch gespannt werden. Was der Teufel uns Gutes tut, das tut er auf Gottes Geheiß, darum ist nicht dem Teufel dafür zu danken, sondern Gott. Der Teufel, der immer zerstören will, muß eben gegen seinen Willen unter der Herrschaft Gottes und des gottgläubigen Magiers Gutes schaffen.

Doch hören wir Paracelsus selber, wie er in seiner schwerfälligen und oft auch schwer verständlichen, aber immer kernigen, bilderreichen und treffenden Sprache schildert, wie es Gottes Wille sei, daß uns das Böse zum Guten diene und der Feind, das ist der Teufel, uns wohl tun müsse. So heißt es in dem Opus Paramirum: „Ein jeglich Werk, das unserer Gebrechlichkeit zu einer Aufrichtung dient, geht aus Gott. Wer gönnt denn dem Leibe seine Aufrechterhaltung denn Gott allein; der will unser langes Leben haben, daher er uns versorgt mit mancherlei Hilf und Aufrechterhaltung; und er treibt und zwingt auch die, die uns feind sind, daß sie uns müssen das Leben fristen. Denn Glück und Heil soll ausgehen von unserm Feinde und von den Händen derer, die uns hassen. Darum wenn uns ein Gutes geschieht durch unsere Feinde, so sollen wir's annehmen von Gott; denn Gott überwindet unsere Feinde, indem, daß sie uns gegen ihren Willen Gutes tun müssen." Wir erinnern uns daran, wie auch in Goethes „Faust" Gottes und der Menschen Feind Mephistopheles gestehen muß, er sei

„Ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft."

Paracelsus fährt fort: „Denn die Schrift sagt, daß uns Glück und Heil kommen werde von allen den Händen, die uns nichts Gutes gönnen. So werden die Spieße derer gebrochen, die uns zu erstechen vermeinen: derselbigen Spieße sind unsere

Arzenei. Von wannen uns auch Hilfe kommt, so kommt's allweg von Gott; denn er ist der, der unserm Leibe das Leben gibt und verleiht, und ist sonst kein Gott. Wenn du in einen Graben fällst und dir hilft ein Mörder heraus, so hast du dem Mörder nichts zu danken. Das Geheiß Gottes hatte ihn dazu getrieben. Ist dir aber nicht ebensogut dabei geholfen, als hätte dir der Oberste der zwölf Apostel Hilfe bewiesen? Was deinem Hause, dem Leibe, darin deine Seele ist, zu langem Leben verhilft, das hat Gott getan. Der will dich länger behalten; und ob es gleich der Teufel getan hätte, so hätte Gott dir Glück und Heil geschenkt aus den Händen deiner Feinde und aller derer, die dich hassen."

Wenn sich also Goethes Faust des Teufels bedient und dieser ihm zu allen möglichen Gütern und Köstlichkeiten dieser Welt verhelfen muß, so dankt er es ihm doch nicht und fühlt sich ihm nicht verbunden; denn, wie Goethes Faust sagt:

„Der Teufel ist ein Egoist
Und tut nicht leicht um Gottes willen,
Was einem andern nützlich ist."

Vielmehr ist sich Faust der steten Feindschaft des Teufels klar bewußt und nimmt sich mit ihm in acht wie mit dem Feuer:

„Sprich die Bedingung deutlich aus;
Ein solcher Diener bringt Gefahr ins Haus."

Das Feuer dient uns in der allermannigfaltigsten Weise; aber wenn wir es nicht in acht nehmen, verzehrt es uns und das Unsrige. Paracelsus sagt: „Das Feuer zwingt das Holz, uns das Brot zu backen, das unsern Leib zu langem Leben erhält. Und wiewohl das Feuer unser Feind ist und uns haßt und darnach begehrt, uns und alles, was ins Feuer kommt, zu verschlucken und zu verzehren, so sind wir doch die, die das Feuer in der Gewalt und unter unsern Händen haben, so daß für uns Gutes aus dem Feuer hervorgeht. Wir sollen nicht genießen die Feindschaft des Feuers, sondern daß wir's zu zwingen haben, uns Gutes zu tun. Dieses Gute sollen wir genießen und dafür

Gott danken, daß er uns vor des Feuers Gewalt bewahrt hat und daß uns der Feind die rohe Speise kochen muß nach unseres Mundes Gefallen ... Wenn nun das Feuer ein Feind ist und Gott schickt uns das Heil von dem Feind, so wird er auch den höchsten Feind, den Teufel, dahin treiben, daß er uns Gutes tun muß gegen seinen Willen, für uns zu einem Zeichen, daß Gott sein Herr ist ... Denn Gott ist der, ohne den der Teufel nichts kann."

Und mit Bezug auf die hohe, göttliche Magie, das was wir heute die Zauberkraft des Genies nennen, sagt Paracelsus: „Es gebührt sich, daß einem Gläubigen der Teufel gehorsam sei." Ist aber nach Paracelsus der Teufel imstande, das Blättchen umzukehren und sich aus einem gehorsamen Diener des gläubigen Magiers zu dessen Herrn aufzuwerfen, so nimmt er dies schnell genug wahr. Goethes Faust aber weiß dies und ist auf seiner Hut.

Paracelsus fährt fort: „Gutes und Böses muß im Laufe der Dinge zu Tage treten ... Sowie es nun zu Tage tritt, müssen wir die zwei, das Gute und das Böse, voneinander scheiden: das Gute nehmen und das Böse liegen lassen. Können wir dem Teufel alle seine Kunst ablernen, so sollen wir's tun; die Kunst gebrauchen und den Teufel liegen lassen ..." So bedient sich auch der Goethesche Faust der Kunst des Teufels und läßt den Teufel selber dabei liegen, er wird nicht seine Beute, wie der elende Zauberer Faust des Volksbuches und Puppenspiels.

Paracelsus sagt weiter: „Wozu ist der Mensch da, als daß er lernen und erfahren soll Gutes und Böses, und das Gute soll er behalten ... Darum soll sich niemand darum bekümmern lassen, durch was für Mittel solche Dinge von uns erlangt werden, sondern das sollen wir annehmen, es komme nun durch einen bösen oder guten Geist, daß sie alles tun auf das Geheiß Gottes. Denn Gott will, daß ihm alles gehorsam sei und daß wir seine Gewalt und Macht sehen und spüren, in der Hölle sowohl als auch im Himmel, und daß wir wissen, daß sein Wille ist, daß uns, seinen Erwählten, was im Himmel und in der Hölle ist, diene."

In Goethe's „Faust" im Prolog im Himmel hören wir Gott den Herrn dem Teufel ausdrücklich die Erlaubnis geben, sich dem Knecht Gottes, dem Doktor Faust, zu nähern, um ihn zu versuchen und, wenn er fällt, ihn mit hinab zur Hölle zu führen. Gott aber weiß, daß diese Versuchung des Teufels dem Faust nur zum Besten dient, und daß das wenn auch unklare und verworrene Gottsuchen Fausts ihn vor den Fallstricken des Teufels bewahren wird; der Herr ist des Doktor Faust sicher und nennt ihn seinen Diener, seinen „Knecht":

„Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.
Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren."

Und auf die Behauptung des Teufels, daß es ihm doch gelingen werde, Faust zum Abfall von Gott zu bringen, erklärt dieser:

„Nun gut! es sei dir überlassen!
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab,
Und steh beschämt, wenn du bekennen mußt:
Ein guter Mensch, in seinem dunklen Drange,
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

So sagt auch Paracelsus von dem gläubigen Magier, dem der Teufel gehorsam sein müsse: „Was schadet ihm Versuchung? Kein wissender Mann ist jemals in Versuchung geblieben und dabei zu Grunde gegangen."

Das eifrige Studium der Unparteiischen Kirchen- und Ketzer-Historie von Arnold diente dazu, Goethe in dieser neuen Auffassung von der hohen göttlichen Magie, die sich, ohne Schaden zu nehmen, auch des Teufels zu bedienen vermag, noch mehr zu bestärken und zu befestigen. In Arnolds Kirchen- und Ketzer-Historie sind lange Auszüge aus den Schriften des Paracelsus enthalten, außerdem aber ein Kapitel „Von der magia", das in der von Goethe benutzten Ausgabe vom Jahre 1729 zehn

Quartseiten umfaßt. Darin wird sehr gründlich und ausführlich der Unterschied zwischen der gemeinen Zauberei und der hohen göttlichen Magie aufgezeigt und diese göttliche Magie in einer Weise geschildert, daß man deutlich ihre Übereinstimmung mit dem erkennt, was wir heutzutage Genie nennen: das Eindringen des vorzüglich begabten Menschen in das tiefere Wesen der Dinge und die damit in Zusammenhang stehende Fähigkeit, neue Bahnen zu beschreiten und Dinge ins Werk zu setzen, die man bis dahin für unmöglich hielt und deren Ausführung dem ungebildeten Menschen wie Zauberei erscheint, während der Unterrichtete weiß, daß es sich dabei nur um eine genauere Kenntnis der Natur und ihrer mannigfaltigen Gesetze handelt.

Arnold zitiert in seiner Kirchen- und Ketzer-Historie aus einem Buche betitelt „Magia veterum", Magie der Alten, die folgende Stelle: „Der ist und heißt ein magus, dem aus göttlicher Gnade die Essentien und Wesen nicht in leiblicher oder greiflicher Gestalt, sondern allein wesentlicher Art, doch augenscheinlich und offenbarlich dienen, zur Erkenntnis des Geschöpfs der Welt und jeder Natur, so darinnen begriffen ist, sie seien gleich sichtbar oder unsichtbar, in empfindlichen oder unempfindlichen, in vernünftigen oder unvernünftigen Dingen. Diese Beschreibung des Magiers trifft weit, begreift viel in sich, und ist allgemein, daraus nun zu schließen, daß die Magie eine Weisheit sei, welche die verborgenen Wesen, Eigenschaften der Kreaturen und ihre Naturen kennt, und sich derselben zu Nutz kann und weiß zu gebrauchen."

Also ein Magier ist der, dem aus götticher Gnade die Augen geöffnet sind für die tiefere Natur der Dinge. So nennt auch Mephistopheles den genialen Faust einen Geist, der in der Wesen Tiefe trachtet.

Das göttliche Genie aber, wenn es tief in das Wesen, in die Natur der Dinge eindringen soll, darf nicht von Außendingen selbst beherrscht sein, und ebenso darf das göttliche Genie an der eigenen Person nicht haften in beschränkter Eigenliebe. Die Liebe zu den Dingen dieser Welt und die Liebe zu der eigenen endlichen und beschränkten Persönlichkeit machen den Geist

unfrei, versetzen die Seele in Unruhe und verhindern damit eine klare Erkenntnis und ein darauf gegründetes erfolgreiches Wirken. Der göttliche Magier muß also frei sein von den Dingen dieser Welt und frei sein von sich selber, und damit kommen wir zum wesentlichsten Inhalt der Lehre der reinen, echten Mystik, wie sie Goethe in den Predigten Taulers, in der von Luther herausgegebenen „Deutschen Theologie", in der „Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen, in den Schriften des Lehrers und Beichtvaters Luthers Johann von Staupitz „Von der holdseligen Liebe Gottes" und „Von unserm christlichen Glauben", sowie in den „Büchern vom wahren Christentum" von Johann Arnd kennen gelernt hat. Wurde doch Goethe in dem frommen Kreise der Susanne von Klettenberg bald mit diesen Schriften bekannt, deren eifriges Studium nicht minder tiefe Spuren in seinem dafür so empfänglichen Gemüt hinterließ, als es das Studium des magisch-kabbalistischen Werkes von Welling, der Schriften des Paracelsus und anderer dieser Richtung angehöriger Schriftsteller getan hatte. Während es sich aber in den zuletzt genannten Werken von Welling, Paracelsus und der Alchimisten immerhin um die Erreichung eines praktischen Resultates handelt, nämlich um die Herstellung der Universalmedizin, um die Heilung von Krankheiten und um die Umwandlung unedler Metalle in edle, haben es die mystisch-religiösen Schriften eines Thomas von Kempen, Tauler, Staupitz und Arnd nur mit dem Verhalten der Seele dem höchsten Gut, Gott, der Welt und sich selber gegenüber zu tun, und doch kann auch hierbei eine ungeheuer weittragende und das Leben umwandelnde, reformierende praktische Wirkung erfolgen, wie sie tatsächlich in der großen deutschen Reformation stattgefunden hat. In dem kleinen Buch von Wilhelm von Scholz über „Deutsche Mystiker" ist auch, wie schon oft, auf den innigen Zusammenhang der reinen Mystik mit der Reformation hingewiesen worden. Scholz sagt darin: „Hier ist der Same für den Protestantismus ausgestreut... Reformatorischer Eifer beseelt überall die Mystiker... Wie nahe protestantischer Grundanschauung zum Beispiel der Vater der deutschen Mystik

und Lehrer Taulers, Meister Eckehart, stand, mag dieser Ausspruch bezeugen: ‚Wenn sich der Mensch zur wahren Innerlichkeit aufgelegt findet, so läßt er kühnlich alles Äußere fallen, wären es auch solche fromme Übungen, zu denen du dich durch Gelübde gebunden hättest, von denen weder Papst noch Bischof dich entbinden können.' Umgekehrt hat auch Luther einige Erscheinungen deutscher Mystik, besonders die weniger spekulativen praktischeren: die Predigten Taulers, das Büchlein von der deutschen Theologie, hoch gehalten und damit bekundet, daß er sich des Zusammenhanges mit diesen Geistern bewußt war." Wilhelm von Scholz nennt „die Mystik eine Vorstufe der Reformation".

Was aber befähigt den mystisch gerichteten Menschen, so tiefgreifende praktische Wirkungen auszuüben, auch wenn er nur seine Seele in das rechte Verhältnis zu Gott, zur Welt und zu sich selber setzen will? Es ist der magische, zauberhaft wirkende Einfluß des ganz Gott ergebenen und von sich selber und der Welt befreiten Menschen. Wessen Herz nämlich noch an die Dinge dieser Welt gekettet ist, so daß er, wenn sie ihn locken, sich unbedingt ihrer bemächtigen, oder, wenn sie ihn schrecken, sie unbedingt vermeiden möchte, der wird bald von der Hoffnung auf den Besitz der verführerischen Dinge, bald von der Furcht vor drohenden Übeln bewegt und verliert dabei den klaren, unbefangenen Blick des innerlich ruhigen und unbewegten Menschen. In derselben Lage ist der, der seiner eigenen Person eine besondere Bedeutung beilegt und sie überschätzt. Gelingt ihm sein Vorhaben, so wird er sich stolz in die Brust werfen und der eigenen Klugheit und Geschicklichkeit den Erfolg zuschreiben; schlägt aber sein Unternehmen fehl, so wandelt sich auch sein Hochmut leicht ins Gegenteil um, so daß er nun seine Würde zu sehr preisgibt und dem Kleinmut und der Verzagtheit anheimfällt. Wen dagegen die Dinge dieser Welt soweit kühl lassen, daß sein Gleichmut nicht gestört wird, und wer so unbefangen über die eigene Person denkt, daß weder der Erfolg ihn übermütig, noch der Mißerfolg ihn kleinmütig macht, dessen Blick erhält jene Schärfe und durchdringende Klarheit, die den

Dingen bis auf den Grund sieht, und sein Herz besitzt dabei jenen gefaßten Mut, der, wo der richtige Weg gefunden ist, vor nichts zurückweicht und sich weder durch den Erfolg zuweit führen, noch durch einen Mißerfolg irgendwie zurückschrecken läßt. Ein solcher Mensch aber vollbringt Großes, und selbst wenn er scheinbar untätig und zurückgezogen ein Leben der Ruhe und Entsagung führt, geht ein Einfluß von ihm aus, der oft viel mächtiger und bleibender ist, als der Einfluß eines mitten im Weltgetriebe stehenden, aber innerlich nicht so gefestigten Menschen.

Eine eingehendere Betrachtung der hochwichtigen und bemerkenswerten mystischen Schriften wird uns noch näher mit der Weltanschauung Goethes und der tiefen Philosophie seines unsterblichen Faustgedichts bekannt machen. Doch wollen wir diese Betrachtung auf das nächste Kapitel verschieben, in dem wir von Goethes Aufenthalt in Straßburg reden wollen, denn dort hat er diese Studien und die damit zusammenhängende innere Arbeit am Faustgedicht eifrig fortgesetzt. Hier wollen wir uns nur noch kurz dem Mystiker Swedenborg zuwenden. Auch auf ihn werden wir noch ausführlicher später zurückkommen müssen, wenn wir die Jahre 1772 bis 1775 behandeln, in denen sein Einfluß auf Goethe am stärksten sich ausprägt. Fräulein von Klettenberg hatte zuerst etwas über Swedenborgs sonderbare Theologie gelesen und dann die Mutter Goethes und diesen selbst mit einem Kapitel aus einem Werke Swedenborgs bekannt gemacht. Der Spezial-Superintendent Ötinger hatte 1765 in Frankfurt eine Schrift herausgegeben, „Swedenborgs und anderer irdische und himmlische Philosophie", worin verschiedene Teile aus Swedenborgs sehr umfangreichem Werke „Die himmlischen Geheimnisse" übersetzt sind. Eine Abschrift eines Stückes dieser Übersetzung, betitelt: „Von dem Himmel und der himmlischen Freude", hat Fräulein von Klettenberg der Mutter Goethes geschenkt.

In dieser Rekonvaleszentenzeit in Frankfurt ist Goethe aber auch mit einer ganz anders gearteten literarischen Erscheinung bekannt geworden, der Lebensbeschreibung des Ritters Götz

von Berlichingen mit der eisernen Hand, die dieser selber zu seiner Verteidigung geschrieben hat. Das Drama, das Goethe darnach gestaltete, hat zuerst seinen Namen berühmt gemacht. Die erste Niederschrift fand im Dezember 1771 statt. Wir werden davon zu sprechen noch mehrfach Gelegenheit haben. Daß Goethe sich neben dem Faust auch schon in dieser frühen Zeit, 1769, mit Götz von Berlichingen beschäftigt hat, weist Schröer in einem interessanten Aufsatz über die Entstehung des „Faust" in Westermanns Monatsheften 1879 nach. Schröer sagt dort: „Vom Jahre 1770 bis 1771 in Straßburg erzählt der Dichter, daß er Herder das Interesse an Götz von Berlichingen und Faust, ‚die sich bei ihm eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten', verbarg. Mit Herder war Goethe anfangs September 1770 bekannt geworden. Es ist nun wohl kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß Goethe sich in der Erinnerung hier geirrt hätte. Auch nicht insofern, daß die Gegenstände Götz und Faust, die er vor Herder verbarg, damals erst vor ihm aufgetaucht wären, indem er sie als bei ihm eingewurzelt bezeichnet. Von Götz erinnert sich Goethes Mutter bestimmt daran, wie er dazu kam, sich dessen Biographie von Nürnberg kommen zu lassen. Das muß daher unter ihren Augen in Frankfurt der Fall gewesen sein und dann vor, nicht nach Straßburg. Damit ist nicht gesagt, daß er an das Niederschreiben der einen oder anderen dieser beiden Dichtungen schon in Straßburg gegangen wäre. — Wir wissen, wie ungern er schrieb, wie er am liebsten im Gehen produzierte, daher auch später das Diktieren sich angewöhnte. Wie lange zögerte er, an das Niederschreiben des Götz zu gehen! — So ging es denn wohl auch mit Faust. Wenn er sich damit in Gedanken auch schon im Jahre 1769 zu beschäftigen begann, ans Niederschreiben ging er erst 1773" — oder, wie man heute annimmt, 1774. Doch darüber haben wir noch später ausführlich zu reden. —

## 4. Goethe in Straßburg. Bekanntschaft mit Herder. Weitere innere Arbeit an „Götz von Berlichingen" und „Faust". Die Sesenheimer Idylle. Magister-Promotion.

Zur Fortsetzung seiner juristischen Studien, und um diese mit der Erlangung des Doktorgrades abzuschließen, ging Goethe auf den Wunsch des Vaters im Frühjahr 1770 nach Straßburg, wo er am 2. April anlangte. Dort fand er gleich einen angenehmen Verkehr; er speiste mit etwa zehn Genossen zusammen, von denen die meisten Mediziner waren. Die Leitung der Tischgesellschaft war dem Aktuarius beim Vormundschaftsgericht Johann Daniel Salzmann übertragen, mit dem sich Goethe bald herzlich anfreundete. Von andern Mitgliedern der Tischgesellschaft traten ihm noch die Theologen Lerse und Weyland, später der Mediziner Jung, genannt Stilling, und der livländische Dichter Lenz näher. Zunächst mußte er ernstlich an das Studium der Rechte denken, um am Ende des Sommersemesters sein Kandidatenexamen zu bestehen, was ihm auch ohne allzugroße Mühe gelang. Man forderte dort kein ausgebreitetes rechtsgeschichtliches und rechtsphilosophisches Wissen, sondern nur eine gute Kenntnis des bestehenden Rechts, und diese verschaffte er sich mit Hilfe eines Einpaukers. In der letzten Zeit in Frankfurt hatte er eifrig Jurisprudenz getrieben, und so war er schon gut vorbereitet nach Straßburg gekommen. Nachdem das Kandidatenexamen erledigt war, hatte er an die Erlangung der juristischen Doktorwürde und an die Fertigstellung der dazu erforderlichen Dissertation zu denken. Er hatte ungefähr ein Jahr dafür angesetzt. Juristische Vorlesungen

brauchte er nicht mehr zu hören. Angeregt durch seine medizinischen Tischgenossen und getrieben von seiner leidenschaftlichen Liebe zur Natur, fing er daher vom Beginn des zweiten Semesters an, äußerst eifrig sich dem Studium der Medizin zu widmen; er sezierte Leichen, hörte Anatomie und die Vorlesungen in der inneren und geburtshilflichen Klinik und ferner Chemie. Hier in Straßburg legte er den Grund zu seinen anatomischen Kenntnissen, die ihn später dazu befähigten, eine epochemachende Entdeckung auf diesem Gebiet zu machen.

Das wichtigste Ereignis für Goethe in der Straßburger Zeit, das ihm die bedeutendste Förderung für seine geistige Entwickelung brachte, war aber die Bekanntschaft und der sich über ein halbes Jahr erstreckende tägliche, intime Verkehr mit Herder, der wie kein anderer geeignet war, den noch unsicher herumtastenden jungen geistigen Heros auf den richtigen Weg zu weisen, wobei ihm die natürliche Anlage und das angeborene außerordentliche Genie Goethes die Arbeit allerdings sehr leicht und für ihn selber förderlich und fruchtbar machten. Herder war am 5. September als Reisebegleiter des Prinzen von Holstein-Eutin in Straßburg eingetroffen und wollte sich dort einer Augenoperation unterziehen. Die Heilung blieb aber aus, und die Behandlung war so langwierig und unangenehm, daß Herder in der peinlichsten Situation, meist an sein Zimmer gefesselt, über ein halbes Jahr in Straßburg damit zubringen mußte. Goethe, der ihn gleich nach seiner Ankunft kennen lernte und freundlich von ihm aufgenommen wurde, besuchte ihn täglich, wobei sich zwischen den beiden großen Geistern ein äußerst reger Austausch von Gedanken, Meinungen und Erfahrungen entwickelte und Beziehungen anknüpften, die für beider Leben und Schaffen von der allergrößten Bedeutung geworden sind. In Leipzig war Goethe, im Widerspruch zu seiner tieferen genialen Natur, geneigt gewesen, dem herrschenden französischen Geschmack und Regelzwang gewisse Zugeständnisse zu machen. In Herder trat ihm nun ein Mann entgegen, der völlig mit allem französischen Wesen gebrochen hatte und mit Macht darauf drang, daß jedes Volk seine ihm eigene originelle Art zu wahren

und zu entwickeln und dabei nicht darauf zu achten habe, was ein anderes Volk nach seinem ganz anders gearteten Maßstab für schön oder häßlich, für gut oder schlimm zu halten gewohnt sei. So sollte sich der Deutsche von allem französischen Wesen, hinter dessen Regelzwang und strenger Korrektheit nur ein Mangel an Geist und echtem Gefühl sich verberge, völlig lossagen, sich auf seine Eigenart besinnen und den kostbaren Schätzen, die in seinem Volkstum verborgen liegen, nachspüren. Die englische Literatur hatte sich bereits frühzeitig von allem einzwängenden ausländischen Einfluß freigemacht, und je mehr der größte und genialste englische Dichter, Shakespeare, seiner überaus starken und mächtigen Persönlichkeit wegen, die ihn alle beengenden Regeln und Schranken durchbrechen ließ, als wild und barbarisch gescholten wurde, desto mehr hielt sich nun Goethe für berechtigt, diesem Beispiel zu folgen und seine eigene geniale Schöpfertätigkeit sich frei entfalten zu lassen.
In Straßburg, unter Herders Einfluß, gewann Goethe den Glauben an seine originelle dichterische Begabung wieder. Dies geschah jedoch nicht in der Weise, daß Herder das große Dichtergenie Goethes gleich erkannt und aufgemuntert hätte; im Gegenteil, er übte, von Natur zu scharfer, beißender Kritik geneigt und durch seine Krankheit und unangenehme Lage noch besonders gereizt, ein schonungsloses Gericht aus nicht nur über Goethes Produktionen, sondern auch über dessen Ansichten, Äußerungen und Geschmacksurteile. Aber indem Herder gerade die Richtung in der Poesie und Kunst bevorzugte, die originell und aus der Tiefe des Gemütes erwachsen war, bestätigte er unwillkürlich das ganze Bestreben und die angeborene Richtung, in der Goethes Genie allein sich bewegen konnte, und so löste Herder trotz seiner herben Kritik und trotzdem er dem außerordentlichen Genie Goethes nicht gerecht wurde, doch in diesem die Spannung aus, die entstanden war, indem Goethe gegen seine bessere Natur einem fremden, ihm nicht gemäßen Einfluß nachgab und infolgedessen innerlich zerrissen und unsicher wurde. Darum hat auch Goethe trotz alles Abstoßenden und herb Unangenehmen in Herders Wesen an diesem festgehalten und ist ihm auch später

unentwegt treu geblieben, auch als Herder ihn verkannte und unter seinem Wert einschätze. Dieses Verkanntwerden durch Herder aber war der Grund, warum es Goethe vermied, mit manchem, was ihm heilig und teuer war, vor Herder herauszurücken, weil dieser doch zunächst nicht imstande war, die Bedeutung des von Goethe Angestrebten einzusehen, und daher mit seinem Spott den jungen Dichter nur unnütz beirrt und niedergeschlagen hätte. So verbarg ihm Goethe in Straßburg gerade seine wichtigsten dichterischen Arbeiten am „Götz" und „Faust" und sprach mit ihm auch nicht über das mit der inneren Arbeit am „Faust" im Zusammenhang stehende Studium der alchimistischen und mystisch-religiösen Literatur. Goethe lernte von Herder, ohne seine Selbständigkeit einzubüßen.

Über diese in Straßburg fortgesetzten Studien, insbesondere der mystischen Werke, haben wir hier noch mit Bezug auf die Entstehung des Faustgedichts einige wichtige Betrachtungen anzustellen. Sehen wir uns zunächst die berühmteste und am weitesten verbreitete mystische Schrift, die vier Bücher von der Nachfolge Christi des Thomas von Kempen näher an, die Goethe im lateinischen Original las, die ihm aber auch in der deutschen Übersetzung von Johann Arnd im Anhang von Taulers Predigten und an anderen Stellen zugänglich waren. Ich zitiere hier aus dieser Übersetzung von Arnd, wie sie auch in der Händelschen Bibliothek neu herausgegeben ist.

Wir wissen, von welcher heißen Unruhe und von welchem leidenschaftlichen Begehren Goethe in Leipzig erfüllt war, und wie heilsam die schwere Krankheit, die ihm plötzlich die Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit alles menschlichen Wesens hart vor Augen stellte, auf ihn gewirkt hat. Von dieser Zeit an war das dringende Bedürfnis in ihm geweckt, zu der tosenden Unruhe und Leidenschaftlichkeit seiner stürmisch überschäumenden Natur als Gegengewicht und Hemmung dem stillenden, beruhigenden Einfluß sich zu unterwerfen, den die Betrachtung der Flüchtigkeit, Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Verhältnisse und im Gegensatz dazu die Betrachtung der ewig beharrenden, allen wahren Wert in sich vereinigenden Existenz

Gottes mit sich führt. Das Wesentliche der Mystik ist nun, daß dieses ewige, allen wahren Wert in sich enthaltende höchste Gut um seiner selbst willen geliebt wird, nicht weil man für die eigene Person etwas von Gott erwartet. Der große Mystiker Spinoza drückt dies aus mit dem Satz: „Wer Gott wahrhaft liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe." Der Mystisch-Fromme liebt Gott als das höchste Ideal gerade im Gegensatz zu der Vergänglichkeit und Unvollkommenheit der eigenen Person und der Nichtigkeit und Flüchtigkeit aller irdischen Dinge. Je höhere, idealere Anforderungen ein bedeutender Mensch an sich und an die Welt stellt, desto mehr erkennt er, wie wenig er selbst und die Welt diesen hohen, idealen Anforderungen zu entsprechen vermag; er kommt auf diesem Wege dazu, sich und die Welt gering einzuschätzen und die Erfüllung seiner hohen Ideale und Ansprüche allein in das höchste, ewige Gut, in Gott zu verlegen. Er gewinnt dadurch die nötige Ruhe und Kraft, um zu leben und zu wirken; denn solange er die Erfüllung seiner hohen Anforderungen in dieser Welt sucht und dabei doch immerfort die Unzulänglichkeit seiner eigenen Person und der andern Personen und Dinge gewahr werden muß, so lange wirkt auch das ungestüme und ungestillte Verlangen im hochgenialen Menschen geradezu aufreibend und innerlich zerstörend, so daß er sich in diesem Stadium den Tod als Erlösung wünscht. Sobald er sich aber ernsthaft mit dem Gedanken vertraut macht und seine ganze Seele darauf einstellt, daß die Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit mit dem Wesen seiner eigenen Person und aller anderen Personen und Dinge dieser Welt zusammenhängt, und daß das schmerzlich ersehnte Ideal in seiner Erfüllung nur in der ewigen Existenz Gottes zu finden ist, verliert sich auch die Unruhe und der Schmerz, und die Geringeinschätzung der eigenen Person und der Welt läßt das ungestüme Verlangen, daß beide eine Vollkommenheit aufweisen sollen, die ihnen nicht gemäß ist, dahinschwinden. Nun schaut der weise gewordene Mensch ruhig und gelassen auf die eigene Person und die Welt als auf ihrer Natur nach unvollkommene, flüchtige und vergängliche Gebilde,

die das wahrhaft Vollkommene, das höchste, ewige Gut nur in einem Schimmer und Gleichnis abspiegeln, aber nicht in Wahrheit in sich enthalten können. Darum schließt das Weltgedicht des Goetheschen „Faust" mit den Worten des mystischen Chores:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan."

Alles Vergängliche, das hier auf Erden zur Erscheinung kommt, einschließlich der eigenen Person, ist nur ein Gleichnis des unvergänglichen, ewigen Gutes. Das Unzulängliche, das allem irdischen Wesen nur als ein Schimmer und Schein des ewig Vollkommenen anhaftet, hier wird's Ereignis; das heißt hier, wo sich Faust zuletzt befindet, nämlich in jenen ewigen Gründen, ist das Vollkommene Ereignis geworden. Das Unbeschreibliche, was sich hier auf Erden nur stammelnd andeuten läßt, hier ist's getan, hier in den ewigen Gründen ist es verwirklicht. Das Ewig-Weibliche, die Liebe zum ewigen Sein, die selbstlos, hingebend und innig Gott liebt, wie ein Weib ihr einziges Kind, zieht uns hinan zu jenen ewigen Gefilden, die dem Gottsucher erst die wahre Ruhe und letzte Befriedigung gewähren. Dieses Hinwegsehen von der eigenen Person und allen Genüssen und Gütern dieser Welt und diese Hinwendung zu der einzig wahren Vollkommenheit in Gott finden wir bei Christus immer wieder, so auch in dem Wort: „Was nennst du mich gut? Keiner ist gut außer allein Gott!" Ferner bei Luther in der Auffassung, daß keinerlei Werk von uns uns vollkommen zu machen vermag, sondern nur das völlige Sichhingeben an die ewige Vollkommenheit in Gott im Glauben an seine Vatergüte, das völlige Aufgehen im höchsten Sein, wie es Luther von der reinen deutschen Mystik gelernt und in sich erlebt hat.

Wie im Prolog im Himmel, nach dem Buch Hiob, Gott der Herr ein Zwiegespräch mit dem Teufel hält, in dem er an diesen die Frage stellt: „Kennst du den Faust ... meinen Knecht?", so hält in dem dritten Buch von der Nachfolge Christi des Thomas von Kempen Gott der Herr ein Zwiegespräch mit seinem Knecht selber. Dieser sagt dort: „Herr, das ist ein Werk eines vollkommenen Mannes, wenn das Gemüt von himmlischen Meinungen nimmer abgezogen wird, und zwischen vielen Sorgen, gleich als ohne Sorgen, wandelt, und nicht in einer trägen oder faulen Weise, sondern mit dem Vorteil eines freien Gemüts keinem Geschöpf mit unordentlicher Begierde anhanget." Wir werden später sehen, daß auch Faust „zwischen vielen Sorgen gleich als ohne Sorgen wandelt". So lange er sich um die unvollkommenen, endlichen Dinge ernstlich glaubte Sorge machen zu müssen, drückte ihn das Leben so gewaltig nieder, daß er es von sich werfen zu müssen meinte. Wenn Faust sich dann doch entschließt, weiter zu leben, so vermag er dies nur in der Weise, daß er alle Sorgen hinter sich wirft, unbekümmert um den letzten Ausgang aller seiner Taten und Leiden. Als am letzten Ende seines Lebens die Sorge in Person ihm entgegentritt mit der Frage: „Hast du die Sorge nie gekannt?" — da antwortet Faust: „Ich bin nur durch die Welt gerannt", das heißt, er ist nirgends stehen geblieben, er hat sich niemals an die Dinge geheftet derart, daß er sich hätte Sorgen um sie machen müssen. Die grundsätzliche Erkenntnis der Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit aller irdischen Dinge und Verhältnisse hat ihn davor behütet, so großen Ernst mit ihnen zu machen, daß eine Sorge für ihn nötig gewesen wäre. Um wertlose Dinge aber macht man sich keine Sorge, und wertlos sind im Grunde alle Dinge dieser Welt für den tiefer angelegten Menschen. Daher genießt er, wie Thomas von Kempen sich ausdrückt, „den Vorteil eines freien Gemütes, keinem Geschöpf mit unordentlicher Begierde anzuhangen", und „wandelt zwischen vielen Sorgen, gleich als ohne Sorgen".

Der Knecht Gottes fährt fort: „O Gott, leere mein Herz aus von aller unnützen Sorge und allem Kummer, damit ich nicht

von mancherlei Begier eines jeglichen schlechten oder köstliche Dinges gezogen werde, sondern daß ich alle Dinge als hinfällig und mich samt ihnen als vergänglich ansehe: denn nichts Bleibendes ist unter der Sonne." Der Knecht Gottes spricht hier ganz im Sinne unserer vorherigen Ausführungen. Gott der Herr antwortet ihm: „Warte und harre auf mich, ich will kommen und will dich heilen; denn eitel ist alle Anfechtung, die dich peinigt, und alle Furcht, die dich erschreckt. Was bringt die Sorge um künftige Dinge anders denn ein Trauern über das andere. Es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe. Darum ist es eitel unnütz Ding, daß man sich um künftiger Dinge willen bekümmert oder erfreut, um Dinge, die vielleicht nimmermehr geschehen." Faust sagt von der Sorge:

„Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem, was nicht trifft,
Und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen,"

wie hier Thomas von Kempen sagt, daß man sich um Dinge bekümmert, die vielleicht nimmermehr geschehen. Gott der Herr fährt fort: „Es ist aber menschlich, mit dergleichen Gespenst angefochten und betrogen zu werden", und Faust sagt am Schluß des zweiten Teils im Gespräch mit der personifizierten Sorge:

„Unselige Gespenster! so behandelt ihr
Das menschliche Geschlecht zu tausend Malen."

Eine ganz auffallende Übereinstimmung. So gehen diese tiefen Gedanken von der ersten innern Arbeit am Faustgedicht hindurch durch das ganze lange reiche und vielfältige Leben Goethes bis zum Schluß des zweiten Teiles, den er kurz vor seinem Tode vollendete.

Gott der Herr in der Nachfolge Christi des Thomas von Kempen fährt fort: „Es ist ein Zeichen eines kleinen Gemüts, daß man sich so leicht durch das Eingeben des Feindes bewegen

und verführen läßt. Denn der Feind achtet dessen nicht, ob er jemand mit Wahrheit oder Unwahrheit verführe und betrüge, oder ihn mit Liebe gegenwärtiger oder mit Furcht künftiger Dinge niederschlage." „Mit Liebe gegenwärtiger Dinge": Faust nennt Haus und Hof, Weib und Kind, Knecht und Pflug, Ehre und Ruhm usw., oder „mit Furcht künftiger Dinge, die vielleicht nimmermehr geschehen": Faust nennt „Feuer, Wasser, Dolch und Gift, du bebst vor allem, was nicht trifft."

Gott der Herr fährt fort: „Du sollst nicht wähnen, du seiest ganz verlassen, weil ich dir etliche Trübsal eine Zeitlang zugeschickt und zeitlichen Trost entzogen habe, denn also geht man zum Reich der Himmel ein. Derhalben ist es dir und meinen andern Knechten ohne Zweifel viel nützer, daß ihr mit Widerwärtigkeit geübet werdet, als daß ihr alle Dinge nach eurem Willen hättet." Im Prolog im Himmel gestattet Gott der Herr, daß der Feind, Mephistopheles, sich an den Knecht Gottes, den Doktor Faust, heranmacht, um ihn zu versuchen, und begründet dies mit den Worten:

„Des Menschen Tätigkeit kann allzuleicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen."

Der Knecht Gottes spricht: „Es wisse oder habe ein Mensch, was er wolle, so ist es gering und schlecht, er sei denn im Geist erhaben, von allen Geschöpfen frei und mit Gott ganz und gar vereinigt. Wer etwas groß achtet außer allein das einige ungemessene und ewige Gut, der wird lange Zeit klein bleiben und darniederliegen, denn was Gott nicht ist, das ist nichts und soll für nichts geschätzet werden." So schätzt auch Faust nichts in dieser Welt und achtet nichts groß, weil er als der Knecht Gottes, wenn auch unklar und verworren, das Bild der ewigen Vollkommenheit in seiner Seele trägt und diesem höchsten Ideal gegenüber auch die köstlichsten Güter dieser Welt wie Schatten verschwinden müssen. Aber auch die eigene Person muß diesem höchsten Ideal gegenüber für nichts geachtet werden, wie es

in der Nachfolge Christi heißt: „Darum muß man alle Geschöpfe auf Erden übergehen, sich selbst vollkommen verlassen, in einem großen Überschwang des Gemüts stehen und sehen, daß du, aller Kreaturen Schöpfer, mit allen Geschöpfen nichts Gleiches hast." Mephistopheles will den Knecht Gottes von seinem Urquell abziehen und ihn dazu verführen, in den flüchtigen, vergänglichen Dingen dieser Welt nach wahrer Befriedigung und Ruhe zu suchen. „Guter Freund", sagt Mephistopheles zu Faust, „die Zeit kommt auch heran, wo wir was Guts in Ruhe schmausen mögen." Der Knecht Gottes aber weiß, daß kein Ding dieser Welt ihm Ruhe und Befriedigung zu verschaffen vermag, es sei denn, daß er sich selber untreu geworden wäre; dann aber verachtet er sich selber, dann mag ihn der Teufel in seine Krallen bekommen. Und wie ihn Mephistopheles mit keinem Genuß der Dinge dieser Welt betrügen wird, weil alle Dinge dem höchsten Ideal gegenüber zu Schatten werden, so wird ihn der Teufel auch nie dazu bringen, im Selbstgenuß aufzugehen, sich hinwegzutäuschen über die Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit der eigenen Person, die dem höchsten Ideal gegenüber ebenso zu nichts wird wie alles andere. Darum antwortet Faust dem Teufel:

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen —
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!"

„Was nicht Gott ist, das ist nichts und soll für nichts geschätzet werden", heißt es in der „Nachfolge Christi", und das ist zugleich die Grundidee des Goetheschen Faustgedichts. Gott der Herr spricht in des Thomas von Kempen „Nachfolge Christi" weiter: „Lieber Sohn, du kannst vollkommene Freiheit nicht besitzen, du habest denn dich selbst gänzlich verleugnet und darangegeben, denn es sind gefangen alle Reichen und die sich

selbst lieb haben." Und der Knecht Gottes antwortet: „Wenn der Mensch sich selber gefällt, so mißfällt er dir." Bei aller Hingebung an Gott aber spürt der Knecht Gottes die herunterziehende Macht des Irdischen, und darum ist seine Seele zwiespältig: „Den himmlischen Gütern wünsche und begehre ich anzuhangen, aber die zeitlichen Dinge und unabgestorbenen Neigungen ziehen mich hernieder. Mit dem Gemüt will ich über alle Dinge sein, aber mit dem Fleisch werd' ich bezwungen, daß ich unter allen Dingen sein muß. Also streite ich unseliger Mensch mit mir selbst und bin mir selbst beschwerlich worden, dieweil der Geist über mich, das Fleisch aber unter sich begehrt." Und der Gottesknecht Faust sagt dem entsprechend zu Wagner:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen:
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andere hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen."

Nach der „Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen waren es die Predigten Taulers, die tief auf Goethes empfängliche Seele einwirkten, besonders die Predigt auf den zweiten Sonntag im Advent, die nicht von Tauler selber herrührt, sondern von seinem großen Lehrer, dem Vater der deutschen Mystik, dem Dominikanermönch Meister Eckehart. Bemerkenswert ist in dieser hochbedeutenden Predigt der pantheistische Zug, der aller Mystik zugrunde liegt, aber gerade von Meister Eckehart sehr frei und kühn ausgesprochen wird. So heißt es z. B. an einer Stelle dieser Predigt: „Gott ist mir näher, als ich mir selbst bin. Sein Wesen hängt daran, daß mir Gott nahe und gegenwärtig sei. So ist er auch einem Stein und einem Holz nahe, aber sie wissen's nicht." Dies erinnert an ein Wort Christi auf dem Papyrusblatt von Behnesa: „Hebe den Stein, und daselbst wirst du mich finden, spalte das Holz, und ich bin dort." Gott und die Allnatur sind eins, sagt Spinoza, und wie im Stein

und im Holz, so ist noch in ganz anderer und erhöhter Weise auch in der Seele des Menschen Gott enthalten und tritt zu Tage, sobald sich der Mensch diesem höchsten Gut zuwendet und sich von allem anderen, von der eigenen Person und allen äußeren Dingen, innerlich frei macht. Denn niemand kann zweien Herren dienen, wie Christus sagt. Entweder man dient sich und der Welt, oder man ist ein Knecht Gottes. Und so sagt auch Meister Eckehart in seiner Predigt: „Soll die Seele Gott erkennen, so muß sie auch ihrer selbst vergessen und muß sich selbst verlieren, denn sobald sie sich selbst sieht und erkennt" (das heißt ihre liebevolle Aufmerksamkeit auf sich richtet), „alsobald sieht und erkennt sie nicht Gott." Daß dem höchsten Ideal gegenüber alle einzelnen Dinge zu Schatten werden, drückt Meister Eckehart mit den Worten aus: „Soll die Seele Gott erkennen, so muß sie mit dem Nichtigen keine Gemeinschaft haben. Wer Gott sieht, der erkennt, daß alle Geschöpfe nichts sind; denn wenn man ein Geschöpf, eine Kreatur gegen die andere setzt, so scheint das Geschöpf, die Kreatur schön und ist etwas; aber wenn man sie setzt gegen Gott, so ist sie nichts."

Wem das höchste Ideal in dieser Weise in der Seele ruht, so daß er alle Dinge daran mißt und für nichtig erkennt, der wird frei von aller Angst und Sorge um die Dinge, und weder die Köstlichkeiten locken ihn, noch die furchtbarsten Dinge schrecken ihn derart, daß er immer in Hoffnung und Furcht auf das Zukünftige wartet, ob ihm Fortuna Glück oder Unglück zuteil werden läßt. Er befreundet sich vielmehr mit der Unbeständigkeit und Vergänglichkeit der Dinge und wartet daher ruhigen Gemütes ab, was das Geschick ihm bringt. Gerade diese Seelenruhe aber befähigt ihn, sich mit ungeteilter Aufmerksamkeit dem zuzuwenden, was der Augenblick an Tätigkeit erfordert, während der freudig oder ängstlich in die Zukunft starrende Mensch gerade den wichtigen gegenwärtigen Augenblick versäumt und die Hände in den Schoß legt oder durch Hoffnung und Furcht zu falschen Maßnahmen getrieben wird. Wer daher sich und alle Dinge verläßt, der gerade gewinnt die Kraft und Macht, ohne Furcht und Hoffnung, ohne Sorge um den letzten

Ausgang als ein Held tätig zu sein und größte Taten zu vollbringen. Darum heißt es in einem Faust-Paralipomenon:

„Ich lernte diese Welt verachten,
Nun bin ich erst sie zu erobern wert,"

und darum heißt es auch in der „Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen: „Vertraust du aber auf den Herrn, so wird dir Stärke vom Himmel herab gegeben, ja die Welt und dein Leib wird deiner Gewalt unterworfen, du darfst auch den Teufel nicht fürchten, so du mit dem Glauben gewappnet bist." Auch Goethes Faust fürchtet den Teufel nicht, und ohne Sorge um die Zukunft, ohne Hoffnung und Furcht will er rastlos tätig sein, gefaßt auf den Wechsel des Geschicks, wie es das eine Mal Gelingen und Freude, das andere Mal Mißlingen und Verdruß bringt:

„Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß
Miteinander wechseln, wie es kann;
Nur rastlos betätigt sich der Mann."

Auch zur höchsten seelischen Tätigkeit, zur Erkenntnis und zum Anschauen des höchsten Ideals, zur intellektuellen Liebe Gottes, wie es Spinoza nennt, muß der Mensch frei sein von der Sorge um seine eigene Person und von der Sorge um die endlichen, vergänglichen Dinge, frei sein von Hoffnung und Furcht, die den Menschen abziehen von der beständigen Gegenwart Gottes, die des Menschen Blick in Freude und Jammer auf nichtige Dinge hinlenken, die erst in einer ungewissen Zukunft sich erfüllen sollen. Darum sagt Meister Eckehart in seiner Predigt: „Was bringt nun die Seele dazu, daß sie Gott in sich erkenne und wisse, wie nahe ihr Gott sei? Da merkt wohl auf. Der Himmel mag keinen fremden Eindruck empfangen, ihm mag keine peinliche Not eingedrückt werden, die ihn entsetze; also muß die Seele befestigt und bestätigt sein in Gott, die Gott

bekennen soll, daß sich nicht in sie drücken möge weder Hoffnung noch Furcht, noch Freude, noch Jammer, noch Liebe, noch Leid, noch etwas anderes, das sie entsetzen, das sie außer sich bringen möge."

Von großer Bedeutung sind auch die zwei Büchlein „Von der holdseligen Liebe Gottes" und „Von unserm christlichen Glauben" von Johann von Staupitz, dem väterlichen Freunde, Lehrer und Beichtvater Luthers, die Goethe im Anhang von Taulers Predigten, gleichfalls in jener entwicklungsreichen Zeit um das Jahr 1769, gelesen hat. Indem sich nämlich Faust, unbekümmert um den letzten Ausgang, den er doch nicht in seiner Gewalt hat, in das Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit stürzt, muß er notwendig sich vielfach in Schuld verstricken und sündig werden. Auch das, was sich in seiner Seele in derber Liebeslust mit klammernden Organen an die Welt hält, muß ihn zu Falle bringen, wie der Knecht Gottes in der Nachfolge Christi klagt: „Mit dem Gemüt will ich über alle Dinge sein, aber mit dem Fleisch werd' ich bezwungen, daß ich unter allen Dingen sein muß." Demgegenüber aber steht die verzeihende Gnade Gottes, die, wenn nur das Herz sich ihm zuwendet, über alle natürliche Schwachheit des Fleisches hinwegsieht. Ist doch jedes endliche Geschöpf unvollkommen, und hat doch selbst Christus dem, der ihn mit den Worten „Guter Meister" anredete, geantwortet: „Was nennst du mich gut? Keiner ist gut außer Gott allein." Darum heißt es in einer Predigt Susos, eines Schülers Meister Eckeharts: „Dir, o Gott, sind tausend Mark ebenso leicht zu erlassen, wie ein Pfennig, und tausend Todsünden ebenso leicht zu vergeben wie eine. Die Menschen können dir nimmer genug danken, ihre Herzen fließen über von deinem Lob, denn nach der Schrift sind sie dir in ihren Sünden, wenn sie sich zu dir wenden, viel löblicher, als ob sie nie in Sünden wären gefallen und in Lauigkeit lebten und auch nicht so viel Liebe zu dir hätten. Nach St. Bernhards Lehre siehst du nicht an, was ein Mensch gewesen ist, du siehst vielmehr an, wie er sein will, nach der Begierde seines Herzens, und darum, wer dir will absprechen, Sünden zu vergeben, auch

so oft, als es Augenblicke gibt, der will dich großer Ehre berauben." Darum sagt auch Goethe am Ende seines Lebens von seinem „Faust", er sei „eine große Predigt des ‚Richtet nicht!'" Denn wenn auch der Dichter mit Absicht seinen Helden die ärgsten Sünden begehen läßt, so zielt doch die Sehnsucht des Herzens bei Faust auf das höchste Ideal, und darum liebt ihn nach Susos Ausspruch Gott mehr als einen, der in Lauigkeit lebt, keine große Sünde begeht, aber auch nichts vom höchsten Gute weiß und sein Herz nur mit den vergänglichen Dingen dieser Welt sättigt. Und ähnlich drückt sich auch Staupitz in seinem Büchlein „Von der holdseligen Liebe Gottes" aus in dem 17. Kapitel, das die Überschrift trägt: „Den Auserwählten, die Gott über alle Dinge lieben, helfen alle Dinge zum besten". Staupitz sagt dort: „Darum ist die durch Christum auserwählte Seele Gott also freundlich zugetan, daß ihr das Böse, ja die Sünden, nicht allein unschädlich sind, sondern zu ihrem Besten helfen. Für wahr ist ein rechter Christenmensch ein wunderbares Geschöpf Gottes, dem sich Gott von Ewigkeit in so hoher Liebe verbunden hat; ob der Mensch auch, wie David sagt, das Gesetz Gottes übertrete, in seinen Gerichten nicht wandle, seine Gerechtigkeit gering schätze und seine Gebote übertrete, so will es doch Gott nur zeitlich strafen und seine Barmherzigkeit darum nicht von ihm wenden, so daß ihm so seine eigene Sünde zu der Seligkeit helfen muß. Dem Gott wohl will, dem müssen Himmel und Hölle, Böses und Gutes zu seinem Besten dienen."

Und so dient auch die Hölle und der Teufel dem Goetheschen Faust zu seinem Besten, und er bleibt der Knecht Gottes, auch wenn er Sünde über Sünde auf sein Haupt häuft.

Schuldig genug ist auch Goethe selber geworden. Ist doch sein „Faust" wie alles andere, was er geschrieben hat, nur ein Bruchstück einer großen Konfession, einer umfassenden Beichte. Wie Faust sein Gretchen verlassen hat, so Goethe seine Friederike in Sesenheim, so daß ihr fast das Herz darüber brach. Wie er der Frau von Stein acht Jahre später mitteilte, verließ er Friederike in einem Augenblick, wo es sie fast das Leben kostete. Als Goethe von Friederike Abschied nahm, hatte er nicht den

Mut, ihr offen zu gestehen, daß er ihr nie angehören würde, und schrieb ihr dies erst, als er in Frankfurt angelangt war. Die Antwort Friederikens zerriß ihm das Herz; er sagt: „Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig, stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und, was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette hatte mich verlassen, hier ward ich zum erstenmal schuldig. Ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue höchst peinlich, ja unerträglich." Dem entsprechend sagt auch Faust von Gretchen:

„Fühl' ich nicht immer ihre Not?
Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehauste?
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste,
Begierig wütend, nach dem Abgrund zu?
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte,
Hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie in Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!"

Goethe war ein halbes Jahr nach seiner Ankunft in Straßburg, im Oktober 1770, durch seinen Tischgenossen, den Theologen Weyland, auf einem Ausflug mit der Familie des Pfarrers Brion in Sesenheim bekannt geworden. Friederike war von den vier Töchtern, drei von ihnen waren noch im Hause, die zweitjüngste. Sie war 19 Jahre alt, eine reizende Erscheinung, ein

munteres, liebes Wesen. Goethe stand bald in einem äußerst regen Verkehr mit der Familie und hat mehrfach wochenlang ihre Gastfreundschaft genossen. Seiner Liebe zu Friederike, die auch ihn liebte, schöner als er es verdiente, sind eine Reihe seiner entzückendsten Lieder entsprungen, und die Gestalt Gretchens im „Faust" hat von ihr sehr viel empfangen. Goethe aber, fortgerissen durch sein großes Schicksal, konnte sich nicht an sie binden. Auch sie war nur eine Episode in seinem Leben, auch sie nur ein vergängliches Gut, an dem er nicht haften bleiben durfte. „Ich bin nur durch die Welt gerannt", sagt Faust zur Sorge; und so ist auch Goethe durch die Welt gerannt, seine Freiheit sich wahrend, soviel er vermochte, rastlos tätig und schaffend, mit Schuld beladen und doch immer dem höchsten Ideal zugewandt.

Den Abschluß seines Straßburger Aufenthaltes bildete seine Verteidigung von 56 Thesen, wodurch er die Würde eines Lizentiaten der Rechte erlangte. Er hatte ursprünglich die juristische Doktorwürde sich verschaffen wollen; als aber die Dissertation fertig war, nahm die Fakultät Anstoß an dem Inhalt der Arbeit, und daher gab ihm der Dekan der juristischen Fakultät, Professor Erlen, den Rat, die Arbeit zurückzuziehen und über Thesen zu disputieren, um statt des Doktorgrades, wozu eine Abhandlung unbedingt erforderlich war, die Würde eines Lizentiaten der Rechte zu erwerben. Da in Deutschland kein Unterschied gemacht wurde und die Lizentiatenwürde dort ebensoviel galt als der Doktor, war Goethe mit dem Vorschlag einverstanden und handelte demgemäß. Tatsächlich wurde er auch offiziell immer als Doktor Goethe bezeichnet. Die Doktorarbeit, die auf diese Weise ihren Zweck verfehlt hatte, kam nicht in den Druck und ging später verloren. Mitte August 1771 reiste Goethe von Straßburg ab, viele dichterische Pläne in seinem Kopfe tragend, als bedeutendste den „Götz" und „Faust". —

## 5. Heimkehr. Erste Niederschrift des „Götz von Berlichingen". Wetzlar, Charlotte Buff und die Entstehung von „Werthers Leiden". Die fruchtbare Frankfurter Zeit. Swedenborg. Erste Lektüre der Werke Spinozas und Niederschrift des „Urfaust".

Ende August des Jahres 1771, nach Beendigung seiner Studien in Straßburg, traf Goethe wieder in Frankfurt ein und richtete sofort auf Wunsch des Vaters an Schultheiß und Schöffen das Gesuch, ihn in den Stand der Advokaten aufzunehmen, damit er „sich dadurch zu den wichtigeren Geschäften vorbereite, die einer hochgebietenden und verehrungswürdigen Obrigkeit ihm dereinst hochgewillt aufzutragen gefällig sein könnte", wie es in dem Zulassungsgesuche heißt. Wenige Tage später erfolgte die Zulassung, und gleich darauf legte Goethe den Advokaten- und Bürgereid ab und war nun wohlbestallter Rechtsanwalt. Es waren nur wenige Rechtsfälle, die ihm übertragen wurden, und auch diese machten dem jungen Advokaten keine große Mühe, da der Vater für ihn die Akten sorgfältig studierte und ein in Rechtssachen gewandter Schreiber dabei half. Mit um so größerer Gewalt warf sich jetzt Goethe auf die Ausarbeitung seiner dichterischen Entwürfe, und zwar zunächst auf die Dramatisierung der Geschichte Gottfriedens mit der eisernen Hand. Wie es seine Art war, so schrieb er zunächst nichts nieder, sondern hatte alles nur im Kopfe; er schilderte der Schwester seine Absichten mit dem Stück und trug ihr ganze Szenen vor. Sie aber drängte ihn dazu, es zu Papier zu bringen. Er tat es und war so eifrig dabei, daß er schon gegen Mitte Dezember 1771

den „Götz" vollendet hatte. Abschriften davon wurden an Salzmann in Straßburg und an Herder nach Bückeburg gesandt. Einen Abdruck dieser ersten Fassung des „Götz" findet man in dem von Morris herausgegebenen Werk „Der junge Goethe". Auch die zweite Fassung des „Götz" vom Februar 1773 ist darin enthalten. Bald nach Vollendung der ersten Niederschrift machte der Dichter die Bekanntschaft des Darmstädter Kriegszahlmeisters Johann Heinrich Merck, der eine bedeutende Rolle gerade in dieser Zeit der kräftigsten Entwicklung Goethes spielen sollte. Von scharfem Verstande, gutem Geschmack und umfassendem Wissen, übte Merck an allem Minderwertigen schonungslose Kritik, hielt aber das Bedeutende fest und setzte es ins rechte Licht. Zu Goethe faßte er eine rührende Zuneigung, schätzte und bewunderte seine bedeutenden Arbeiten, nahm aber auch keinen Anstand, wo er es für nötig hielt, schwächeren Produktionen Goethes gegenüber unverhohlen seine Meinung zu sagen. Dadurch nützte er dem jungen Dichter sehr, der auf sein Urteil außerordentlich großes Gewicht legte. Die Fähigkeit, mit seinem scharfen Blick Schwächen und Mängel zu erspähen und unter Umständen schonungslos zu geißeln, ferner eine bittere Menschenverachtung und auch die gelegentliche Lust, den Schalk, ja Schelm zu spielen, verliehen diesem Freunde Goethes einen mephistophelischen Anstrich.

Zu seiner weiteren Ausbildung in der Rechtswissenschaft und als Vorbereitung für eine höhere amtliche Laufbahn ging Goethe auf Wunsch des Vaters im Mai des Jahres 1772 nach Wetzlar, um dort am Reichskammergericht zu arbeiten. Auch da ließ er sich von der Jurisprudenz nicht zu sehr in Anspruch nehmen und studierte fleißiger den Homer als die Akten. In Wetzlar wohnte eine Großtante Goethes, die Frau Hofrat Lange, mit zwei Töchtern, durch die Goethe gelegentlich eines von den jungen Leuten vom Reichskammergericht veranstalteten Balles mit der neunzehnjährigen Tochter Charlotte des Deutschordensamtmanns Buff bekannt gemacht wurde. Lotte war schon seit vier Jahren mit dem am Reichskammergericht tätigen Johann Christian Kestner verlobt. Es war ein ungewöhnlich liebes,

braves und anziehendes Mädchen, von vorzüglichen Eigenschaften, so daß der sehr ernste, gewissenhafte und tüchtige Kestner ihr bereits, als sie erst fünfzehn Jahre alt war, seine Hand angeboten hatte. Goethe berichtet von ihr: „Nach dem Tode ihrer Mutter hatte sie sich als Haupt einer zahlreichen jüngeren Familie höchst tätig erwiesen und den Vater in seinem Witwerstand allein aufrecht erhalten, so daß ein künftiger Gatte von ihr das Gleiche für sich und seine Nachkommenschaft hoffen und ein entschiedenes häusliches Glück erwarten konnte. Ein jeder gestand, auch ohne diese Lebenszwecke eigennützig für sich im Auge zu haben, daß sie ein wünschenswertes Frauenzimmer sei. Sie gehörte zu denen, die, wenn sie nicht heftige Leidenschaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geschaffen sind. Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Gestalt, eine reine gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebenstätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Notwendigen, das alles ward ihr zusammen gegeben. In der Betrachtung solcher Eigenschaften ward auch mir wohl, und ich gesellte mich gern zu denen, die sie besaßen; und wenn ich nicht immer Gelegenheit fand, ihnen wirkliche Dienste zu leisten, so teilte ich mit ihnen lieber als mit anderen den Genuß jener unschuldigen Freuden, die der Jugend immer zur Hand sind und ohne große Bemühung und Aufwand ergriffen werden. Da es nun ferner ausgemacht ist, daß die Frauen sich nur füreinander putzen und untereinander den Putz zu steigern unermüdet sind, so waren mir diejenigen die liebsten, welche mit einfacher Reinlichkeit dem Freunde, dem Bräutigam die stille Versicherung geben, daß es eigentlich für ihn nur geschehen und daß ohne viel Umstände und Aufwand ein ganzes Leben so fortgeführt werden könne. Solche Personen sind nicht allzusehr mit sich selbst beschäftigt; sie haben Zeit, die Außenwelt zu betrachten, und Gelassenheit genug, sich nach ihr zu richten, sich ihr gleichzustellen; sie werden klug und verständig ohne Anstrengung und bedürfen zu ihrer Bildung wenig Bücher. So war die Braut. Der Bräutigam, bei seiner durchaus rechtlichen und zutraulichen Sinnesart, machte jeden, den er schätzte, bald mit ihr bekannt

und sah gern, weil er den größten Teil des Tages den Geschäften eifrig oblag, wenn seine Verlobte nach vollbrachten häuslichen Bemühungen sich sonst unterhielt und sich gesellig auf Spaziergängen und Landpartien mit Freunden und Freundinnen ergötzte. Lotte war anspruchslos in doppeltem Sinne; erstens ihrer Natur nach, die mehr auf ein allgemeines Wohlwollen als auf besondere Neigungen gerichtet war, und dann hatte sie sich ja für einen Mann bestimmt, der, ihrer wert, sein Schicksal an das ihrige zu knüpfen sich bereit erklären mochte. Die heiterste Luft wehte in ihrer Umgebung. Ja, wenn es schon ein angenehmer Anblick ist, zu sehen, daß Eltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, so hat es noch etwas Schöneres, wenn Geschwister Geschwistern das Gleiche leisten. Der neue Ankömmling, völlig frei von allen Banden, sorglos in der Gegenwart eines Mädchens, das, schon versagt, den gefälligsten Dienst nicht als Bewerbung auslegen und sich desto eher daran erfreuen konnte, ließ sich ruhig gehen, war aber bald dergestalt eingesponnen und gefesselt und zugleich von dem jungen Paare so zutraulich und freundlich behandelt, daß er sich selbst nicht mehr kannte. Müßig und träumerisch, weil ihm keine Gegenwart genügte, fand er das, was ihm abging, in einer Freundin, die, indem sie fürs ganze Jahr lebte, nur für den Augenblick zu leben schien. Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter; er konnte bald ihre Nähe nicht missen, denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt, und so waren sie bei einer ausgedehnten Wirtschaft auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Teil dabei; sie hatten sich alle drei aneinander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine echt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am taureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich

desto mehr aneinander, und mancher kleine Familienverdruß war leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so nahm ein Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte müssen rot gedruckt werden. Verstehen wird mich, wer sich erinnert, was von dem glücklich-unglücklichen Freunde der neuen Heloise geweissagt worden: ‚Und zu den Füßen seiner Geliebten sitzend, wird er Hanf brechen, und er wird wünschen, Hanf zu brechen heute, morgen und übermorgen, ja sein ganzes Leben'."

So idyllisch hier Goethe das Zusammenleben mit dem Brautpaar schildert, so fehlte es doch nicht an trübenden, höchst leidenschaftlichen Momenten, die die angeborene Melancholie des genialen Geistes zuweilen so steigerten, daß der junge Liebende alsdann eine starke Sehnsucht nach dem Tode empfand. Er spricht davon, daß er in Wetzlar recht hängerliche Gedanken hatte und auf seinem Nachttisch einen scharf geschliffenen Dolch bereit hielt, mit dem er sich auch gelegentlich mit voller Absicht an der Brust verletzte. Auch gesteht er Kestner später einmal, daß, wenn dieser sich nicht so ungemein klug und wohlwollend benommen hätte, es leicht um sein, Goethes, Leben hätte geschehen können. So liebevoll und rechtschaffen auch Goethes Verhalten in dieser heikel zugespitzten Lage war, und ein so schönes Zeugnis ihm der scharf beobachtende, gewissenhafte Kestner darüber ausstellt, so war die leidenschaftliche, überaus zart und tief empfindende, mit ganzer Kraft sich ihrem Gegenstand zuwendende Seele Goethes doch derartigen Erschütterungen dabei ausgesetzt, daß eine unglückliche Kombination der Verhältnisse auch einen unglücklichen Ausgang hätte herbeiführen können. Wie erschüttert war daher Goethe, als er bald nach seiner Entfernung von Wetzlar erfuhr, daß das, wovor ihn ein gütiges Geschick bewahrt hatte, an einem andern jungen Manne nicht schonend vorübergegangen war, sondern ihn zum äußersten getrieben hatte. Ein bei einer Gesandtschaft in Wetzlar angestellter junger Mann, ein Freund Lessings, namens Jerusalem, zwei Jahre älter als Goethe, dem dieser bei Freunden gelegentlich begegnet war, erschoß sich, weil er das unglückliche

Verhältnis zu einer geliebten Frau, die einem andern angehörte, nicht mehr zu ertragen vermochte. Dem genialen Goethe hatte die Richtung auf das Ewige, die immer wieder ihre beruhigende Wirkung ausübte, einen innern Halt gewährt; dazu kam das kluge und feinfühlige Benehmen Kestners, der durchaus freundschaftlich gegen ihn handelte. Der arme Jerusalem aber war von seiner durch nichts zurückgehaltenen leidenschaftlichen Begier nach dem, was er liebte und doch nicht zu gewinnen vermochte, in den Abgrund gerissen worden.

Goethe hatte schon geplant, sich plötzlich loszumachen, ohne Abschied abzureisen, hatte aber immer wieder gezögert, bis Merck kam und seinen Entschluß zur Reife brachte. Dieser teilte durchaus nicht seinen Enthusiasmus für Lotte, und Mercks Gleichgültigkeit gegen die von Goethe so sehr geliebte Person erinnerte diesen nach seiner Bemerkung in „Dichtung und Wahrheit" stark an Mephistopheles. Aber Mercks Gegenwart, sein Zureden, beschleunigte doch den Entschluß, den Ort zu verlassen. Im September 1772, nachdem er vier Monate in Wetzlar zugebracht hatte, wanderte Goethe fort, die Lahn entlang und dann an den Rhein zu einem Besuch bei dem Wirklichen Geheimrat von La Roche, dessen geistvolle, durch ihre Schriften bekannte Frau mit vielen bedeutenden Männern in Verbindung stand. Ihre Tochter Maximiliane heiratete später den Kaufmann Brentano in Frankfurt und war mit Goethe herzlich befreundet, der sie dann aber später mied, als er merkte, daß sein Herz zu sehr für sie zu sprechen begann.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, ließ Goethe anonym seine erste Schrift, betitelt „Von deutscher Baukunst", erscheinen, worin er begeistert den gotischen Stil als den eigentlich deutschen verteidigt und preist. Bezeichnend darin sind seine Worte: „In dem Menschen ist eine bildende Natur, die gleich sich tätig beweist, wenn seine Existenz gesichert ist. Sobald er nichts zu sorgen und zu fürchten hat, greift der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff, ihm seinen Geist einzuhauchen". Die bildende, die schöpferische Natur im Menschen bringt sich also zur Geltung, sobald die Sorge und Furcht aufhört, wie auch

die von Goethe so geschätzte stoische Philosophie eines Epiktet und die religiöse Mystik eines Thomas von Kempen, Meister Eckehart, Tauler und anderer den schöpferischen Gott im Menschen hervortreten lassen, sobald Sorge, Furcht und Hoffnung verschwinden. „Wenn seine, des Menschen, Existenz gesichert ist," sagt Goethe, sobald also der Mensch nicht mehr den täglich erneuten Kampf um die Existenz, ums Brot, um die notwendigsten Bedürfnisse zu führen hat, und sobald durch die Erhebung des Gemütes zu Gott die leidenschaftliche Begierde nach unnützen Dingen beseitigt wird, tritt seine auf höhere Ziele gerichtete schöpferische Kraft hervor. Selbst der Knecht Gottes in der „Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen, jener Gottesfreund, der doch alles Ungemach um des Herrn willen gern und freudig auf sich nimmt, er bittet: „O du allergütigster Gott, behüte mich vor Sorge dieses Lebens, daß ich nicht durch Beschwerung verzagt und kleinmütig werde ... Behüte mich vor der Armutseligkeit, die die Seele deines Knechtes im gemeinen Fluch der Sterblichkeit peinlich beschwert und ihn verhindert, in die Freiheit des Geistes einzugehen." Wie der Faust Goethes sich von der Sorge, von Furcht und Hoffnung losreißt, damit sein Genius frei seine Schwingen entfalten könne, haben wir schon früher betrachtet. An dieser Stelle möchte ich nur noch bemerken, daß Goethe ganz zuletzt seinen Faust nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich, seelisch, blind werden läßt, so daß im Sterben Faust den Sinn für das Ewige und damit das Verständnis für das Höchste des Menschentums, für den schöpferischen Genius im Menschen verliert und nunmehr das Höchste, der Weisheit letzten Schluß, in dem elenden täglichen Kampf um die Existenz, um die notwendigsten Bedürfnisse sehen zu müssen meint; sterbend ruft er aus:

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß."

Wer aber Freiheit und Leben erst täglich von neuem wieder erobern muß, dessen Existenz ist nicht gesichert. Und dement-

sprechend nicht sorglos, nicht frei von der Furcht vor dem unmittelbar drohenden Untergang, nicht frei von der schwankenden Hoffnung auf die Erlangung des Notwendigsten, vermag sich „die bildende Natur" nicht „in ihm tätig zu beweisen" und vermag nicht „der Halbgott, wirksam in seiner Ruhe, umher nach Stoff zu greifen, ihm seinen Geist einzuhauchen". Durch die Sorge um die Notdurft des Lebens wird der göttliche Genius im Menschen erstickt; nur durch das Abwerfen aller Sorge um Sein oder Nichtsein, nur durch das Aufgehen im höchsten Gut wird die wahre Tatkraft frei.

Mitte November bis Mitte Dezember 1772 weilte Goethe in Darmstadt bei Merck. Caroline Flachsland, die Braut Herders, schreibt an diesen: „Unser guter Goethe ist hier in Darmstadt, lebt und zeichnet, und wir sitzen beim Wintertisch um ihn herum und sehen und hören. Es ist bei Merck eine Akademie; sie zeichnen und stechen in Kupfer zusammen." Gegen Mitte Dezember 1772 wieder in Frankfurt, machte sich Goethe an eine Umarbeitung seines „Götz von Berlichingen", den Herder in seiner ersten Fassung nicht gelten lassen wollte, denn er behauptete, es sei alles nur gedacht, Shakespeare habe den Goethe ganz verdorben. An seine Braut dagegen schrieb Herder im Juli 1772: „Wenn Sie den Götz lesen, dann werden auch Sie einige himmlische Freudenstunden haben. Es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit darin."

In wenigen Wochen hatte Goethe die Umarbeitung des „Götz" vollendet; er legte ganz neue Szenen ein und veränderte besonders den fünften Akt, in welchem Adelheid etwas mehr zurücktreten mußte. Der Dichter wollte sich aber auch hierbei nicht beruhigen und das Stück zurücklegen, um es später, noch einmal umgearbeitet, in noch reiferer Gestalt der Öffentlichkeit vorlegen zu können. Merck aber, der im Februar 1773 nach Frankfurt kam, veranlaßte ihn, davon abzustehen und das Stück in der zweiten Fassung gleich herauszugeben. Er erbot sich, für den Druck zu sorgen, wenn Goethe das Papier anschaffte. Dieser war damit zufrieden, und im Juni 1773 ging der „Götz von Berlichingen" gedruckt in alle Welt, machte ein ungeheures

Aufsehen und verschaffte mit einem Schlage dem jungen Dichter einen berühmten Namen und ein großes Ansehen in der literarischen Welt. In dem von Wieland herausgegebenen „Deutschen Merkur" schrieb Christian Heinrich Schmid über den „Götz": „Ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist und doch das schönste, interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unsern komisch weinerlichen Schauspielen austauschen möchten ... Wir hatten das Schauspiel schon mehrmals gelesen und glaubten ruhig über unsere Vergnügungen räsonieren zu können, aber, ehe wir's uns versahen, waren wir wieder mitten im Taumel der Empfindungen, und alle Regeln, selbst der Vorsatz zu kritisieren, verschwanden wie Schattenbilder vor dieser kräftigen Sprache des Herzens." Vom 14. April 1774 an wurde der „Götz" auf der Berliner Bühne sechsmal hintereinander mit größtem Beifall gegeben.

Anfang des Jahres 1773 schrieb Goethe den „Brief des Pastors zu ... an den neuen Pastor zu ...", worin die für Goethes mystische Richtung charakteristischen Stellen vorkommen, „daß Gott und Liebe Synonymen sind" ... „unsere Seele ist einfach und zur Ruhe geboren; so lang sie zwischen Gegenständen geteilt ist, so fühlt sie was, das jeder am besten weiß, wer zweifelt" ... „Um wieviel Millionen Meilen verrechnet sich der Astronom? Wer der Liebe Gottes Grenzen bestimmen wollte, würde sich noch mehr verrechnen." Und so kommt Goethe zu dem Schluß, „daß wir nicht wissen, was Gott tut, und daß wir nicht Ursache haben, an jemandes Seligkeit zu verzweifeln." Und so packt Goethe seinem Faust die größten Sünden, die schwersten Verbrechen auf, damit Gottes Liebe auch an ihm sich als grenzenlos erweise.

Mit dem Wetzlarer Brautpaar war Goethe in beständiger Fühlung geblieben; Briefe gingen hin und her, und Kestner kam bald auch nach Frankfurt und besuchte die Goethesche Familie. Die Nachricht von der im April 1773 vollzogenen Vermählung Kestners mit Lotten brachte unserm Dichter wieder seine tief innig leidenschaftliche Zuneigung zu dem reizenden Geschöpf

zum Bewußtsein, und die Anbetung auch der jungen Frau ging immer weiter. Als im August 1774 ihre einstige Wärterin ihn besucht hatte, schrieb er gleich darauf an Lotte: „Du kannst denken, wie wert mir die Frau war, und daß ich für sie sorgen will. Wenn Knochen der Heiligen und leblose Lappen, die der Heiligen Leib berührten, Anbetung und Bewahrung und Sorge verdienen, warum nicht das Menschengeschöpf, das Dich berührte, Dich als Kind auf dem Arme trug, Dich an der Hand führte, das Geschöpf, das Du vielleicht um manches gebeten hast."

Goethe machte sich dann frei von diesem inneren Gebundensein an die reizende Erscheinung der Lotte, indem er „Werthers Leiden" schrieb. Er löste so das ganze Erlebnis von sich ab und machte ein unsterbliches Kunstwerk daraus. Verfolgte er doch, nach seinen eigenen Worten, sein ganzes Leben lang die Richtung, dasjenige, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und so mit sich selber abzuschließen. Auch „Werthers Leiden" sind ein Bruchstück einer großen Konfession, worin des Dichters zartestes und tiefstes Empfinden sich kund gibt. Und wie eigenartig mutet es uns an zu hören, daß dieser innig gefühlvolle Roman eines der Lieblingsbücher des größten modernen Tatenmenschen gewesen ist, Napoleons I. Er hat „Werthers Leiden" auf seinem Feldzuge nach Ägypten bei sich gehabt, er hat das Buch siebenmal gelesen, und als er nach seinem Sieg über Preußen mit Goethe im Jahre 1808 in Erfurt zusammentraf, unterhielt er sich lange und eifrig mit ihm über die Komposition dieses Werkes.

Goethe begann mit der Niederschrift am 1. Februar 1774. Binnen vier Wochen, wobei er sich von allem Verkehr abschloß, hatte er dann seinen Roman vollendet. Frau von La Roche, der er den ersten Teil des „Werther" im Manuskript zum Lesen gegeben, hielt die glühende Schilderung dieser Liebesschwärmerei für gefährlich. Goethe antwortete ihr darauf: „Ich habe Ihren Brief geküßt und an mein Herz gedrückt. Es sind meine eininnigen Gefühle. Ja, liebe Mama, es ist wahr, Feuer, das leuchtet und wärmt, nennt ihr Segen von Gott; Feuer, das verzehrt,

nennt ihr Fluch! Segen denn und Fluch! Bin ich euch mehr schuldig, als die Natur mir schuldig zu sein glaubte? Leuchtet's nicht mir, wärmt's nicht — und verzehrt auch?" Wir erinnern uns, daß auch Paracelsus das Bild vom Feuer gebrauchte; er sagt: „Wiewohl das Feuer unser Feind ist, haßt uns und alles das darin kommt, begehrt das alles zu verschlucken und zu verzehren; wir sind aber die, die das Feuer in der Gewalt haben und es ist unter unsern Händen, darum geht uns Gutes aus dem Feuer." So kann auch das Liebesfeuer einen Menschen verzehren, der es nicht in seiner Gewalt hat, sondern sich haltlos darein ergibt, und auch Goethe war ja in Gefahr gewesen, von diesem Feuer verzehrt zu werden, da er in Wetzlar bei einem ernsten Konflikt leicht hätte Hand an sich legen können. Und doch, wie leuchtet und wärmt dieses Feuer der Liebe auf Erden, welch ein unendlicher Segen, welch eine Fülle des Lebens geht daraus hervor. „So herrsche denn Eros, der alles begonnen", heißt es später im zweiten Teil des Faust an der Stelle, wo der Homunkulus an dem Muschelwagen der Göttin der Liebe zerschellt.

Leider übte auch Lessing eine kleinliche Kritik an dem „Werther", der im Sommer 1774, vom Buchhändler Weygand verlegt, veröffentlicht worden war. Vorher schon war der von Goethe in acht Tagen zu Papier gebrachte „Clavigo" bei demselben Verleger als erstes Stück, das den Namen Goethes trug, erschienen. „Glauben Sie wohl," schreibt Lessing an Eschenburg, mit Bezug auf Werthers Selbstmord, „daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen hätte?" Schubart aber schrieb ganz verzückt über Werther: „Da sitz' ich mit zerflossenem Herzen, mit klopfender Brust und mit Augen, aus welchen wollüstiger Schmerz tröpfelt, und sag' dir Leser, daß ich eben ‚Die Leiden des jungen Werters' von meinem lieben Goethe gelesen? nein, verschlungen habe. Kritisieren soll ich? Könnt' ich's, so hätte ich kein Herz. Göttin Kritika steht ja selbst vor diesem Meisterstücke des allerfeinsten Menschengefühls aufgetaut da . . . Soll ich einige schöne Stellen herausheben? Kann nicht, das hieße mit dem Brennglas Schwamm anzünden und sagen: Schau, Mensch, das ist Sonnen-

feuer. Kauf's Buch und lies selbst. Nimm aber dein Herz mit. Ich wollte lieber ewig arm sein, auf Stroh liegen, Wasser trinken und Wurzeln essen, als einem solchen sentimentalischen Schriftsteller nicht nachempfinden können." Die Wirkung auf die Allgemeinheit war wieder, wie beim „Götz von Berlichingen", eine ungeheure und verbreitete sich sogar rasch über die Grenzen Deutschlands hinaus, um sich über die ganze Kulturwelt auszudehnen.

Wie Goethe selber berichtet, ist der „Werther" zugleich mit seinem „Faust" entstanden, das heißt, als er den „Werther" schrieb, lebte die Gestalt des Faust schon in ihm, und bald darauf, im Sommer 1774, sollte auch die Niederschrift dieses größten Werkes begonnen werden. Vergleichen wir den „Werther" mit dem „Faust", so finden wir eine ganz verwandte Stimmung. Die Einschränkung, über die sich Faust beklagt und die ihn dem Selbstmord nahe bringt, finden wir auch gleich im Beginn von „Werthers Leiden" ausgesprochen. Werther schreibt am 22. Mai: „Wenn ich die Einschränkung so ansehe, in welche die tätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind; wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit da hinausläuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das alles, Wilhelm, macht mich stumm." — Es ist, nur in anderer Form, auch die Klage Fausts über seine Einschränkung; der Unterschied liegt nur darin, daß Faust die Kraft hat, angezogen von dem ewigen Gute, das in ihm wirksam ist, sich über diese Einschränkung zu erheben, gewaltsam, mit Hilfe des Teufels, jeden Widerstand zu brechen und in stürmisch fortschreitender Tätigkeit sich, soweit es irgend möglich ist, des Gefühls seiner elenden Abhängigkeit zu entschlagen:

„Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!

Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß
Mit einander wechseln, wie es kann;
Nur rastlos betätigt sich der Mann."

Indem Werther sich dieses Vorteils begibt und kleben bleibt, untätig beharrt an dem Punkt, wo die ungestillte Leidenschaft ihn verzehrt, muß das Gefühl der Einschränkung sich bei dem überaus lebhaft und tief empfindenden Menschen bis zu einem Grade des Schmerzes steigern, daß der Tod wie eine himmlische Erlösung von dieser Qual erscheint.

Bevor Goethe mit der Niederschrift der ersten Bruchstücke des „Faust" begann, sollten aber noch die Schriften Swedenborgs und Spinozas einen tieferen Eindruck auf ihn machen und im Faustgedicht ihre bleibenden Spuren hinterlassen. Im Jahre 1771 war die zweite Auflage der Schrift Swedenborgs „Von den Erdkörpern" erschienen und in Goethes Besitz gelangt. Der genaue Titel lautet: „Emanuel Swedenborg von den Erdkörpern, der Planeten und des gestirnten Himmels Einwohnern, allwo von derselben Art zu denken, zu reden und zu handeln, von ihrer Regierungsform, Polizei, Gottesdienst, Ehestand und überhaupt von ihrer Wohnung und Sitten, aus Erzählung derselben Geister selbst Nachricht gegeben wird. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Reflexionen begleitet. Zweite Auflage. Frankfurt und Leipzig 1771." Aus einer schon früher, 1765, gleichfalls in Frankfurt erschienenen Übersetzung einer Schrift Swedenborgs, betitelt „Swedenborgs und Anderer irdische und himmlische Philosophie, zur Prüfung des Besten ans Licht gestellt von Friedrich Christoph Oetinger, Spezial-Superintendenten in Herrenberg", hat sich Fräulein Susanne von Klettenberg, wie schon oben bemerkt, eine Abschrift eines Stückes, Seite 158 bis 176, betitelt „Von dem Himmel und der himmlischen Freude", gemacht und der Mutter Goethes geschenkt. Auch dieses Buch verschaffte sich Goethe und studierte es ebenso eifrig wie das andere „Von den Erdkörpern". Wie wichtig ihm diese zweite Schrift „Swedenborgs und Anderer irdische und himmlische

Philosophie" erschien, geht daraus hervor, daß er sie sich bald nach seiner Übersiedelung nach Weimar, im Jahre 1776, von einem Frankfurter Freunde besorgen und nachsenden ließ. Das zuerst von ihm benutzte Exemplar war in Frankfurt geblieben und ist nach dem 1782 erfolgten Tode seines Vaters in der Versteigerung von dessen Bibliothek im Jahre 1794 mit fortgegeben worden. Swedenborgs Buch „Von den Erdkörpern" fand Goethe in Weimar auf der Herzoglichen Bibliothek wieder.

Die „irdische und himmlische" Philosophie Swedenborgs ist eine höchst sonderbare und eigentümliche, denn der Autor behauptete, daß er imstande wäre, mit guten und bösen Geistern Zwiesprache zu halten, und daß diese guten und bösen Geister, Engel und Teufel, die Seelen der verstorbenen guten und bösen Menschen wären. Diese seligen bzw. unseligen Geister machten in ihrer Gesamtheit ein ewiges Ganzes aus in Gestalt eines alle Welten umspannenden Menschen, und dies wäre Gott. Je nach ihren verschiedenen Eigenschaften wohnten die Geister an verschiedenen Teilen dieses größten Menschen oder Gottes, und ebenso machten sie sich, wenn sie mit Swedenborg in Verkehr traten, an verschiedenen Teilen seines Körpers bemerkbar. So überaus seltsam diese ganze Idee erscheint, so treten doch in ihrer Ausführung eine ganze Anzahl interessanter und guter Gedanken zutage, die es verständlich machen, daß Goethe sich eifrig damit beschäftigte. Als Dichter hatte er noch ein besonderes Interesse an dem Studium dieser Schriften, weil sie ihm zu manchem Ausdruck, zu manchem Bild Anregung boten. Max Morris hat, nach dem Vorgang von Erich Schmidt, in seinen „Goethestudien" ausführlich darauf hingewiesen, ohne die ganze Tragweite des Einflusses Swedenborgs auf Goethe zu erfassen. Nehmen wir gleich den Anfang der Schrift „Von den Erdkörpern", so heißt es da: „Weil mir aus göttlicher Barmherzigkeit das Innerste meines Geistes aufgeschlossen, und mir dadurch gegeben worden, mit Geistern und Engeln zu reden". Ferner: „Es ist zu wissen, daß alle Geister und Engel aus dem menschlichen Geschlechte sind, daß sie neben ihrer Erde sind, und daß sie wissen, was daselbst vorgehe, und daß der Mensch von ihnen

unterrichtet werden könne, dem das Innere dergestalt geöffnet ist, daß er mit ihnen reden und umgehen kann. Denn der Mensch ist in seinem Wesen ein Geist und steht zugleich nach seinem Inwendigen in einer Gemeinschaft mit Geistern; daher kann derjenige, dem Gott das Innere aufgeschlossen, mit ihnen, wie ein Mensch mit dem andern, reden." So sagt auch Faust in seinem ersten Monolog:

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!"

Der Sinn, das Herz, das Innere soll aufgeschlossen werden für die Geisterwelt, und Faust sucht, nachdem er den Erdgeist beschworen hat, mit diesem zu reden, wie ein Mensch mit dem andern; nur daß die Erscheinung des Erdgeistes, und hierbei weicht Goethe von Swedenborg ab, so ungeheuer gewaltig ist, so über jedes menschliche Maß hinausgehend, daß Faust eben doch nicht mit ihm reden kann, wie ein Mensch mit dem andern, sondern ihm, dem Bilde der schaffenden Macht Gottes auf Erden gegenüber sich in seiner ganzen menschlichen Kleinheit, Erbärmlichkeit und Beengtheit, so recht als Wurm empfindet. Swedenborg redet mit den Geistern immer wie mit seinesgleichen; Goethe dagegen hat das sich Abhängigfühlen gerade auch des gewaltigsten, höchststrebenden Menschen von den Schranken des Endlichen symbolisch dargestellt in dem Zusammensinken Fausts vor der überwältigenden Erscheinung des Erdgeistes, der nicht wie bei Swedenborg der Seele eines einzelnen verstorbenen Menschen entspricht, sondern ein zusammenfassendes Symbol der ungeheuren göttlichen Kräfte und Gewalten ist, die in der Geschichte der Menschheit wirksam sind. Daher nennt ihn Goethe auch den Welt- und Tatengenius. Auch der genialste Mensch muß sich diesen Kräften und Gewalten gegenüber klein und nichtig vorkommen, wie auch der gewaltige Napoleon I., einer der ungeheuerlichsten Tatenmenschen, die je gelebt haben, im Gefühl seiner Abhängigkeit vom Schicksal von sich erklärte: „Ich bin nur ein Geschöpf der Zeitverhältnisse. Wenn meine Aufgabe erfüllt ist, wird ein Atom mich stürzen." Diese un-

geheuren Kräfte und Gewalten zu sehen und ihnen gegenüber die eigene Nichtigkeit zu empfinden, dazu gehört der Blick des Genies, dem der Sinn für das Unsichtbare und doch mächtig Wirksame aufgeschlossen ist. Goethe hat sich mit seiner Auffassung des Erdgeistes weit über die eintönige und zum Teil wenig besagende Geisterwelt Swedenborgs erhoben. Doch hat er auch einige Nebensachen in der Ausmalung der Einzelheiten der Erscheinung des Erdgeistes den Beschreibungen Swedenborgs entnommen. So erscheint der Erdgeist in einer rötlichen Flamme, und Faust sagt:

„Es zucken rote Strahlen
Mir um das Haupt — Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab
Und faßt mich an!"

Die entsprechenden Stellen, die den Dichter zu dieser Ausmalung der Erscheinung des Erdgeistes angeregt haben lauten: „Es erschien mir nicht gar eine Stundelang eine sehr helle und freudig brennende Flamme. Diese Flamme zeigte die Ankunft der Geister Merkurs an"; ferner: „Ich sah etwas sehr schön Flammendes, es war von mancherlei Farben, purpurfarbig, ferner wurde es aus dem Weißen rot . . . darauf verwandelte sich dieses flammende Wesen in einen Vogel, welcher anfänglich von gleichen Farben mit dem flammenden Wesen war . . . Er flog umher, zuerst um mein Haupt." Ferner sagt Swedenborg: „Es war ein Geist über meinem Haupte, welcher mit mir redete . . . Nach diesem influierten jene Geister von oben in mein Angesicht, der Einfluß wurde wie ein dünner Strichregen gefühlt." Diese Worte gaben vielleicht die Anregung für Goethes Ausdruck:

„Es weht
Ein Schauer vom Gewölb' herab
Und faßt mich an."

Faust sagt zum Erdgeist:

„Der du die weite Welt umschweifst,
Geschäft'ger Geist",

und Swedenborg behauptet von den Geistern der Erde des Merkurs, daß sie „durch das ganze Universum gehen und überall herumziehen".

Für wichtiger als diese Anregungen zu der Ausmalung der äußeren Erscheinung des Erdgeistes halte ich eine an einigen Stellen zutage tretende innere Übereinstimmung. Wir wissen, daß Goethe als Schüler des Stoikers Epiktet und der deutschen Mystiker die Sorge um die Zukunft und damit auch Furcht und Hoffnung verwirft, weil durch diese die zu jedem schöpferischen Handeln notwendige Seelenruhe vernichtet wird. Deshalb läßt er Faust sagen:

„Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh'."

In demselben Sinne berichtet Swedenborg von den Geistern des Planeten Jupiter: „Diese Ruhe und Wonne, welche sie mir einflößten, erfüllte merklich die Brust und das Herz; die Begierden und die Sorgen wegen des Zukünftigen entfernten sich alsdann, als welche Unruhe und Unlust mit sich bringen und in dem Gemüt allerlei Bewegungen verursachen."

Wie Goethe ferner als Schüler der Mystik seinen Faust die Eigenliebe und die Liebe zur Welt verwerfen läßt:

„Verflucht voraus die hohe Meinung,
Womit der Geist sich selbst umfängt,
Verflucht das Blenden der Erscheinung,
Die sich an unsre Sinne drängt . . .
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen,
Das sei für mich der letzte Tag",

so sagt auch Swedenborg: „Dieses Vergnügen und Ruhe des Gemütes würde sich verlieren, wenn sie nicht in den ersten Anfängen der Eigenliebe und der Liebe zur Welt klüglich und ernstlich vorbeugten. Die Eigenliebe aber, welche der Herrschaft der

Liebe gegen den Nächsten entgegensteht, hat da angefangen, als der Mensch von dem Herrn abfiel: denn inwiefern der Mensch den Herrn nicht liebet und ehret, insofern liebet und ehret er sich, und umsoviel liebet er auch die Welt."

Wie Faust, indem er Gott dem Herrn halbbewußt, „verworren", als „Knecht" zugehört, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen sich des Teufels bedient, so sagt auch Swedenborg von sich, „daß ihm niemals ein böser Geist, und wenn er auch noch so höllisch wäre, einen Schaden zufügen könne, weil er beständig von dem Herrn beschützt werde".

Eine Stelle in Swedenborgs Buch „Von den Erdkörpern", welche lautet: „doch können Geister und Engel, wenn es dem Herrn wohlgefällt, dasjenige, was in der Welt ist, sehen durch die Augen eines Menschen", ist erst am Schluß des zweiten Teils des Faustgedichts verwendet worden, wo der Pater Seraphicus zu den seligen Knaben sagt:

„Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ,
Könnt sie als die euern brauchen,
Schaut euch diese Gegend an!"

Doch hat Goethe diese Anschauung auch in dem anderen später noch fleißig von ihm benutzten Buche mehrfach ausgedrückt gefunden, in „Swedenborgs und anderer irdische und himmlische Philosophie"; da steht gleich im Anfang eine ganz ähnliche Stelle: „Die Geister aber, und noch viel weniger die Engel, können niemals etwas mit ihren eigenen Augen sehen, was in der Welt ist... Doch aber können die Geister und Engel beständig, so oft es dem Herrn gefällt, vermittelst der Augen eines Menschen in diese Welt hineinsehen."

Ein Moment in der Ausmalung der Erscheinung des Erdgeistes ist „Swedenborgs und anderer irdischer und himmlischer Philosophie" entnommen. Als Faust sich von der schrecklichen, überwältigend erhabenen Erscheinung des Erdgeistes abwendet, ruft ihm der Erdgeist zu:

„Du hast mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang gesogen,
Und nun —."

In dem erwähnten Buch aber ist fortwährend von den Sphären oder Wirkungskreisen der Geister die Rede, und gleich im Beginn des Kapitels „Von den Wirkungskreisen oder Sphären der Geister" wird das Wort „eingesogen" gebraucht. Es heißt an der Stelle: „Wer von sich und seiner Vortrefflichkeit vor anderen eine Meinung eingesogen, der wird endlich mit einer solchen Art überzogen, daß, wo er geht und andere ansieht und mit ihnen redet, er sich selbst besehe", das heißt, den andern nach sich selbst beurteile; er sieht nicht den anderen, wie er wirklich beschaffen ist, sondern er sieht nur sein eigenes Bild im anderen, weil er von sich selber eine solche Meinung eingesogen hat, daß er alle anderen nach dieser Meinung beurteilt. Daß Goethe diese Stelle benutzt hat, geht daraus hervor, daß er nicht nur das auffallende Bild des Saugens an der Sphäre des Erdgeistes gebraucht, sondern auch den Erdgeist zu Faust am Schlusse des Gespräches sagen läßt:

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!"

Das heißt: du begreifst nur einen Geist, der so wie du beschaffen ist, weil du nur nach deiner eigenen Beschaffenheit zu urteilen imstande bist. Indem du mich nach deiner Beschaffenheit beurteilst, mit deinem Maßstabe mißt, gehst du fehl, weil ich von ganz anderer Art bin, als du. Du hast eben von deiner Beschaffenheit eine Meinung eingesogen und dir derartig fest eingeprägt, daß du gar nicht imstande bist, von dieser Meinung abzugehen und ein Wesen von einer ganz anderen Natur zu begreifen. Faust hatte nämlich gesagt:

„Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Faust, bin deinesgleichen!"

Und kurz darauf:

„Der du die weite Welt umschweifst,
Geschäftiger Geist, wie nah fühl' ich mich dir!"

Faust hatte sich damit dem Erdgeist gleich gestellt, weil er diesen nach seiner eigenen Beschaffenheit beurteilte, ohne den ungeheuren Unterschied wahrzunehmen, der zwischen seinem Wirken und dem Wirken des Erdgeistes bestand. Denn Fausts Wirken mußte stets ein durch die äußeren zufälligen Verhältnisse bedingtes und beschränktes sein, wobei es fast nie gelingt, den Plan so rein zur Ausführung zu bringen, wie man ihn sich vorher gemacht, weil die Umstände stets anders sich gestalten, als man erwartet hatte. Der Erdgeist dagegen wirkt in göttlicher Machtvollkommenheit, mit göttlicher Voraussicht, und das, was er auszuführen gedenkt, bringt er auch zur Vollendung. Das Vorhaben des Menschen dagegen nimmt oft genug einen ganz anderen, zuweilen völlig entgegengesetzten Verlauf, so daß es ihm geht, wie dem Teufel, dessen Vorhaben auch zu ganz anderen, ja entgegengesetzten Ergebnissen führt, und der sich daher selber nennt „einen Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Darum sagt Faust in der Erkenntnis der Bedingtheit und Beschränktheit seines Tuns, seines Planens und Vollführens zu Mephistopheles: „In deinen Rang gehör' ich nur", das heißt, nicht in den Rang eines Wesens, das, wie der Erdgeist, mit göttlicher Voraussicht und Machtbefugnis alles vollendet, was und wie es geplant war, sondern in den Rang eines Wesens, das Pläne schmiedet und zur Ausführung zu bringen sucht, um schließlich zu seinem Ärger und seiner Beschämung gewahr zu werden, daß der Ausgang ganz anders und sogar entgegengesetzt ausgefallen ist, eben weil noch andere Mächte im Spiele sind, die nicht auszuschalten und in ihrer Wirksamkeit nicht sicher vorauszuberechnen sind. Faust sagt zum Teufel:

„Ich habe mich zu hoch gebläht,
In deinen Rang gehör' ich nur.
Der große Geist hat mich verschmäht."

Faust hat seine eigene Kraft und Fähigkeit überschätzt und muß jetzt, statt daß er in gottgleicher Tätigkeit dem Erdgeist zur

Seite stände, ein Genosse des Teufels werden. Swedenborg spricht in ähnlicher Weise von einem, der „ist in die Höhe erhaben worden, da ihm vorgekommen, daß er allein die Welt regiere, denn wenn einer sich selbst überlassen wird, so bläst ihm die Eigenliebe so große Dinge ein; nach der Hand ist er unter die höllische Rotte geworfen worden; ein solches Los bleibt denen, welche sich größer als andere dünken". So ist auch Faust, der sich zu hoch gebläht hatte, unter die höllische Rotte geworfen und ein Geselle des Teufels geworden, wenn auch in einem ganz anderen Sinne, als hier Swedenborg meint.

Einen viel bedeutenderen Einfluß als Swedenborg aber übte der große mystische Philosoph Spinoza auf Goethe aus. Seine erste Erwähnung Spinozas finden wir in den im Beginn des Jahres 1770 noch in Frankfurt angefangenen Tagebuchnotizen, den „Ephemerides". Eine lateinisch geschriebene Notiz darin lautet, von A. Schöll übersetzt: „Getrennt über Gott und Natur abhandeln, ist schwierig und mißlich, eben als wenn wir über Leib und Seele gesondert denken. Wir erkennen die Seele nur durch das Mittel des Leibes, Gott nur durch die durchschaute Natur; daher scheint es mir verkehrt, Denker der Verkehrtheit zu zeihen, die ganz philosophisch Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn was ist, muß notwendig alles zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzige Wirkliche ist und Alles umfaßt. Die Heilige Schrift ist unserm Urteil auch nicht entgegen, obwohl wir ihre Aussprüche einem jeden nach seinem Urteil zu drehen gestatten. Und das ganze Altertum erkannte ebenso; eine Übereinstimmung, auf die ich großes Gewicht lege. Denn mir zeugt das Urteil so großer Männer für die Vernunftmäßigkeit jenes Systems, wonach die Welt von Gott ausfließt, wenn ich auch zu keiner Schule schwören will und sehr bedauere, daß im Spinozismus, da auch die ärgsten Irrtümer dieselbe Quelle haben, dieser so reinen Lehre ein so böser Bruder erwachsen ist."

An dieser Tagebuchnotiz ist bemerkenswert erstens die deutliche und bestimmte Erklärung Goethes, daß für ihn Gott mit der Welt aufs engste verbunden ist, daß Gott und die Allnatur derartig zusammengehören, daß man über sie nicht getrennt

philosophieren kann, und zweitens, daß er Spinoza einen bösen Bruder nennt, der zwar auch diese wundervolle Lehre verfechte, aber offenbar mit den ärgsten Irrtümern vermischt und daher in einem ganz unrichtigen und verkehrten Sinne. Goethe bekennt sich zum Pantheismus und verwirft dabei den größten und bedeutendsten Vertreter der pantheistischen Weltanschauung. Man begreift dieses merkwürdige Urteil, wenn man erfährt, daß er die Lehre Spinozas nicht aus dessen eigenen Werken geschöpft hat, sondern nur aus Artikeln und Schriften über Spinoza, die in ganz unvollkommener, zum Teil falscher und gehässiger Weise dessen Lehre zur Darstellung brachten, wobei der große Philosoph als einer der schlimmsten Gottesleugner verschrien wurde. So hatte Goethe zum Beispiel den Artikel über Spinoza in Bayles „Historisch-kritischem Wörterbuche", und ferner „das Leben des Benedict von Spinoza" von Johann Colerus in deutscher Übersetzung gelesen, die sich in der Bibliothek seines Vaters befanden. Colerus führt die äußerst absprechenden und wegwerfenden Urteile verschiedener Gelehrten über Spinozas Schriften an. Was wunder, daß der junge Goethe zunächst diesen gelehrten Kritikern Vertrauen schenkte und Spinoza für ein Ungeheuer hielt, bis er dessen Schriften selber zur Hand nahm und nun wieder einmal gewahr wurde, wie er von den akademischen Größen und den gelehrten Geistlichen in die Irre geführt worden war, so daß es auch hierbei wieder heißen konnte:

„Zwar bin ich gescheuter als alle die Laffen,
Doktors, Professors, Schreiber und Pfaffen."

So führt Colerus in seinem Leben Spinozas das Urteil eines Jenenser Professors der Theologie Musäus über Spinoza an und rühmt diesen Professor als einen Mann von großem Verstande, der zu seiner Zeit seinesgleichen vielleicht nicht gehabt habe. Dieses Urteil des berühmten Musäus lautet aber: „Es sollte wohl billig und mit Recht jemand zweifeln, ob aus denen, welche der Teufel selbst, um alle göttlichen und menschlichen Rechte umzukehren, in großer Anzahl gedinget hat, einer gefunden worden, der in Verkehrung aller göttlichen und menschlichen

Rechte sich mehr Mühe gegeben hat, als dieser zum großen Unheil der Kirche und zum Schaden des gemeinen Wesens geborene Betrüger Spinoza."

Erst im Frühjahr 1773 nimmt Goethe die Werke Spinozas selbst zur Hand. Er schreibt am 7. Mai an den Professor Höpfner in Gießen: „Ihren Spinoza hat mir Merck gegeben. Ich darf ihn doch ein wenig behalten? Ich will nur sehen, wieweit ich dem Menschen in seinen Schachten und Erzgängen nachkomme." Von nun an hat ihn der durchaus mit ihm verwandte Geist Spinozas aufs mächtigste gepackt und tief bewegt, und schnell erkannte er, daß dieser große Philosoph, wenn auch in ganz anderer Form, dasselbe Ziel verfolgt, wie die stoische Philosophie des Epiktet und die Mystik eines Meisters Eckehart, den Menschen frei zu machen, frei von sich selber und frei von der Welt, und ihn dadurch zu befähigen, zum eigenen tiefsten Wesen zu gelangen und sich mit Gott in geistiger Weise zu vereinigen. Spinoza nennt es die intellektuelle Liebe zu Gott. Es ist Gott selbst, der sich in dem von Eigen- und Weltliebe freien Menschen liebt, denn auf dem tiefsten Grunde unserer Seele ruht Gott selbst. Spinoza lehrt daher, ebenso wie die deutsche Mystik, eine Vergottung des Menschen. Pantheismus heißt die Lehre von der Allgottheit. Alles ist Gott und Gott ist in allem. Die ganze Natur in ihrer geistigen Einheit, die Allnatur, ist Gott. In dem höchstentwickelten Produkt der Natur, in ihrem wunderbarsten Gebilde, im Menschen, tritt auch Gott am deutlichsten und mächtigsten zutage. Da aber Gott dem All der Natur entspricht und nicht etwa einem einzelnen Gebilde, so tritt er auch nur in dem Menschen deutlich und mächtig zutage, der sich nicht als ein einzelnes Gebilde aufspielt und auch nicht aus anderen einzelnen Gebilden seine Götzen macht, sondern der im All lebt, in der Allnatur, und liebend Gott darin umfaßt mit seiner ganzen Seele. Der freie Mensch Spinozas, ganz wie der Knecht Gottes in der „Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen und in den Schriften der andern Mystiker, ist frei von sich selber und frei von der Welt der einzelnen Güter und Übel. Der freie Mensch Spinozas ist daher auch frei von der Sorge um die endlichen,

vergänglichen Dinge, frei von Furcht und frei von Hoffnung. Frei von Furcht, denn was sollte der fürchten, der in dem ewigen Gott seine Stätte gefunden? Für Gott braucht man nicht zu fürchten, denn Gott ist ewig und kann nicht untergehen wie ein endliches Geschöpf. Der freie Mensch Spinozas aber ist beseligt in dieser ewigen Existenz seines höchsten Ideals, Gottes, und sorgt sich nicht weiter um das Einzelding, die vergängliche, allen Zufällen preisgegebene eigene Person. Der freie Mensch Spinozas liebt Gott in der selbstlosesten Weise, er liebt Gott um Gottes willen und frägt nicht darnach, ob Gott ihn als vergängliches unvollkommenes Einzelwesen wieder liebe. Der freie Mensch Spinozas ist auch frei von Hoffnung, denn worauf soll er noch hoffen, da er schon das höchste Gut besitzt und in dessen vollkommener Existenz seine Seligkeit findet. Des freien Menschen höchstes Ideal ist schon verwirklicht, Gott ist da und wird in seiner unendlichen Lebensfülle ewig weiter leben und schaffen. Frei von Sorge, Furcht und Hoffnung blickt ein solcher Mensch unbefangen auf die eigene Person und die Welt; unbefangen. mit klarem Blick sieht er allem auf den Grund. Gott lebt in ihm, und göttlich ist sein Schauen und sein Wirken.

Am wunderbarsten ist dieses göttliche freie Menschentum, diese Einheit von Gott und Mensch, diese Vergottung des Menschen zutage getreten in Jesus Christus. Seine Lehre ist wie die der Mystik und Spinozas die Lehre von der selbstlosen Liebe des Menschen zum höchsten Seinsideal in Gott und die dadurch herbeigeführte Vereinigung des Menschen mit dem Urgrund: „Werdet Söhne eures Vaters im Himmel". Lavater berichtet in seinem „Reisetagebuch" unterm 28. Juni 1774: „Goethe erzählte mir viel von Spinoza und seinen Schriften. Er behauptete, keiner hätte sich über die Gottheit dem Heiland so ähnlich ausgedrückt wie Spinoza." Im vierzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit" sagt Goethe mit Bezug auf jene Zeit des ersten Enthusiasmus für Spinoza: „Nachdem ich mich in aller Welt um ein Bildungsmittel meines wunderlichen Wesens umgesehen hatte, geriet ich endlich an die ‚Ethik' Spinozas ... und fand hier eine Beruhigung meiner Leidenschaften, es schien sich mir

eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt aufzutun. Was mich aber besonders an ihn fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze hervorleuchtete. Jenes wunderliche Wort Spinozas: ‚Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe', erfüllte mein ganzes Nachdenken."

Später kommt Goethe noch einmal in „Dichtung und Wahrheit" im 16. Buche ausführlich auf Spinoza zu sprechen: „Mein Zutrauen auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte, und mein Zutrauen auf Spinoza vermehrte sich nur, als man meine werten Mystiker des Spinozismus anklagte." Von der Mystik ausgegangen und später zu Spinoza gekommen, schätzte er diesen umsomehr, je mehr auch die Gegner die Übereinstimmung der Mystik mit Spinozas Lehre betonten.

Diese neue Bestätigung des Bildes, das Goethe sich vom freien, göttlichen Menschen gemacht hatte, gab ihm den letzten Anstoß, nun an die Darstellung des Knechtes Gottes in der Figur des Faust, wie er sie seit fünf Jahren in Gedanken mit sich herumgetragen und allmählich hatte ausreifen lassen, ernstlich heranzugehen. Im August 1774 begann er mit der Niederschrift, und im Oktober desselben Jahres schreibt Boie, der kurz vorher unseren Dichter besucht hatte: „Goethe hat mir viel vorlesen müssen, ganz und Fragment, und in allem ist der originale Ton, eigene Kraft und, bei allem Sonderbaren, Unkorrekten, alles mit dem Stempel des Genies geprägt. Sein Doktor Faust ist fast fertig und scheint mir das Größte und Eigentümlichste von allem." Zuletzt hören wir dann vom 17. September 1775, daß Goethe in Offenbach eine Szene seines „Faust" geschrieben habe. Mit seiner Übersiedelung nach Weimar im November desselben Jahres war dann diese Periode der Enstehung des großen Werkes abgeschlossen. —

## 6. Die Übersiedelung nach Weimar. Goethes Freundschaft mit Karl August. Das unfruchtbare Jahrzehnt. Geschäfte und Zerstreuungen.

Goethes Ruhm, die Bewunderung seiner herrlichen Dichtungen, des „Götz von Berlichingen", des „Werther", führten manche bedeutende Besucher in sein väterliches Haus, unter andern den Dichter des Messias, Klopstock, und im Dezember 1774 den Erzieher des Prinzen Constantin von Weimar, den Hauptmann Carl Ludwig von Knebel. Noch an demselben Tage brachte Knebel den Dichter zu seinem Schüler, dem Prinzen Constantin, und zu dessen Bruder Karl August, dem im achtzehnten Lebensjahre stehenden Erbprinzen von Weimar. Goethe wurde eingeladen, die Prinzen in Mainz zu besuchen, wohin diese am andern Tage sich begaben, während Knebel in Frankfurt blieb, um, wie er an seine Schwester schrieb, noch Goethe, den besten aller Menschen, zu genießen. Zwei Tage später fuhren sie dann zusammen nach Mainz, wo sie die Prinzen von Weimar trafen. Der Erbprinz Karl August war ganz entzückt von Goethe und faßte den Entschluß, nach seinem Regierungsantritt, der im September 1775 stattfinden sollte, Goethe nach Weimar zu ziehen. Als dieser nach wenigen Tagen in Frankfurt wieder eintraf, betrübte ihn tief die Nachricht, daß Fräulein von Klettenberg inzwischen gestorben sei. Er hat ihr, die so bedeutsam auf seine Entwicklung eingewirkt hat, später ein wundervolles Denkmal gesetzt in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" in „Wilhelm Meisters Lehrjahre".

Im September 1775 war der inzwischen zur Regierung gelangte junge Herzog von Weimar wieder in Frankfurt und in engstem Verkehr mit Goethe. Ein warmer Verehrer unseres

Dichters und besonders seines „Werther", der berühmte Arzt Johann Georg von Zimmermann, der gerade als Gast im Goetheschen Hause weilte, sah mit eigenen Augen, wie Karl August in Goethe verliebt war, um Zimmermanns Ausdruck zu gebrauchen. Der Herzog reiste darauf nach Karlsruhe, um seine Braut, die Prinzessin Louise, heimzuführen. Im Oktober traf er wieder, nunmehr in Begleitung seiner jungen Gattin, in Frankfurt ein. Als das herzogliche Ehepaar nach kurzem Aufenthalt dann wieder abreiste, luden sie Goethe ein, ihnen in Begleitung des in Karlsruhe zurückgebliebenen Kammerrats von Kalb später zu folgen. Die Ankunft des Kammerrats verzögerte sich aber derart, ohne daß irgend eine Nachricht von ihm eintraf, daß es fast den Anschein erhielt, als ob man Goethe zur Strafe für seinen Angriff auf Wieland in der Farce „Götter, Helden und Wieland" nur zum besten gehabt habe. Besonders Goethes Vater vertrat diese Ansicht und bestimmte ihn, eine Reise nach Italien zu unternehmen. Er machte sich auf den Weg, blieb aber einige Tage in Heidelberg in der Hoffnung, daß der Kammerrat von Kalb sich endlich doch noch melden werde. Und in der Tat langte noch zur rechten Zeit ein Eilbote des durch verschiedene Geschäfte in Karlsruhe zurückgehaltenen und endlich in Frankfurt angelangten Kammerrates an, der Goethe eiligst zurückrief. Am 7. November 1775 trafen sie in Weimar ein, wo in des Herrn von Kalb elterlichem Hause eine Wohnung für Goethe bereitstand. Gleich den ersten Mittag war eine größere Gesellschaft auf den berühmten Gast geladen, wobei sich Wieland und Goethe zum ersten Male persönlich kennen lernten. Die gegen ihn gerichtete Farce „Götter, Helden und Wieland" hatte dieser unserm Dichter schon längst verziehen, und jetzt, wo er ihn von Angesicht zu Angesicht erblickte, war Wieland von dem „Götterjüngling" ganz und gar hingerissen. Seine Seele war bald so voll von Goethe, wie ein Tautropfen von der Morgensonne, wie sich Wieland ausdrückte. Goethe war ihm unaussprechlich groß, wichtig und lieb. Gleich in den nächsten Tagen war Goethe mittags bei Hofe, und bald lernte er auch die Frau Oberstallmeister Charlotte von Stein kennen.

Während eines Aufenthaltes der Grafen zu Stolberg in Weimar, der noch in den November fällt, las Goethe, wie Friedrich Graf zu Stolberg berichtet, eines Nachmittags bei Hofe seinen halbfertigen Faust vor. „Es ist ein herrliches Stück," setzt Stolberg hinzu, „die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Szenen." Die Gesellschafterin der Herzogin-Mutter, das muntere, witzige Fräulein Luise von Göchhausen, entlieh von Goethe das Manuskript und nahm davon, höchst wahrscheinlich ohne sein Wissen, eine Abschrift. Da Goethe später, nachdem er die Bruchstücke umgearbeitet und verändert hatte, dieses ursprüngliche Manuskript in der Absicht, es der Kenntnis der Nachwelt zu entziehen, verbrannte, so hielt man lange die erste Fassung des „Faust", wie er sie von Frankfurt nach Weimar mitgebracht hatte, für verloren, bis Erich Schmidt im Jahre 1887 in Dresden bei dem Major von Göchhausen, einem Großneffen des Hoffräuleins, die von ihr angefertigte Abschrift des ursprünglichen Faustmanuskripts wiederfand. Diesen sogenannten „Urfaust" hat Erich Schmidt unter dem Titel „Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausenschen Abschrift" herausgegeben. Betrachten wir diesen „Urfaust" genauer, so finden wir, daß er gleich mit dem ersten Monologe beginnt, während in dem vollendeten ersten Teile des „Faust" noch die Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater und der Prolog im Himmel vorausgehen.. Die Verse weichen vielfach in ihrer Form von der späteren Fassung im vollendeten Werke ab. So lauten z. B. die ersten vier Verse im „Urfaust":

„Hab nun ach die Philosophey
Medicin und Juristerey,
Und leider auch die Theologie
Durchaus studiert mit heißer Müh."

Im vollendeten Werk:

„Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medicin,
Und leider auch Theologie
Durchaus studiert, mit heißem Bemühn."

Der Ausdruck im „Urfaust" ist kerniger, ursprünglicher, dagegen im vollendeten „Faust" schöner, fließender, gewählter und doch auch kraftvoll, mächtig genug. Im übrigen deckt sich der erste Monolog im „Urfaust" mit dem im vollendeten Gedicht, ebenso das Gespräch mit dem Famulus Wagner, aus dessen Schlußworten nur die vier letzten Verse im „Urfaust" fehlen:

„Doch morgen, als am ersten Ostertage,
Erlaubt mir ein' und andre Frage.
Mit Eifer hab' ich mich der Studien beflissen;
Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen."

Mit Fausts Worten, daß Wagner „nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn er Regenwürmer findet", bricht aber der „Urfaust" ab und setzt erst wieder mit dem Gespräch des Mephistopheles mit dem Studenten ein. Es fehlt also im „Urfaust" der ganze herrliche zweite Monolog, der mit den Worten beginnt:

„Darf eine solche Menschenstimme hier,
Wo Geisterfülle mich umgab, ertönen."

Es fehlt ferner im „Urfaust" die Szene vor dem Tor mit den Spaziergängern aller Art, mit Faust und Wagner, mit den Bauern unter der Linde; es fehlt ferner die Szene im Studierzimmer mit dem Pudel, mit dem Gespräch zwischen Faust und Mephisto, worin sich dieser als den Geist, der stets verneint, kund gibt; es fehlt ferner die andere Szene im Studierzimmer mit der Wette zwischen Faust und Mephistopheles und des letzteren Monolog, der mit den Worten endet:

„Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu grunde gehn."

Der „Urfaust" beginnt dann erst wieder mit dem Gespräch zwischen Mephistopheles und dem Schüler oder, wie es im „Urfaust" heißt, dem Studenten. Diese Schülerszene stimmt im „Urfaust" und im vollendeten Gedicht im großen ganzen überein. Ein derbes Stück des „Urfaust" über Essen und Logis der Studenten ist im vollendeten „Faust" fortgelassen worden. Das

Gespräch Fausts mit Mephistopheles, nach der Entfernung des Schülers, beginnend mit den Worten Fausts: „Wohin soll es nun gehn?" bis zu den Worten Mephistos: „Ich gratuliere dir zum neuen Lebenslauf," fehlt im „Urfaust". Es folgt dann unmittelbar auf die Schülerszene Auerbachs Keller in Leipzig mit der Zeche lustiger Gesellen. Während aber in dieser ursprünglichen Fassung Faust selber den Gesellen den Possen mit den aus dem Tische fließenden Weinen und den Nasen, die sie für Trauben ansehen, spielt, geschieht dies im vollendeten Gedicht durch Mephistopheles. Es fehlt im „Urfaust" ferner die Szene in der Hexenküche mit der Verjüngung Fausts. Dagegen hat der „Urfaust" an dieser Stelle eine kleine Szene, „Auf der Landstraße", von bloß vier Versen, die später fortgefallen ist. Ein Kreuz steht am Wege, rechts auf dem Hügel ein altes Schloß, in der Ferne ein Bauerhüttchen. Faust sagt:

„Was gibts, Mephisto, hast du Eil'?
Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder?"

Mephistopheles antwortet:

„Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurteil,
Allein genung, mir ist's einmal zuwider."

Es folgt dann im „Urfaust" wie im vollendeten ersten Teil die Gretchentragödie. Es fehlt davon im „Urfaust" der größte Teil der Szene „Wald und Höhle", und nur die Verse:

„Nun frisch dann zu! Das ist ein Jammer,
Ihr geht nach eures Liebchens Kammer"

bis

„Wo so ein Köpfchen keinen Ausweg sieht,
Stellt es sich gleich das Ende vor"

sind bereits im „Urfaust" enthalten, gehören da aber der Valentin-Szene an. Von dieser ist im „Urfaust" vorhanden der Monolog Valentins von Anfang:

„Wenn ich so saß bei einem Gelag"

bis zu den Versen:

„Und sollt' ich sie zusammen schmeißen,
Könnt' ich sie doch nicht Lügner heißen,"

und ferner zehn Verse von dem Gespräch Fausts mit Mephistopheles von den Worten Fausts:

„Wie von dem Fenster dort der Sakristei
Der Schein der ew'gen Lampe aufwärts flämmert,"

bis zu den Worten des Mephistopheles:

„Ein bischen Diebsgelüst, ein bischen Rammelei."

Die Domszene steht im „Urfaust" an anderer Stelle, nämlich gleich nach der Szene am Zwinger und vor der Valentin-Szene, während sie im vollendeten ersten Teil sich an die Valentin-Szene anschließt. Es fehlt im „Urfaust" ferner die ganze Walpurgisnacht. Auf die Valentin-Szene folgt die später „Trüber Tag Feld" überschriebene Szene, in Prosa, wie im vollendeten Faustgedicht, mit den Worten Fausts beginnend:

„Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt!"

bis zu den Worten: „Auf und davon". Die kleine Szene „Nacht, offen Feld, Faust und Mephistopheles auf schwarzen Pferden daherbrausend", folgt auch im „Urfaust". Dieser schließt, wie der vollendete erste Teil, mit der Kerkerszene, die aber im „Urfaust" noch in Prosa geschrieben ist.

Betrachten wir nunmehr den philosophischen und menschlichen Gehalt des „Urfaust", so finden wir folgendes: Der Doktor Faust ist ein Mann, der von einem unendlich innigen und starken Verlangen nach göttlichem Wissen und göttlicher Tätigkeit erfüllt ist, das heißt nach einem unbedingt wahren und vollkommenen Wissen und einer darauf beruhenden, ihrer selbst mächtigen und zielsichern Wirksamkeit. Das, was Menschen wissen und vermögen, ist ihm nicht genug. Alles menschliche Wissen hat er durchstudiert, die Philosophie und die Medizin,

die Jurisprudenz und die Theologie, um immer wieder gewahr zu werden, daß das alles nur Stückwerk ist, nicht imstande, ihn zu befriedigen, der über das Menschliche, das immer mit Unvollkommenheit und Beschränktheit verknüpft ist, hinaus zu höchstem Wissen und Wirken gelangen möchte. Der ihn mit göttlichem Blick durchschauende erhabene Erdgeist nennt ihn daher einen Übermenschen, der über das menschliche Wissen und Können hinaus strebt. Zwar ist der Doktor Faust dessen sicher, daß er mehr weiß und kann, als alle die anderen Gelehrten, Doktoren, Professoren, Schriftsteller und Geistlichen, denn er hat nicht nur mit heißer Mühe alle Wissenschaften durchaus studiert und von Grund aus sich angeeignet, sondern er erkennt auch, was die anderen nicht wahrnehmen, die Unvollkommenheit und Beschränktheit aller dieser Wissenschaften. Die anderen glauben, wunder wie gelehrt sie seien und was sie alles verstehen, wenn sie, wie es der Famulus Wagner macht, zahllose Bücher und pergamentene Urkunden gelesen haben und noch weiter studieren bis ans Ende ihrer Tage. Faust aber weiß, daß das alles nichts bedeutet gegenüber dem vollkommenen, göttlichen Wissen, nach dem er sich sehnt. Um dahin zu gelangen, schlägt er nun einen neuen Weg ein, indem er mit aller Tradition, mit aller überlieferten Menschenweisheit bricht und sich der großen Natur unmittelbar zuwendet. All das Wissen, das Menschen in Büchern und pergamentenen Urkunden aufgehäuft haben, läßt er bei Seite, weil es ihn doch nur irre geführt hat. Nicht mit den Augen der anderen, so wie sie es in ihren Büchern beschrieben haben, sondern mit seinen eigenen Augen will er nunmehr die Dinge betrachten. Nicht die Bücher, sondern die Natur will er befragen. Dieses selbständige Eindringen in das Wesen der Dinge, in die Natur aller Objekte, wurde zur Zeit des Paracelsus, dessen Werke Goethe so eifrig studiert hat, als Magie bezeichnet; wir nennen es heutzutage Genie. Das Genie hat die Fähigkeit, indem es mit der irreführenden Tradition bricht, mit dem Hergebrachten aufräumt, neue Bahnen zu entdecken, auf neuen Wegen zu neuen Ergebnissen zu gelangen. Nach dem von Arnolds „Kirchen- und Ketzer-Historie"

zitierten Buche „Die Magie der Alten" aus dem Jahre 1612 „ist magia eine Weisheit, welche die verborgenen Wesen, Eigenschaften der Kreaturen und ihre Naturen kennt und sich derselben zu Nutz kann und weiß zu gebrauchen". Paracelsus selber verwirft mit aller Entschiedenheit das hergebrachte Wissen und verlangt immer wieder, daß man die Dinge nicht sehen solle, wie sie in Büchern von großen Autoritäten dargestellt worden sind, sondern „im Lichte der Natur", wie sein häufig gebrauchter Ausdruck lautet, den auch Goethe gelegentlich anwendet. Zur Zeit unseres Dichters war eine ähnliche Revolution im Gange wie zur Zeit des Paracelsus. Goethe berichtet im 15. Buch von „Dichtung und Wahrheit" von seiner Zeit: „Es war vorzüglichen denkenden und fühlenden Geistern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Ansicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das Beste sei, was der Mensch sich wünschen könne, und nicht einmal schwer zu erlangen. Erfahrung war also abermals das allgemeine Losungswort, und jedermann tat die Augen auf, so gut er konnte ... Wie man aber zur Ausübung schritt, so sah man, am kürzesten sei zuletzt aus der Sache zu kommen, wenn man das Genie zu Hilfe riefe, das durch seine magische Gabe den Streit schlichten und die Forderungen leisten würde."

Hier spricht also Goethe selber von der magischen Gabe des Genies im Zusammenhang mit einer unmittelbaren originellen Ansicht der Natur. Indem sich Faust von dem hergebrachten Wissen abwendet und der Natur selber zukehrt, stellt er sich auf seine eigenen Füße und läßt seinem Genie freien Spielraum. Faust drückt dies aus mit den Worten:

„Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch Geheimnis werde kund.
Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
Rede von dem, was ich nicht weiß.
Daß ich erkenne, was die Welt
Im Innersten zusammenhält,

Schau' alle Wirkungskraft und Samen
Und tu' nicht mehr in Worten kramen."

Fausts Hinwendung zur Natur, gleichbedeutend mit seiner Hingabe an die Magie, und seine Abkehr von allem toten Wissen spricht sich ferner aus in den Worten:

„O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letzten Mal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult heran gewacht!
Dann über Bücher und Papier,
Trübsel'ger Freund, erschienst du mir.
Ach könnt' ich doch auf Berges Höh'n
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhl' mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von all dem Wissensqualm entladen
In deinem Tau gesund mich baden!"

Faust will sein Studierzimmer verlassen, in dem er wie die anderen Gelehrten bisher nur Bücher studiert und statt der lebendigen Natur nur Tiergeripp und Totenbein vor Augen gehabt hat. Einzig das geheimnisvolle magische Buch soll ihn begleiten, das ihn nicht wieder auf andere Bücher, sondern auf die Natur selbst hinleitet, ebenso wie die Schriften des Paracelsus nicht wieder auf die Schriften der früheren berühmten Ärzte hinweisen, sondern auf das Licht der Natur, das den genialen Forscher, der mit eigenen Augen sehen und selber alles erfahren will, fortan erleuchten soll:

„Und wenn Natur dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft dir auf."

Faust also wendet sich zur Natur, zur Wirklichkeit im Welt- und Menschen-Geschehen, die er symbolisch in dem geheimnisvollen magischen Buche als Zeichen des Makrokosmus und als Zeichen des Erdgeistes wahrnimmt. Makrokosmus bedeutet die große

Welt, das Weltall, die Gesamtheit der Natur im Gegensatz zum Mikrokosmus, zur kleinen Welt, zum Menschen. Beim Anschauen des Zeichens des Makrokosmus, des Weltalls, der Allnatur wird Faust zunächst hingerissen von der wunderbaren Größe und Harmonie der Erscheinung. Die Bewegung der Gestirne, die gesetzmäßigen Erscheinungen des Lichtes, die ganze Einheit der Naturkräfte, die Arbeit des Wassers, das durch die Sonnenwärme verdampft zum Himmel hinaufsteigt, um als fruchtbarer Regen wieder zur Erde zu fallen, all die wunderbaren gesetzmäßigen Beziehungen zwischen den einzelnen Teilen der Allnatur haben für den Blick des enthusiastischen Beschauers etwas überwältigend Erhabenes, so daß Faust ausruft:

„War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb,
Die all das inn're Toben stillen,
Das arme Herz mit Freude füllen
Und mit geheimnisvollem Trieb
Die Kräfte der Natur enthüllen?
Bin ich ein Gott? mir wird so licht!
Ich schau in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen ...

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt,
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit Segen duftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen."

Es ist ein wunderbares, erhabenes Schauspiel; aber Faust will mehr als schauen, er will die wirkenden Kräfte unmittelbar erfassen, die dieses wundervolle Spiel in Bewegung setzen, und er will nicht nur bewundernder Zuschauer sein, sondern sein genialer Tätigkeitsdrang will in eigener schöpferischer Arbeit die höchste Befriedigung finden. Was aber bedeutet der einzelne Mensch diesem ewigen Naturganzen gegenüber, und wie vermag

er mit zu handeln in dem ewigen Schauspiel, in dem Sonnensysteme entstehen und vergehen. Faust ruft daher verzweifelnd aus:

„Welch Schauspiel! aber ach, ein Schauspiel nur!
Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Brust sich drängt.
Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?"

Vermag Faust das Naturganze, das ewige All in seiner unendlichen Bewegung nur schauend zu genießen, so scheint es, daß er wenigstens auf dieser Erde, die ihn geboren, seine Tatkraft voll zu entfalten imstande sei. Hier braucht er, so scheint es, nicht nur ein Zuschauer zu sein, der doch nicht hinter das Geheimnis des großen Schauspiels kommt, das vor seinen Augen sich abrollt, sondern hier auf Erden kann er mitten hineinspringen in den wogenden Kampf der Parteien. Hier glaubt er erfassen zu können, um was es sich im letzten Grunde handelt, um was gekämpft wird, hier vermag er Erdenweh und Erdenglück zu erleben und mutig den Stürmen Trotz zu bieten; daher ruft er aus:

„Du, Geist der Erde, bist mir näher,
Schon fühl' ich meine Kräfte höher,
Schon glüh ich wie vom neuen Wein.
Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen,
All Erden Weh und all ihr Glück zu tragen,
Mit Stürmen mich herum zu schlagen
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen."

Faust beschwört den Erdgeist; aber als dieser erscheint und zwar „in widerlicher Gestalt", wie es im „Urfaust" heißt, muß sich Faust, aufs tiefste erschüttert, abwenden. „Schreckliches Gesicht!", ruft er aus, und: „Weh! ich ertrag' dich nicht." Das bedeutet, daß nicht nur die Gesamtnatur, das Universum, über das Verstehen und die Kräfte des Übermenschen unendlich weit

hinaus ragt, sondern daß auch im Erdenleben, in der Sphäre des Erdgeistes, in der Geschichte der Menschheit, ewige Mächte wirksam sind und unwiderstehliche Gewalten zur Geltung kommen, die gleichfalls über das deutliche Verständnis und die Kräfte auch des größten Genies hinausgehen. Faust erkennt auch hier, dem Erdgeist gegenüber, seine völlige Ohnmacht, und darum ist ihm dessen Erscheinung, die Erscheinung des Welt- und Tatengenius, das ist die Vergegenwärtigung der ungeheueren Mächte, die in der Geschichte der Menschheit wirksam sind, so furchtbar und niederschlagend. Wohl hatte der Übermensch Faust Kraft genug, den Erdgeist anzuziehen und zu veranlassen, daß er ihm erscheint und ihm sein Wesen enthüllt, das heißt Fausts Genie ist imstande, das Walten des Erdgeistes zu spüren, die in der Geschichte der Menschheit wirkenden Mächte im allgemeinen wahrzunehmen; aber diese Wahrnehmung läßt zugleich so deutlich die völlige Abhängigkeit auch des größten Genies von diesen Mächten erkennen, daß jede Einbildung einer selbständigen und selbstmächtigen Wirkungsweise, wie sie Faust anstrebt, für immer dahinschwinden muß. Der ungeheueren Erscheinung des Erdgeistes, des Welt- und Tatengenius gegenüber fühlt sich der Übermensch Faust nur als „ein furchtsam weggekrümmter Wurm". Als Faust sich dann gewaltsam aufrafft und dennoch den Versuch macht, sich dem göttlich gewaltigen Erdgeist gleichzustellen, indem er die Worte gebraucht: „Geschäft'ger Geist, wie nah' fühl' ich mich dir," weist ihn dieser in seine irdischen Schranken zurück mit den Worten:

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst,
Nicht mir!"

Mitten in diese großartigen Gesichte hinein tappt „der trockne Schwärmer", der Famulus Wagner, der rechte Gegensatz zum genialen Übermenschen. Wagner hatte den Doktor Faust laut sprechen hören und war daher der Meinung, dieser habe aus einem griechischen Trauerspiel deklamiert. Nicht, wie dem genialen Faust, vor allem auf den Kern und das Wesen der Dinge,

sondern auf die Form, auf den Vortrag kommt es dem philisterhaften Famulus an:

„Allein der Vortrag nützt dem Redner viel."

Nicht wie Faust zu den Quellen alles Lebens will er steigen, sondern nur zu den sogenannten Quellen, die in pergamentenen Urkunden bestehen, so daß Faust zum Schluß, als Wagner ihn verlassen, in die Worte ausbricht:

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet."

Zu dem nun im „Urfaust" folgenden Gespräch zwischen Mephistopheles und dem Studenten sind schon oben einige Bemerkungen gemacht worden, auch zu der folgenden Szene in Auerbachs Keller. Auf die sich daran anschließende, nur im „Urfaust" enthaltene und früher bereits zitierte kleine Szene auf der „Landstraße" folgt dann gleich der Beginn der Gretchentragödie:

„Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen
Meinen Arm und Geleit ihr anzutragen?"

Wenn Friedrich Graf zu Stolberg von der ersten Faustvorlesung am Hofe in Weimar berichtet: „Die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Szenen", so ist das sicher auf Rechnung der Gretchentragödie zu setzen. In der Tat gibt es in der gesamten Weltliteratur nichts menschlich Packenderes und inniger Rührendes als diese Gretchenszenen, zu denen keine Erklärung gegeben zu werden braucht, weil sie für sich selber sprechen und sich selber erklären. Nur zu der Prosaszene, dem Gespräche zwischen Faust und Mephisto, in dem Faust dem Teufel die wütendsten Vorwürfe darüber macht, daß dieser ihn in abgeschmackte Freuden eingewiegt, ihm Gretchens wachsenden Jammer verborgen habe und sie hilflos verderben lasse, sei noch folgendes bemerkt. Faust ruft in dieser Szene dem Teufel zu:

„Bläcke deine gefräßigen Zähne mir nicht so entgegen, mir ekelt's! — Großer, herrlicher Geist, der du mir zu erscheinen würdigtest, der du mein Herz kennst und meine Seele, warum mußtest du mich an den Schandgesellen schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt!"

Der große, herrliche Geist, der ihm erschienen ist, ist natürlich der Erdgeist; dieser sagt aber selber von sich, daß er der Gottheit lebendiges Kleid wirke; im Erdgeist spricht sich also das Wirken Gottes auf Erden, in der Geschichte der Menschheit, aus. Der Erdgeist ist also nur eine Art der Erscheinungsform Gottes; und wenn Faust ihn anruft mit den Worten: „Großer, herrlicher Geist, der du mein Herz kennst und meine Seele, warum mußtest du mich an den Schandgesellen schmieden," so ist damit deutlich gesagt, daß Faust trotz seiner Böses anrichtenden Leidenschaftlichkeit sich im tiefsten Grunde des Herzens und der Seele zum Guten, zum Aufbauenden, zu Gott, zum höchsten Ideal hingezogen fühlt und bei dem in Mephistopheles symbolisierten Bösen und Zerstörenden nur Ekel und Widerwillen empfindet. Die Worte verraten auch deutlich, wie sehr Faust sich dessen bewußt ist, daß der Teufel mit der Zulassung, mit der Erlaubnis Gottes sein zerstörendes Werk verrichtet, wie wir es später im vollendeten Faustgedicht im Prolog im Himmel tatsächlich ausgeführt sehen. In den Worten: „Warum mußtest du mich an den Schandgesellen schmieden?" ist im Grunde schon der Inhalt des Prologs im Himmel angedeutet, wo Gott der Herr mit Beziehung auf seinen Knecht den Doktor Faust zum Teufel sagt:

„Nun gut, es sei dir überlassen!
Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab
Und führ ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab."

Es ist immer dieselbe Zwiespältigkeit in der Seele des Menschen, die der Gottesknecht in der „Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen mit den Worten ausdrückt: „Mit dem Gemüt will ich

über alle Dinge sein, aber mit dem Fleisch werd' ich bezwungen, daß ich unter allen Dingen sein muß."

Es war nicht etwa nur die dichterische Begabung, die dem jungen Herzog Karl August die Person Goethes so lieb und wert machte, sondern auch die anderen tüchtig menschlichen Eigenschaften, die ein Genie wie Goethe befähigten, auf allen möglichen, auch praktischen Gebieten des Lebens aufbauend, ordnend, schöpferisch zu wirken. Gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit Karl August im Dezember 1774 in Frankfurt lenkte sich das Gespräch auf Dinge, bei denen Goethe zu zeigen vermochte, welch teilnahmsvolles Verständnis er für die Hebung der Zustände des Volkes habe. Und wie hat Goethe, namentlich in dem ersten Jahrzehnt in Weimar, 1776 bis 1786, auf allen erdenklichen Gebieten für die Verbesserung der Zustände des Hofes wie des Volkes gearbeitet. Sein dichterisches Schaffen trat in diesem ersten Jahrzehnt in Weimar infolgedessen stark zurück, so daß Wieland von unserem Dichter sagt, es sei, als ob sein Genius ihn verlassen habe. Von einer Weiterarbeit an dem tiefsten und innerlichsten Werke, am „Faust", konnte unter diesen Umständen keine Rede sein. Und doch waren diese ersten zehn Dienstjahre Goethes in Weimar nicht verloren, auch nicht für die spätere Weiterarbeit am Faustgedicht, weil Goethe durch seine mannigfaltige Wirksamkeit doch sehr an Reife und Erfahrung gewann, die dann auch seinem Hauptwerk zugute gekommen sind.

Zunächst bildete sich nach dem Eintreffen Goethes in Weimar gegen den Günstling des Herzogs eine Partei. Man sah in ihm geradezu das böse Prinzip, die Schuld von allem, was man an dem Herzog auszusetzen fand, der von Anfang an rücksichtslos seinem Willen und seinen Neigungen folgte; und als nun gar Goethe den Herzog dazu bestimmte, Herder als General-Superintendenten nach Weimar zu berufen, schwoll die Flut der zahlreichen Gegner des fremden Günstlings noch höher an. Die Geistlichkeit widersetzte sich der Berufung Herders mit aller Macht. Interessant ist es, zu erfahren, daß sich auch der Oberstallmeister von Stein und seine Gattin auf der Seite der Miß-

vergnügten und Gegner Goethes befanden. Auch Frau von Stein erkannte nicht die große Bedeutung und Klugheit Goethes und sah nicht ein, daß dieser nicht gleich mit Gewalt den jungen, seinem eigenen Kopf und seinen eigenen Launen folgenden Herzog zügeln konnte und erst dessen vollstes Vertrauen gewinnen mußte, ehe er es wagen durfte, seinem fürstlichen Freunde offen die Meinung zu sagen und ihn zu besonnener Ruhe zu mahnen. Die vielen Gegner aber vermochten dem jungen Genie beim Herzog nicht zu schaden. Dieser wollte vielmehr schon im Februar 1776 Goethe als Geheimen Assistenzrat in das Geheim-Konseil, die höchste Verwaltung des Herzogtums, bringen, mußte die Sache aber wegen des Widerstandes des sehr maßgebenden Geheimrats Fritsch zunächst liegen lassen. Im April 1776 erfreute der Herzog seinen Freund Goethe durch das Geschenk eines für ihn angekauften und instandgesetzten Gartens an der Ilm und des darin befindlichen kleinen Hauses mit hohem Schindeldach, nebst einfacher, sauberer aber vollständiger Einrichtung. Goethe richtete sich einen einfachen Haushalt ein; er nahm eine Köchin, die alte Dorothee, und neben seinem aus Frankfurt mitgebrachten Diener Philipp Seidel noch einen Diener aus Erfurt. Am 20. April bat der Herzog den Geheimrat Fritsch von neuem, die erste Stelle im Geheim-Konseil zu behalten, den letzten Platz im Konseil aber wolle er Goethe mit dem Titel eines Geheimen Legationsrates geben. Erst die Verwendung der Herzogin-Mutter Anna Amalia brachte es fertig, daß Fritsch seinen Widerstand gegen Goethe aufgab. Im Mai 1776 ließ dann der Herzog Goethes Eltern um die Erlaubnis bitten, ihren Sohn „mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit, der Freiheit Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er wolle, unter dem Titel eines Geheimen Legationsrates mit einem Gehalte von 1200 Talern in sein Ministerium zu ziehen." Im Mai bezog Goethe dann auch sein Gartenhaus. Im Juni erhielt er das Anstellungsdekret; und mit solchem Eifer widmete er sich den so verschiedenartigen Geschäften des Konseils, daß er sich sogar die Achtung des rauhen, harten und starren Fritsch gewann, der ihn anfangs für einen gewissenlosen

Verführer des Herzogs gehalten hatte. Goethe nahm sich des seit vielen Jahren verkommenen Ilmenauer Bergwerkes an. Auch zur Baukommission ward Goethe gezogen. So leitete er 1776 die Wiederherstellung des Pfarrhauses für Herder. 1777 hatte er für die neue Dienstwohnung des Oberstallmeisters von Stein zu sorgen. Von den Geschäften des Konseils beschäftigten ihn besonders die Steuersachen. Zu Beginn des Jahres 1778 wurde die von ihm vorgeschlagene Anlage des Parkes im sogenannten Stern begonnen. Im Oktober desselben Jahres übernahm er die Sorge für das Theater und machte Risse zum Umbau des Redoutensaals zu einem herzoglichen Schauspielhause. Sehr stark nahm ihn der geplante Neubau des abgebrannten herzoglichen Schlosses in Anspruch. Im Januar 1779 wurde ihm die Kriegskommission übertragen. Da diese ihn zu Reisen durch das Land nötigte, übernahm er auch die gleichfalls vernachlässigte Wegebaukommission. Wegen der für Weimar so bedeutenden Landesuniversität Jena nahm Karl August seinen Rat oft in Anspruch. Im Mai 1779 wird unter Goethes Leitung der Umbau des Redoutensaales zu einem Theater in Angriff genommen. Zu gleicher Zeit waren seine Gedanken besonders mit einem Steuererlaß lebhaft beschäftigt, ferner mit einer besseren Ausnutzung der Kammergüter und mit einer Feuer- und Polizei-Ordnung. Jetzt wurde er auch zum Geheimen Rat ernannt.

Der Herzog hatte sich inzwischen vortrefflich entwickelt. Goethes Freund Merck, der sich in Weimar eine Zeitlang das Leben und Treiben mit angesehen hatte, schrieb, der Herzog, den gewissenloses Geklatsch zu einem ganz von Goethe verführten Schwächling gemacht hatte, sei ein eisenfester Charakter, einer der respektabelsten und gescheitesten Menschen. Goethes Gesellschaft habe vortrefflich auf ihn gewirkt, und wenn die Vertraulichkeit zwischen Herrn und Diener weit gehe, so finde man dieses nur darum anstößig, weil Goethe kein Edelmann sei.

Im September 1779 traten Karl August und Goethe eine Reise in die Schweiz an. In Frankfurt machten sie zunächst halt. Goethes Mutter jubelte hoch auf, als ihr Wolfgang so

gesund und freudig bewegt ihr seinen Herzog zuführte. Dagegen hatte der Vater keine Freude an der Stellung seines Sohnes; er hatte sich dessen Schicksal ganz anders gedacht. Er war still und abgestumpft, sein Gedächtnis hatte abgenommen, und er neigte seinem Ende zu. Von Frankfurt aus ging es dann in die Schweiz. In Zürich verkehrten Karl August und Goethe viel mit Lavater, auf dessen gute Einwirkung auf den Herzog Goethe stark gerechnet hatte. Nach viermonatlicher Abwesenheit kamen dann die Reisenden im Januar 1780 wieder in Weimar an. —

## 7. Geschäfte und Zerstreuungen. Goethes Liebe zu Frau von Stein. Mineralogische, botanische und osteologische Studien. Lektüre Spinozas mit Herder und Frau von Stein. Abwerfen der drückenden Last der Geschäfte und Aufbruch nach Italien.

Gleich nach seiner Rückkehr nach Weimar betrieb Goethe seine Aufnahme in die Freimaurerloge. Von seinen Amtsgeschäften nahmen ihn wieder die Kriegskommission, der Wegebau und die Kammergüter in Anspruch, ferner der Umbau des Theaters, der Bergbau in Ilmenau und die Finanzverwaltung. Merck, der ihn wieder einmal besucht hatte, warf ihm seine Vielgeschäftigkeit und das Vergeuden seiner Kraft in manchen gemeinen Dingen vor, konnte ihn aber nicht in der Überzeugung, daß er auf dem rechten Wege sei, wankend machen. Goethe äußerte zu seiner Mutter, Merck sehe nur, was er aufopfere, nicht, was er gewinne, wie er täglich reicher werde, indem er täglich soviel hingebe. Doch machten ihm seine Geschäfte den Schluß des Jahres recht sauer. So gut sich der Herzog entwickelt hatte, gelegentlich brach ein ungezügeltes Wesen bei ihm durch und veranlaßte Goethe, sich eine Zeitlang von ihm fern zu halten. So schlug er es im Frühjahr 1781 dem Herzog direkt ab, mit ihm zu reisen, und Frau von Stein mußte zwischen beiden vermitteln. Doch finden sich die Freunde immer wieder, und immer wieder fügt sich auch Goethe unter das alte Joch des Hofes und der Geschäfte. Goethes sich immer vergrößernde Sammlungen und der Wunsch nach einem behaglicheren Leben bestimmten ihn, sich ein Haus in der Stadt zu mieten, und zwar auf dem Frauenplane. Die Herzoginmutter, der das Wohnen des Ministers und Freundes ihres Sohnes unter dem Schindel-

dach schon lange anstößig gewesen, war darüber sehr erfreut und versprach ihm Möbel in die neue Wohnung. Zugleich teilte sie ihm mit, daß ihr Sohn ihn wegen seiner nahen Stellung zum Hofe adeln lassen müsse und wolle. Des Herzogs allzukostspielige Ausschweifungen aber machten ihm immer wieder Sorge, wie sein Tagebuch am Schlusse des Jahres 1781 bemerkt. Gleich im Beginn des neuen Jahres 1782 hat er mit dem Herzog „eine radikale Erklärung", wie er sich ausdrückte. Bald darauf spricht er „sehr ernstlich und stark" mit dem Herzog über Ökonomie und „eine Anzahl falscher Ideen", die dem Herzog nicht aus dem Kopfe wollen. Bitter quälten ihn die Gedanken an die Verschwendung des Markes des Landes, und nach Kräften suchte er dem entgegenzutreten. Im Juni 1782 erhielt er sein Adelsdiplom. Der bisherige Verweser der Finanzen, Kalb, wurde wegen gewissenloser Verwaltung abgesetzt und die ganze Last auf Goethes Schultern abgewälzt, der nun die schmählich verwahrlosten Finanzen auf einen besseren Stand bringen sollte. Zwei volle Jahre glaubte Goethe opfern zu müssen, ehe er die Fäden nur so gesammelt, daß er mit Ehren bleiben oder abdanken könne; denn nichts lag ihm ferner, als sein Leben lang Dinge zu betreiben, die seiner tieferen Natur fremd waren. Aber aus den zwei Jahren wurden vier; erst als er alles geordnet, dabei aber sich so abgearbeitet hatte, daß er dringend einer Neubelebung bedurfte, suchte er in einem längeren Aufenthalt in Italien wieder auf „das Niveau seiner ursprünglichen Existenz" zurückzukommen und sich selber wiederzufinden. Je deutlicher ihm bei der Übernahme der Finanzwirtschaft im Jahre 1782 der traurige Zustand der Finanzen und der ganzen Ökonomie der Verwaltung wurde, umsomehr erkannte er, wie notwendig es gewesen, daß er auch diese Last auf sich genommen, mochte er auch oft, wenn die Geschäfte ihn zu sehr drückten, in bitteren Klagen sich ergießen. Zuweilen ist er, wie er sich ausdrückt, „von Geschäften gesotten und gebraten". Alles, was er treibt, ergreift er mit dem vollen Ernste seiner Natur. So lebhaft durchdenkt er die verschiedenen Angelegenheiten, daß ihn oft der Kopf schmerzt. Durch unendlichen Fleiß, sorgfältigste Aufmerksamkeit, strenge

Sparsamkeit und den vom Vater überkommenen Ordnungssinn gelang es ihm endlich, die arg zurückgekommenen Finanzen in Ordnung zu bringen. Schon im April 1783 teilt er seinem Freunde Knebel mit: „Meine Finanzen gehen besser, als ich es mir vorm Jahre dachte. Ich habe Glück und Gedeihen bei meiner Administration, halte aber auch auf das festeste über meinem Plane und über meinen Grundsätzen." Auch Faust muß ja am Hofe des Kaisers die arg verfahrenen Finanzen in Ordnung bringen und nachher, wie es auch Goethe getan, für das Amüsement des Herrschers und seines Hofes sorgen:

„Erst haben wir ihn reich gemacht,
Nun sollen wir ihn amüsieren",

heißt es im zweiten Teil. Von anderen Geschäften lag ihm vor allem die Herstellung des Ilmenauer Bergwerks am Herzen. Bis in den Juni 1786 entwickelte sich in Ilmenau alles so gut, daß er getrosten Herzens seine große Reise nach Italien antreten konnte. Von der ihm lästig gewordenen Theaterleitung war er zurückgetreten. Landwirtschaftliche Besichtigungen nahm er gern vor. Zu der von der Herzogin-Mutter im Herbst 1782 begonnenen Umgestaltung des Tiefurter Parkes hatte Goethe den Plan gemacht. Mit großem Eifer leitete er auch die Wasserbauten, welche der Eisgang vom Ende Februar 1784 in Jena nötig gemacht hatte. Für die Universität Jena und deren Anstalten war er eifrig bemüht. Auch für die Schulen zu sorgen ließ er sich angelegen sein, soweit es in seiner Macht stand. Gegen die Auswüchse der Jagdleidenschaft des Herzogs mußte er immer wieder ankämpfen, wobei er in sehr freimütiger Weise für das Interesse der dadurch bedrohten Landleute eintrat.

Was Goethe besonders an Weimar fesselte, was ihm die Last der Geschäfte erträglich machte und ihm immer wieder einen idealen Aufschwung gab, war das Verhältnis zu Frau von Stein. Im Juli 1775 hatte ihm der berühmte Arzt Zimmermann, der mit ihr befreundet war, ihre Silhouette gezeigt. Goethe, der gleich einen starken Eindruck empfing, schrieb darunter die Worte: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die

Welt sich in dieser Seele spiegelt." Bald nach seiner Ankunft in Weimar führte ihn der Herzog selber zu ihr. Der Eindruck der damals gerade sehr leidenden Frau, die ihr 33. Jahr noch nicht vollendet hatte und Mutter von sieben Kindern war, war nicht so bedeutend, als es Goethe erwartet hatte. Daß Frau von Stein mit ihrem Gatten in der ersten Zeit auf Seiten derer stand, die den Einfluß Goethes auf den Herzog für schädlich hielten, erwähnte ich bereits. Goethe selbst dagegen fühlte sich immer mehr zu Frau von Stein hingezogen und suchte sie über sein Verhältnis zum Herzog aufzuklären. Er folge diesem nur deshalb oft in seinen Extravaganzen, um ihn nicht von sich abzuwenden, sei aber ernstlich bestrebt, dessen vortreffliche Anlagen zum Besten des Landes und zu des Herzogs eigenem Glück zu lenken; zunächst komme es darauf an, in dem Herzog wirklichen Anteil an seinem Lande und Lust zu förderlicher Tätigkeit zu wecken.

Goethes Verhältnis zu Frau von Stein war ein ideales. Ereignete es sich aber, daß er sich zu einem leidenschaftlichen Ausdruck seiner Liebe hinreißen ließ, so strafte sie ihn dadurch, daß sie sich ihm entzog und ihn auf kürzere oder längere Zeit ganz von sich fern hielt. Sie wünsche nichts mehr, erklärte sie, als das schöne Verhältnis innigen Vertrauens zu erhalten; das sei aber unmöglich, wenn er ihre Pflicht als Gattin und Mutter nicht achte und auf mehr als Schwesterliebe Anspruch zu machen wage. Worauf Goethe ihr erwiderte, sie sei die Einzige, die er so lieben könne, doch lebe er immer halb in Furcht, daß er sich hinreißen lasse. Seine Ungezogenheiten werde sie ihm nicht abgewöhnen, diese würden nur im Grabe mit seiner Unruhe und Liebe aufhören. Als Goethe im März 1776 die bildschöne, im vollen Glanze ihrer Entwickelung prangende Corona Schröter in Leipzig sah, schrieb er an Frau v. Stein: „Die Schröter ist ein Engel; wenn mir doch Gott so ein Weib bescheren wollte, daß ich Euch könnte in Frieden lassen, doch sie sieht Dir nicht ähnlich genug." Gleich nachdem er den ihm vom Herzog geschenkten Garten in Besitz genommen, empfing er dort Wieland und auch Frau von Stein mit ihren drei Söhnen. Des jüngsten, Fritz, nahm er sich mit ganz besonderer Liebe an.

Von Goethes bisherigem Wirken war Frau von Stein noch immer nicht sehr erbaut: Könne er nach der großen Umwälzung, die er am Hofe veranlaßt, wieder die Ordnung herstellen, so sei es für sein Genie desto besser; aber wie gut auch seine Absichten seien, er habe doch zuviel Jugend und zu wenig Erfahrung, äußerte sie zu Goethes Freund, dem Leibarzt Zimmermann. Wir sprachen schon vorher davon, daß sie Goethes Bedeutung, den Ernst und die Tiefe seines Charakters nicht zu schätzen wußte, und das ist auch später zum Teil so geblieben, während er die Bedeutung der geliebten Frau viel zu hoch anschlug. Leider besitzen wir von dem Briefwechsel Goethes mit Frau von Stein nur seine Briefe an sie. Ihre Briefe hat sie sich zurückgeben lassen und hat sie dann vernichtet, so daß uns das wesentlichste Stück zur Beurteilung ihres Verhältnisses zu Goethe fehlt. Ihre innere Kälte erleichterte ihr jedenfalls sehr die Ausführung ihres Vorhabens, den Anbeter immer in einer bestimmten Entfernung von sich zu halten. Seine Liebe zu ihr war daher „eine anhaltende Resignation", wie er sich ausdrückte. Sobald er sich durch seine Glut hinreißen ließ, zog sie sich sofort auf eine Weile von ihm zurück. Einmal wies sie ihn auch stark zurecht und behauptete, seine Unvorsichtigkeit bringe sie ins Gerede der Welt. Da klagt er denn brieflich: „Also auch das Verhältnis, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe hatte, auch das zerstört. Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig, als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblick des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräftigt alles."

Goethes Herz war zu reich und voll; er bedurfte stets der Gegenwart eines liebevollen weiblichen Wesens, dem er alles vertrauen, mit dem er alles besprechen konnte. Und so war Charlotte von Stein, obwohl von einer wirklichen Liebe von ihrer Seite oder einem tieferen Verständnis seines Wesens und Wirkens keine Rede war, doch von größter Bedeutung für ihn. Er sah ein Ideal in ihr verkörpert, und dieses Ideal tröstete ihn, hielt ihn aufrecht und gab ihm immer wieder einen Anstoß zu neuem Wirken und Schaffen auch auf Gebieten, die ihm

innerlich fremd waren. Goethe bedurfte des unmittelbaren Sichaussprechens. Je zurückhaltender er in seiner amtlichen, geschäftlichen Tätigkeit vielfach sein mußte, desto mehr hatte er das Bedürfnis der innigen Vertrautheit mit einem weiblichen Wesen, dem er ganz sein Herz öffnen konnte. Als Frau von Stein im Juli 1776 nach Pyrmont reisen sollte, schreibt er ihr daher: „Die Gegenwart ist's allein, die wirkt, tröstet und erbaut. Wenn die Gegenwart auch manchmal plagt, und das Plagen ist der Sonnenregen der Liebe." Je mehr es sich herausstellte, wie bedeutend und segensreich Goethes Einfluß auf den Herzog wirkte, je mehr auch die Herzogin Luise, deren intimste Freundin Frau von Stein war, dies anzuerkennen begann, je mehr auch äußerlich Goethes Stellung sich hob und festigte, desto mehr bewies auch Frau von Stein dem sie so überschwenglich verehrenden Dichter ihre Gunst und wurde auch weniger ängstlich, sich öffentlich mit ihm zu zeigen. Im Juni 1778 schreibt ihr Goethe: „Daß Sie mich lieb haben, glaube ich und fühl's. Sie und der Herzog wohnen über mir, wie Nagel und Schleife, daran Ruhm und Gemälde hängt."

Einen bedeutenden Einfluß übte Charlotte von Stein auf Goethes dichterisches Schaffen aus. Ein poetischer Ausdruck seiner Entsagung, „seiner anhaltenden Resignation" ihr gegenüber war sein Schauspiel in einem Akt „Die Geschwister", das bei Hofe aufgeführt wurde. Die Hauptrollen spielten er und die anmutige Amalie von Kotzebue. Bei seiner „Iphigenie" ist Charlotte von Stein seine Muse. Schwebt ihm doch hier der beruhigende Einfluß vor, den sie auf sein leidenschaftlich bewegtes Wesen ausgeübt hatte. Zur Fortsetzung des „Egmont" forderte Frau von Stein ihn mehrfach dringend auf. Auch an Goethes entstehendem Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre" nahm sie regen Anteil. Am „Egmont" hatte er bereits in der fruchtbaren Frankfurter Zeit im Jahre 1775 zu arbeiten begonnen; im Oktober dieses Jahres sah er sich in den historischen Quellen seines „Egmont" näher um und förderte die Dichtung so energisch, daß, als er im November 1775 nach Weimar ging, nur wenig noch an der Vollendung des ganzen Dramas fehlte.

Als er sein Manuskript des „Egmont" in Weimar wieder vornahm, bemerkte er Unvollkommenheiten und Mängel und besserte noch drei Jahre lang herum, um ihn dann im Jahre 1782 vorläufig abzuschließen. 1786 aber nimmt er den „Egmont" auf seine große Reise nach Italien mit, um ihn einer erneuten Bearbeitung zu unterwerfen. Seiner ersten Anlage nach gehört „Egmont" noch in die Frühzeit unseres Dichters. Er verknüpft dementsprechend in „Dichtung und Wahrheit" den „Egmont" mit dem „Götz" und hat ebenso in seinen Werken ihn unmittelbar dem „Götz" angereiht. Gehört demnach „Egmont" der Weimarischen Zeit eigentlich nicht an, so ist dafür „Iphigenie", ebenso „Tasso", ganz auf weimarischem Boden gewachsen. Im Februar und März 1779 finden wir ihn mit seiner „Iphigenie" beschäftigt, während er Rekruten aushob. In sechs Wochen hatte er diese Dichtung vollendet. Am Osterdienstag desselben Jahres kam dies wundervolle Drama als Festspiel bei Hofe zur Aufführung und erlangte den lebhaftesten Beifall. Goethe selber spielte den Orest. Eine 1781 vorgenommene Bearbeitung dieses Stückes genügte dem Dichter noch nicht. Er nahm auch die „Iphigenie" 1786 nach Italien mit und hat ihr dort die vollendete Gestalt gegeben.

Die Idee zu seinem „Tasso" war dem Dichter auf einem Spaziergange nach Tiefurt im Jahre 1780 aufgegangen. Tassos Heldengedicht „Das befreite Jerusalem" war schon dem Knaben in der deutschen Übersetzung von Kopp bekannt geworden; später las er es im Original. Wie diese Dichtung, so übten die Lebensschicksale und die Persönlichkeit Tassos einen starken Reiz auf ihn aus. Tasso sollte nach dem Willen des Vaters Rechtswissenschaften studieren, während ihn der Wunsch, ein Dichter zu werden, durchglühte. Er folgte auf der Universität seinem inneren Drange zur Kunst und eröffnete sich durch diesen Schritt den Weg zur Unsterblichkeit. Im Oktober 1780 begann Goethe mit der Niederschrift seines „Tasso". In der „Iphigenie" konnte der Dichter die beruhigende, klärende, sanft leitende Macht der Frau von Stein wiederspiegeln, im „Tasso" konnte er sein Leben, sein Dichten, sein Verhältnis zum Herzog, zur Hofgesellschaft,

zum Beamtentum, also alle wesentlichen Elemente seines weimarischen Lebenskreises mitwirken lassen. Bald war der erste Akt des „Tasso" vollendet und auf das Drängen der Frau von Stein der zweite Akt begonnen. Aber trotz alles Mahnens von ihrer Seite kam der Dichter damit nicht vorwärts und mußte das Stück bei Seite legen. Im Frühjahr 1781 setzte er den „Tasso" fort und machte bis zum Herbst hin den zweiten Akt fertig. Auch diese beiden zunächst nicht weiter fortgeführten Akte des „Tasso" nahm er zur Weiterarbeit nach Italien mit.

Im Beginn des Jahres 1777 hatte Goethe seinen Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre" angefangen, dessen Held, ein reicher Kaufmannssohn, von der Liebe zu einer Schauspielerin und von der Idee, ein Nationaltheater zu gründen, dazu gebracht wird, zur Bühne zu gehen, um später doch einzusehen, daß er kein Talent dazu besitze. Im zweiten Buch des Romans blieb Goethe stecken, setzte aber die Arbeit in den Jahren 1779, 1780 wieder fort. Für die reiche Welt, die sein Wilhelm Meister zur Darstellung bringen sollte, sammelte Goethe in dem mannigfachen von ihm beobachteten Leben immer neuen Stoff, und so gelang es ihm, unter stetem Drängen der Freundin, schließlich sechs Bücher, freilich in langen Zwischenräumen, zustande zu bringen; aber beim siebenten stockte er, da sein gepreßter Zustand eine reine dichterische Stimmung nicht aufkommen ließ. Auch hierbei mußte erst der Aufenthalt in Italien erfrischend und verjüngend auf ihn einwirken, auch manche wichtige Erfahrung vom Dichter erst gemacht werden, ehe eine Weiterarbeit möglich war. War es doch seine Art, die Dinge, wenn irgend möglich, ausreifen zu lassen.

Goethes Liebe zur Natur und zu den Naturwissenschaften hatten wir mehrmals zu betonen Gelegenheit. Auch in diesem ersten Jahrzehnt in Weimar hat er es nicht an Bemühungen fehlen lassen, immer vertrauter mit allen Erscheinungen und Gebilden der Natur zu werden. Durch den Bergbau in Ilmenau, dem er soviel Aufmerksamkeit zuwandte, war er immer tiefer in die Mineralogie und Geologie geraten. Eine Karte der Gegend und des Bergwerks wurde entworfen. Bei seinen mineralo-

gischen Studien fand er an dem jungen Voigt einen vorzüglichen Gehilfen. Buffons „Epochen des Erdbaus" beschäftigten Goethe sehr. Er ließ den kundigen Voigt das Land durchreisen und eine mineralogische Beschreibung von Weimar, Eisenach und Jena herstellen, die ihm große Freude machte. In Jena, wo unter Goethes Teilnahme das Naturalienkabinet sehr erweitert wurde, wohnte er auch Professor Loders Vorlesungen über Knochen- und Muskellehre bei. Immer größeren Umfang und Erfolg gewannen seine naturwissenschaftlichen Studien, die sich größtenteils aus seinen amtlichen Geschäften entwickelt hatten und sich an diese anlehnten. Überall in der Natur suchte er das einfache Bildungsgesetz zu entdecken, aus dem die reiche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen sich ergibt. 1782 schreibt er an Knebel: „Die Cosmogonie und die neuesten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neuestens der Beruf, mich der Ökonomie zu nähern, die ganze Naturgeschichte umgibt mich, wie Bacons großes salomonisches Haus." Auf Charpentiers mineralogischer Karte hatte er die Gegend vom Harz bis zum Fichtelgebirge und vom Riesengebirge bis an die Rhön genau von Voigt eintragen lassen, und schon dachte er an die Herausgabe einer mineralogischen Karte von ganz Europa. Er hatte erkannt, daß die im oberen Sande gefundenen Knochenreste der neuesten, freilich ungeheuer alten Epoche der Erdbildung angehören, und daß die Versteinerungen zur Unterscheidung der Gesteinschichten von bedeutendem Werte seien. Eifrigst spürte er jetzt den Grundgesetzen der Bildung der Steinarten bei Ilmenau, auf dem Harz, im Fichtelgebirge und endlich in Karlsbad nach; im Harz ließ er die bedeutendsten Felsbildungen zeichnen und überall Steine und Stufen aufladen, die dann in Weimar studiert und geordnet wurden. Er begann eine Abhandlung über den Granit als Grundlage der bekannten Erdoberfläche und schrieb an einer Gebirgslehre. Je weiter er forschte, desto mehr fühlte er, daß er auf dem rechten Wege sei. Er glaubte dabei entdeckt zu haben, daß größere Steinmassen sich in Parallelepipeden trennen, die sich gern in der Diagonale durchschneiden. Frau von Stein und Knebel nahmen an diesen Studien lebhaften Anteil, während

Herder für Goethes Hämmern am tauben Gestein nur Spott hatte. Goethe legte aber nach dem ersten Besuch von Karlsbad 1785 die Mineralogie beiseite, weil er ohne die Chemie keinen Schritt weiter tun zu können glaubte. Er dachte wohl daran, schon wegen des Hüttenwesens in Ilmenau, die Chemie ernstlich zu betreiben, kam aber nicht mehr dazu.

Neben den mineralogischen Studien gingen die osteologischen nebenher. Besonders bemühte er sich, den gleichen Typus der Knochenbildung bei den Säugetieren und dem Menschen zu verfolgen, wobei ihn auch die vorweltlichen Reste interessieren mußten. Auch Merck half ihm dabei. Ein Besuch des berühmten Anatomen Blumenbach, eine Unterhaltung mit Forster und Sömmering in Kassel, besonders aber die Vorlesungen und Unterweisungen des Professors Loder in Jena förderten ihn sehr in seinen anatomischen Studien. Als er im März 1784 mit Professor Loder Menschen- und Tierschädel verglich, machte er zu seiner ungeheuern Freude die höchst wichtige und folgenreiche Entdeckung, daß der sogenannte Zwischenknochen der obern Kinnlade sich auch beim Menschen finde. Die von den anatomischen Autoritäten gestützte gangbare Lehre war bis dahin die gewesen, daß der Mensch sich gerade durch den Mangel dieses Knochens von allen anderen Säugetieren unterscheide. Goethes geniales Einheitsstreben stieß sich an dieser Lehre. Der Gedanke war ihm höchst zuwider, daß das Skelett des Menschen, das sonst eine so genaue Übereinstimmung im ganzen Aufbau mit dem Skelett der Säugetiere aufweist, gerade in diesem einen Punkte eine so wesentliche Abweichung zeigen sollte Nun sah er bei seiner Entdeckung deutlich, daß die Natur den bei den anderen Säugetieren außerordentlich vorgeschobenen Knochen beim Menschen auf ein sehr kleines Maß zusammengezogen habe, da das Gebiß beim Menschen gegenüber der außerordentlichen Entwickelung der oberen Gesichtshälfte mit Stirn und Schädel sehr stark zurücktritt. Mit leidenschaftlichem Eifer verfolgte er nun die verschiedene Bildung des Zwischenkieferknochens bei den Tieren. Einen Elefantenschädel ließ er sich nach Eisenach kommen und führte ihn dann mit nach Weimar. Herder und Frau

von Stein nahmen an seiner Entdeckung lebhaften Anteil, und jene schrieb, alles, was durch Goethes Vorstellung gegangen, werde äußerst interessant, selbst die gehässigen Knochen und das öde Steinreich. Erst ein halbes Jahr nach seiner Entdeckung, im Oktober 1784, konnte er zur Ausarbeitung seiner Abhandlung gelangen, der auch Zeichnungen der verschiedenen Arten des Zwischenkieferknochens, die ein Schüler der Zeichenschule unter Goethes Leitung angefertigt hatte, beigegeben wurden. Herder war sehr damit zufrieden. Goethe selbst schrieb, als er die Abhandlung mit den Zeichnungen durch Knebel an Professor Loder sandte, es ergebe sich daraus, „daß man den Unterschied des Menschen vom Tier in nichts einzelnem finden könne. Vielmehr ist der Mensch aufs nächste mit den Tieren verwandt. Die Übereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist ... Und so ist jede Kreatur nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie, die man auch im ganzen und großen studieren muß." Herder äußerte, von Goethe mit angeregt, in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" ähnliche Ansichten.

Wie hoch bedeutend diese keineswegs leichte Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen war, zeigt der Umstand, daß die großen Autoritäten auf diesem Gebiete, die Anatomen Sömmering und Camper, nichts davon wissen wollten. Nicht allein, daß sie selber nicht darauf gekommen waren, sondern sie vermochten die Entdeckung, auch nachdem sie unserem Heros gelungen und sie ihnen deutlich vor Augen geführt worden war, nicht anzuerkennen und blieben bei der alten falschen Ansicht stehen. Die vortrefflich geschriebene, sorgfältig ins Lateinische übersetzte und mit schönen Zeichnungen ausgestattete Abhandlung wurde beiden, Sömmering und Camper, zugesandt, doch mit ganz negativem Erfolge. Selbst Goethes Freund Merck wollte anfangs nicht daran glauben. Erst vier Jahre später, 1788, führte Professor Loder die neue Ansicht in die Wissenschaft ein; aber lange währte es noch, ehe sie Boden gewann. Goethe erfuhr es auf das leidigste, daß ein Gelehrter von Profession seine fünf Sinne ableugne, da es diesem selten um den leben-

digen Begriff der Sache zu tun sei, wie Goethe an Merck schrieb. Erst mehr als 30 Jahre später erschien diese hochwichtige, wundervolle Abhandlung im Druck.

Zunächst traten nun die osteologischen Forschungen hinter den botanischen zurück, die ihn erst spät, aber dann auch um so gewaltiger anzogen. Freilich hatte er Bäume und Pflanzen nicht allein bei seinen Anlagen im Garten und im Park, sondern ganz besonders bei seinem vielfachen Durchstreifen der auch amtlich für ihn wichtigen Wälder beobachtet; ja, er hatte die Moose so genau ins Auge gefaßt, daß er ihre verschiedenen Arten zusammenzubringen suchte; auch freute er sich schon im Juni 1782 an Rousseaus „allerliebsten" Briefen über die Botanik; aber erst im Januar 1785 finden wir ihn wissenschaftlich mit der Pflanzenwelt beschäftigt, angeregt durch die „Auserlesenen mikroskopischen Entdeckungen bei Pflanzen, Blumen und Blüten" des v. Gleichen genannt Rußwurm, die er kontrollieren wollte. Besonders zogen ihn die Samen als der Grund aller Entwickelung an. In Jena unterhielt er sich viel mit Hofrat Büttner über botanische Dinge. Beim Sezieren von Kokosnüssen fand er, daß er auch hier auf dem rechten Wege wäre. Ferner verhandelte er in Jena auch viel mit dem jungen Magister Batsch, den er bestimmt hatte, sich ganz den Naturwissenschaften zu widmen. Auch Frau von Stein mußte an den Untersuchungen über Pflanzensamen teilnehmen. Im April 1785 will er ihr eine kleine botanische Abhandlung diktieren. Auf seiner Reise ins Fichtelgebirge im Sommer desselben Jahres nimmt er den jungen pflanzenkundigen Dietrich aus Ziegenhain mit. Im November zieht ihn zu Ilmenau die Pflanzenwelt so stark an, daß er keinen Stein anrühren will. Linnés „Philosophia botanica", an der er bisher nur immer gekostet, liest er im Zusammenhang. Einige neue botanische Ideen gehen ihm auf. Im Januar 1786 verhandelt er mit dem Hofgärtner Reichardt in Belvedere über allerlei Botanisches, ebenso in Jena mit Batsch. Im Mai diktiert er Fritz Stein verschiedenes über Botanik. Jedenfalls hat er das Pflanzenreich mit im Sinn, wenn er von Ilmenau aus im Juni an Frau von Stein schreibt: „Wie lesbar mir das Buch

der Natur wird, kann ich Dir nicht ausdrücken; mein langes Buchstabieren hat mir geholfen; jetzt rückt's auf einmal, und meine stille Freude ist unaussprechlich. Soviel Neues ich finde, finde ich doch nichts Unerwartetes; es paßt alles und schließt sich an, weil ich kein System habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen. Wie sich das nun vermehren wird, daran denk' ich mit Freuden."

Im Juli 1786, der ihn wider Willen in Weimar festhielt, ergreift ihn die Pflanzenwelt mit solcher Leidenschaft, daß sie in seinem Gemüte „rast", wie er sich ausdrückt; er schreibt an Frau von Stein darüber: „Es zwingt sich mir alles auf, ich sinne nicht mehr darüber, es kommt mir alles entgegen, und das ungeheure Reich der Pflanzen vereinfacht sich mir in der Seele, daß ich bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann. Wenn ich nur jemandem den Blick und die Freude mitteilen könnte. Und es ist kein Traum, keine Phantasie; es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt. Hätte ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraute ich mich, es auf alle Reiche der Natur, auf ihr ganzes Reich auszudehnen."

Diese wundervolle Einheit des Naturganzen hatte Goethe schon im „Urfaust" seinen Helden mit magischem Seherblick im Zeichen des Makrokosmos erfassen und mit den Worten aussprechen lassen:

„Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt,
Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit Segen duftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen,
Harmonisch all das All durchklingen."

Faust hatte sich, unbefriedigt von den hergebrachten Lehren der Wissenschaft, der Magie zugewendet:

„Drum hab' ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch' Geheimnis werde kund."

Das heißt, er hatte sich seinem eigenen Genius anvertraut. Nicht mehr mit den Augen der anderen Gelehrten, die in ihren Überlieferungen befangen sind, sondern mit den eigenen, von diesem Genius erleuchteten Augen wollte er die Natur anschauen. In Goethes ganzem Wirken erkennen wir den Einfluß des Genius oder einwohnenden Dämons, Dämon hier in gutem, nicht in bösem Sinne verstanden, nach dem griechischen Worte Daimon, das eine Gottheit bedeutet. Nach Goethes Sprachgebrauch ist das Dämonische eben das Schöpferisch-Geniale, so daß zum Beispiel nach seiner eigenen Erklärung Eckermann gegenüber der Teufel Mephistopheles ganz und gar nichts Dämonisches an sich hat, weil er nicht schöpferisch tätig sein, sondern nur als oberster der Philister zerstörend und auflösend wirken kann. Goethe hatte sich also, in gleicher Weise wie sein Faust, von der zu großen Schätzung der hergebrachten Lehren der Wissenschaft frei gemacht, hatte sich auf seine eigenen Füße gestellt und sich der Leitung seines eigenen Genius überlassen. Ein glänzendes Beispiel dafür, wie der frei gewordene geniale Geist arbeitet, sehen wir hier an Goethes Entdeckung des Zwischenkieferknochens. Die hergebrachte falsche Lehre besagte, daß der Mensch sich von den Tieren in einem oder mehreren Merkmalen so deutlich unterscheide, daß von einem gemeinsamen Ursprung, von einer Entwickelung aller mannigfaltigen Formen und so auch der Form des Menschen aus einer einfachen Urform keine Rede sein könne. Je genauer man nun in die Anatomie eindrang und diese Formen kennen lernte, desto weniger Unterschiede zwischen dem Menschen und den anderen Säugetieren im Knochenbau konnte man festhalten, bis man endlich nur noch in diesem Zwischenkieferknochen, der beim Menschen fehlen sollte, den Ausschlag gebenden Unterschied erblicken zu müssen meinte. Dieses Fehlen des Zwischenkieferknochens sollte deutlich zeigen, daß eine völlige Übereinstimmung im

Aufbau des Menschen und der Tiere und eine gemeinsame Entwickelung aus einer einfachen Urform nicht angenommen werden könne. Selbst die größten Autoritäten waren so befangen in dieser Beziehung, daß sie das, was ihre eigenen Augen ihnen hätten zeigen können, doch nicht sahen, auch als Goethe den Zwischenkieferknochen gefunden hatte und ihnen in deutlichen Zeichnungen, die sie leicht nachprüfen konnten, vor Augen legte. Der Genius oder Dämon aber, der im Zusammenhang mit der Allnatur, mit der schaffenden Kraft Gottes stehend überall die Einheit sucht, aus der die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen sich erst allmählich entwickelt, machte unserm großen Goethe die hergebrachte Lehre von dem Fehlen des Zwischenkieferknochens beim Menschen als einen vermeintlichen Beweis dafür, daß Mensch und Tier keinen einheitlichen Ursprung besitzen könnten, durchaus verdächtig. Nun fing Goethe an, selber, mit eigenen Augen sich die Natur anzuschauen:

„Und wenn Natur dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft dir auf."

Dieses unbefangene und unmittelbare Anschauen der Natur und ihrer mannigfaltigen Gebilde, hier in unserem Falle also das Studium der Skelette der verschiedenen Tiere, geschieht eben mit dem magischen oder genialen Blick, der frei ist von hergebrachten Meinungen und eingewurzelten Vorurteilen und nur geleitet wird von der Idee der wundervollen Einheit, Übereinstimmung und Harmonie, die dem Schaffen der wirkenden Natur zu Grunde liegt:

„Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt."

Bei diesem magischen oder genialen Schauen ist es nicht der einzelne Mensch mit seiner irdischen Unvollkommenheit und Beschränktheit, der die Wahrheit erfaßt, sondern in ihm ist die Allnatur oder die Gottheit selber wirksam, wie Goethe später zu Eckermann ausführlich und deutlich äußert. Nicht in seinem eigenen beschränkt menschlichen Lichte schaut das Genie, son-

dern im Lichte der Natur, wie sich Paracelsus ausdrückte, im Lichte der wirkenden Natur, der Gottheit. Darum ruft Faust beim Anschauen des Zeichens des Makrokosmos, des Symbols der wirkenden Allnatur mit ihrer wundervollen Harmonie und Einheit aus:

„War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb? . . .
Bin ich ein Gott? mir wird so licht!
Ich schau' in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen."

Faust ist freilich andererseits nichts weniger als ein Gott, sondern ein armer Erdensohn: „ein furchtsam weggekrümmter Wurm", wie der Erdgeist sich ausdrückt. Aber in diesem Erdenwurm lebt doch etwas Göttliches und tritt in einzelnen Momenten zutage in dem, wenn auch verworrenen, unklaren Streben zur Einheit und zur Harmonie, die das Wesen der Allnatur, das Wesen Gottes ausmacht. Dieses Streben zur Einheit, das nicht aus klein-menschlicher Einbildung und einem von vornherein zurechtgelegten System herauswächst, dieses Streben zur Einheit, das vielmehr dazu führt, mit selbstlosester Hingebung nur die Natur, nur die Gottheit sprechen zu lassen und so nicht mit dem eigenen gelehrten Licht, sondern im Lichte der Natur zu schauen, dieses Streben zur Einheit macht die großen Entdeckungen erst möglich. Dieses Licht der Natur dringt sich dem genialen Menschen auf, wie das Licht der Sonne. Darum schreibt Goethe an Frau von Stein mit Bezug auf seine naturwissenschaftlichen Entdeckungen: „Es zwingt sich mir alles auf, ich sinne nicht mehr darüber, es kommt mir alles entgegen . . . Es paßt alles und schließt sich an, weil ich kein System habe und nichts will als die Wahrheit um ihrer selbst willen." In einem genialen, symbolisch gesprochen der Magie ergebenen Menschen wirkt also die Allnatur oder die Gottheit selber, und da Gott oder die Allnatur trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen eine immer wiederkehrende ewige Einheit, Übereinstimmung und Harmonie in sich enthält, so wird der Blick des genialen Menschen nicht durch die Mannigfaltigkeit zer-

streut und abgelenkt, sondern sucht immer wieder diese ewige Einheit und Übereinstimmung. Das Wesen des genialen Menschen stimmt in einem Grundzuge, nämlich in dem Zug zur Einheit, mit dem Wesen Gottes oder der Allnatur überein; und darum bietet sich dem genialen Menschen auf einer gewissen Entwicklungsstufe die Wahrheit gleichsam von selber dar: „Ich sinne nicht mehr darüber, es kommt mir alles entgegen." Der andere gemeinsame Grundzug der Schöpfertätigkeit Gottes und des Genies besteht in dem Spieltrieb und hängt mit dem ersten Grundzug innigst zusammen. Ganze Sonnensysteme werden in einem ewigen Spiel Gottes oder der Allnatur immer wieder zertrümmert und bis in ihre allerletzten einfachsten Bestandteile zerlegt, um dann immer wieder aus diesen einfachsten Bestandteilen stufenförmig in einer unendlichen Folge der mannigfaltigsten und immer höher entwickelten Formen, vom Uratom bis zum Gehirn eines Genies allerersten Ranges, aufgebaut zu werden, und ebenso schafft das Genie in seiner Weise und erschaut im freien Spiel des Geistes die ursprüngliche Einfachheit und die durch alle Entwickelungsstufen hindurch bis zu den höchsten Formen festgehaltene Einheit.

Mit der Entdeckung des Zwischenkieferknochens war es für Goethe entschieden, daß Mensch und Tier einen einheitlichen Ursprung besitzen, daß sie aus einer und derselben Wurzel entsprungen sind. Wie der Mensch aus einem einfacheren Säugetier sich entwickelt hat, so sind alle Formen stufenweise aus einfacheren hervorgegangen, bis wir zum Ursprung aller Tiere kommen, zum winzigsten Lebewesen im Meere. Im zweiten Teil des „Faust" hat Goethe in dem Schicksal des Homunculus diese Lehre verkündet. Der Homunculus ist das körperlose Menschlein, das der Famulus Wagner in einer gläsernen Retorte künstlich hergestellt hat. Es ist gleichsam nur die Idee des Menschen, die ideale Form ohne Fleisch und Blut. Als einer bloßen Idee des Menschen hat ihm der Dichter das Unkörperliche, das Geistige des Menschen zugeteilt, so daß es ihm nicht an sehr hohen geistigen Eigenschaften fehlt, wohl aber an dem materiellen Schwergewicht. In Begleitung des weisen Philosophen Thales

läßt ihn daher der Dichter zu Proteus wandern, um von diesem, dessen Eigenschaft es ist, sich beständig zu verwandeln und unendlich viele Gestalten anzunehmen, zu erfragen, „wie man entstehn und sich verwandeln kann." Will doch Homunculus, der als bloße Idee, als bloß geistige Einheit vorgestellt wird, auch leiblich entstehen und sich so lange verwandeln, bis er auch materiell die höchsten Stufen erklommen hat und Mensch geworden ist. Als sie den Proteus nun treffen und ihn, den viel Beweglichen und alle Gestalten Annehmenden, endlich stand-zuhalten zwingen, ruft er verwundert aus:

„Ein leuchtend Zwerglein! Niemals noch gesehn!"

Thales schildert nun den Homunculus mit den Worten:

„Es fragt um Rat und möchte gern entstehn.
Er ist, wie ich von ihm vernommen,
Gar wundersam nur halb zur Welt gekommen.
Ihm fehlt es nicht an geistigen Eigenschaften,
Doch gar zu sehr am greiflich Tüchtighaften.
Bis jetzt gibt ihm das Glas allein Gewicht,
Doch wär' er gern zunächst verkörperlicht."

Proteus gibt ihm darauf den Rat, im kleinen anzufangen, indem er zunächst im kleinsten einfachsten Lebewesen im Meere sich verkörperlicht, und Thales redet ihm zu, dem Proteus zu folgen und von vorn die Schöpfung anzufangen, mit dem niedrigsten Lebewesen zu beginnen und sich dann die ganze Entwickelungsreihe hindurch bis zum Menschen allmählich emporzuarbeiten. Homunculus zerschellt darauf, dem Rate folgend, das ihn schützende Glas an der Gondel der Galatea, der Göttin der Liebe, die an die Stelle der Venus getreten ist. Der leuchtende Inhalt der gläsernen Retorte, aus dem das geistige Menschlein, der Homunculus, bestand, fließt nun ins Meer und wird zu jenen winzigen Lebewesen, die das Meerleuchten hervorrufen. Eros aber ist es, der Gott der Liebe, der alle Entwickelung beherrscht, denn die Liebessehnsucht zieht die Wesen zueinander und führt

sie immer höherer Entwickelung entgegen. Proteus, der sich in alle Formen Verwandelnde, rät also dem Homunculus:

„Im weiten Meere mußt du anbeginnen!
Da fängt man erst im kleinen an
Und freut sich, Kleinste zu verschlingen,
Man wächst so nach und nach heran
Und bildet sich zu höherem Vollbringen."

Und Thales drängt ihn:

„Gib nach dem löblichen Verlangen,
Von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raschem Wirken sei bereit!
Da regst du dich nach ewigen Normen,
Durch tausend, abertausend Formen,
Und bis zum Menschen hast du Zeit."

Und als nun Homunculus dem Rate folgend von Proteus getragen sich ins Meer stürzt und von mächtiger und süßer Liebessehnsucht bewegt leuchtend den Muschelwagen der Galatea umschwimmt, schildert dies Nereus mit den Worten:

„Welch' neues Geheimnis in Mitte der Scharen
Will unseren Augen sich offenbaren?
Was flammt um die Muschel, um Galatees Füße?
Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald süße,
Als wär' es von Pulsen der Liebe gerührt."

Thales, der den Zusammenhang kennt, erklärt dem Nereus die wunderbare Erscheinung und sagt voraus, daß Homunculus sein gläsernes Gehäuse an dem Muschelwagen der Liebesgöttin zerbrechen wird, so daß der leuchtende Inhalt ins Wasser fließen und sich in Milliarden mikroskopischer lebender Wesen verwandeln kann, die ein prächtiges Meerleuchten hervorrufen:

„Homunculus ist es, von Proteus verführt...
Es sind die Symptome des herrischen Sehnens,
Mir ahnet das Ächzen beängsteten Dröhnens;'

Er wird sich zerschellen am glänzenden Thron;
Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet sich schon."

Die Sirenen aber schildern das nun entstehende wundervolle Meerleuchten:

„Welch feuriges Wunder verklärt uns die Wellen,
Die gegen einander sich funkelnd zerschellen?
So leuchtet's und schwanket und hellet hinan:
Die Körper, sie glühen auf nächtlicher Bahn,
Und ringsum ist alles vom Feuer umronnen;
So herrsche denn Eros, der alles begonnen!"

Gerade um diese Zeit, als Goethe, den Naturstudien mit einem göttlichen Eifer hingegeben, die folgenreiche Entdeckung des Zwischenkieferknochens machte, also im Jahre 1784, wurde ihm auch Spinoza wieder nahe gebracht, der am klarsten, einleuchtendsten und überzeugendsten die alte Lehre der Mystik von der Einheit Gottes mit der Allnatur ausgesprochen hat. Ist aber Gott und die Allnatur eins, so liegt nichts Widergöttliches in der Lehre, daß auch der Mensch durchaus ein Naturwesen ist und völlig in den großen Zusammenhang hineingehört, in dem alle Naturwesen miteinander stehen. Der Mensch und die anderen Lebewesen sind Kinder derselben einheitlichen großen Natur. Die anderen Lebewesen sind daher unsere Brüder; darum läßt der Dichter seinen Faust in der Szene „Wald und Höhle" den erhabenen Geist mit den Worten anrufen:

„Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen."

Den Anstoß zu der neuen Beschäftigung mit Spinoza gab unseres Dichters Freund Friedrich Heinrich Jacobi, mit dem er sich schon 1774 sehr eifrig über Spinoza unterhalten hatte. Im Juli 1780 hatte Jacobi Lessing besucht und diesem Goethes 1774 entstandenes Gedicht „Prometheus" zu lesen gegeben, in der Meinung, Lessing werde daran Anstoß nehmen, weil in diesem

Gedicht gegenüber der zu menschlich vorgestellten Gottheit eine freie Anschauung herrscht, die man aus Goethes Anhängerschaft an Spinoza deuten konnte. Jacobi vertrat den kirchengläubigen Standpunkt und hoffte, in Lessing einen Bundesgenossen zu finden. Dieser dagegen erklärte sich offen für Spinozas Allnatur, die „Eins und Alles" ist. Es gebe, sagte Lessing, keine andere Philosophie als die des Spinoza. Jacobi gab dies zu, behauptete aber, daß man eben dabei auf einen Fatalismus, auf einen Gott ohne Verstand und Willen komme; er aber, Jacobi, glaube, daß es eine verständige persönliche Ursache der Welt und einen freien Willen des Menschen gebe, und darum müsse er, Jacobi, Spinozas Gegner sein. Im folgenden Jahre starb Lessing. Jacobi erfuhr, daß Moses Mendelssohn eine Darstellung des Charakters Lessings zu schreiben beabsichtige, und ließ ihn daher wissen, daß Lessing, in seiner letzten Zeit wenigstens, ein Anhänger Spinozas gewesen sei. Daraus entwickelte sich ein Streit zwischen Jacobi und Mendelssohn, ob und inwieweit Lessing wirklich Spinozist gewesen und wie die Lehre Spinozas selber aufzufassen sei. Jacobi glaubte, Herder und Goethe als Kampfgenossen gegen den Spinozismus gewinnen zu können, schrieb ihnen darüber und schickte ihnen auch 1783 und 1784 im Manuskript Teile seiner Schrift „Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn", die auch das Gespräch zwischen Jacobi und Lessing über Spinoza enthielten. Es ging Jacobi aber dabei ebenso, wie es ihm mit Lessing gegangen war. Statt Bundesgenossen in seinem Kampf gegen den Spinozismus zu finden, stieß er auf entschiedene Gegner, die unbedingt an Spinoza festhielten. Jacobi kam 1784 nach Weimar, um durch seinen persönlichen Einfluß Herder und Goethe auf seine Seite zu ziehen, mußte aber unverrichteter Sache wieder abreisen. Goethe, angeregt durch den ganzen Streit, begann sich nun in die Schriften Spinozas von neuem zu vertiefen, wobei ihm Herder und Frau von Stein Gesellschaft leisteten. Herder schrieb an Jacobi im Dezember 1784: „Goethe hat, seit Du weg bist, den Spinoza gelesen, und es ist mir ein großer Probierstein, daß er ihn ganz so verstanden, wie ich ihn verstehe." Und Goethe selber

schreibt an Jacobi im Januar 1785: „Ich lese den Spinoza und lese ihn wieder und erwarte mit Verlangen, bis der Streit über seinen Leichnam losbrechen wird." Im November 1784 schreibt Goethe an Knebel: „Ich lese mit der Frau von Stein die Ethik des Spinoza. Ich fühle mich ihm sehr nahe, obgleich sein Geist viel tiefer und reiner ist, als der meinige." Und an Jacobi, im Gegensatz zu diesem, der, an der kirchlichen Auffassung Gottes und Christi festhaltend, Spinoza einen Atheisten nannte und von ihm annahm, daß seine Lehre im Gegensatz zur Lehre Christi stände, schreibt Goethe am 9. Juni 1785: „Spinoza beweist nicht das Dasein Gottes, das Dasein ist Gott, und wenn den Spinoza andere deshalb Atheum", einen atheistischen Philosophen, „schelten, so möchte ich ihn theissimum ja christianissimum," den gottgläubigsten und allerchristlichsten Philosophen „nennen und preisen". Dieser Ausspruch Goethes aus dem Jahre 1785 deckt sich vollkommen mit dem, was wir von Lavater über dessen Unterhaltung mit Goethe über Spinoza aus dem Jahre 1774 wissen. Goethe äußerte damals zu Lavater, „keiner habe sich über die Gottheit dem Heiland so ähnlich ausgedrückt wie Spinoza". Er stellte also schon damals, 1774, bald nach seinem ersten Studium der Werke Spinozas, dessen Gottesauffassung neben die Gottesauffassung Jesu Christi, und jetzt, nachdem er mit noch mehr Muße und Gründlichkeit als vor elf Jahren die „Ethik" Spinozas in Gesellschaft Herders und der Frau von Stein studiert hatte, wiederholte er seine damals geäußerte Meinung, daß die Lehre Christi und die Lehre Spinozas nicht im Gegensatz zueinander ständen, sondern innig übereinstimmten und zusammen gehörten. Auf Spinoza näher einzugehen, werden wir noch im nächsten Kapitel Gelegenheit haben, wenn wir von Herders Schrift, betitelt „Gott" zu sprechen haben werden, in der Herder den Anfang von Spinozas Schrift „Über die Verbesserung des Verstandes" übersetzt und ausführlich behandelt hat. Goethe erhielt Herders „Gott' an seinem Geburtstage, den 28. August 1787, in Rom. —

## 8. Goethes Verjüngung in Italien. Erneutes dichterisches Schaffen. „Tasso", „Iphigenie", „Egmont". Herders „Gott". Weiterarbeit am „Faust": Hexenküche, Wald und Höhle.

Die mannigfachen Geschäfte hatten unserem rastlosen Freunde doch noch immer Zeit gelassen, seinen wissenschaftlichen und dichterischen Neigungen nachzugehen; ja, gerade seine amtliche Tätigkeit hatte ihm Gelegenheit geboten, den Naturwissenschaften näher zu treten, zu denen ihn sein Geist damals mehr als zur Dichtung hinzog. Dabei war er im Innersten, bei all seinen Plänen, Vorsätzen und Unternehmungen, sich selbst, wie er sagt, geheimnisvoll treu geblieben; er hatte sein gesellschaftliches, moralisches, politisches und kunstschöpferisches Leben in einem verborgenen Knoten zusammengebunden. Aber schließlich mußte er merken, daß es zu viel für ihn wurde. Was ihn in Weimar auf die Dauer zu sehr drückte, das waren doch die ihm innerlich fremden amtlichen Obliegenheiten, ferner die für ein so großes Genie zu enge geistige Atmosphäre und schließlich auch das unangenehme Klima. Das Gefühl, daß ihm infolge seiner angestrengten Tätigkeit im rauhen Thüringen die Elastizität des Geistes zu schwinden beginne, trieb ihn zu dem Entschluß, die Last der Geschäfte abzuschütteln, seine Seele, so lange es noch nicht zu spät war, zu erfrischen und sich ganz der Neigung seiner künstlerischen Natur hinzugeben. Der enge weimarische Kreis mit seiner alle Kräfte anspannenden amtlichen Tätigkeit war nachgerade zu beschwerlich geworden. Die Ausflüge nach Ilmenau, dem Harz, Karlsbad und anderen Orten konnten auf die Dauer auch nicht genügen. Das gespannte, zum Teil gedrückte Leben hatte im

Laufe der Zeit zu viel Falten in seine Seele geschlagen, so daß er durch einen kühnen Ruck sich in ein neues, verjüngendes Dasein retten mußte. Und wo konnte er das besser, als in dem Lande, nach dem schon lange seine Sehnsucht gegangen war, auf dem klassischen Boden Italiens. Daß der Herzog ihm einen längeren Urlaub mit Beziehung seines Gehaltes nicht verweigern würde, durfte er annehmen. Zu den Kosten eines behaglichen längeren Aufenthaltes in Italien mußte aber noch das Honorar beitragen, das er für eine Gesamtausgabe seiner Werke von dem Leipziger Verlagsbuchhändler Göschen erhielt. Diese Ausgabe sollte acht Bände umfassen, von denen Goethe die vier ersten noch vor seiner Abreise in Ordnung brachte. Er fuhr dann zunächst nach Karlsbad, wohin ihm der Herzog und Herder folgten und wo er auch Frau von Stein traf, die aber bald darauf nach Hause zurückkehrte. Er selber beabsichtigte, an seinem Geburtstage, den 28. August 1786, heimlich aufzubrechen, mußte aber noch einige Tage zugeben und reiste erst am 3. September von Karlsbad ab, um seine große Reise anzutreten. Morgens um drei Uhr, ohne irgend einem seine Absicht verraten zu haben, verließ er den Ort. Er fuhr allein in einem Postwagen; nur einen Mantelsack und einen Dachsranzen nahm er mit, in denen sich auch seine unvollendeten Schriften, seine Karten, Reisebücher und ein botanisches Werk von Linné befanden. In dem Brief an den Herzog, in dem er um längeren Urlaub bat, schrieb er: „Sie sind glücklich, Sie gehen einer gewünschten und gewählten Bestimmung (in der preußischen Armee) entgegen. Ihre häuslichen Angelegenheiten sind in guter Ordnung, auf gutem Wege, und ich weiß, Sie erlauben mir, daß ich nun an mich denke; ja, Sie haben mich selbst oft dazu aufgefordert. Im allgemeinen (in der Kammer und im Konseil) bin ich in diesem Augenblick gewiß entbehrlich, und was die besonderen Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind, diese hab' ich so gestellt, daß sie eine Zeit lang bequem ohne mich fortgehen können, ja ich dürfte sterben, und es würde keinen Ruck tun. Noch viele Zusammenstellungen dieser Konstellation übergehe ich und bitte Sie nur um einen unbestimmten Urlaub. Durch

den zweijährigen Gebrauch des Bades hat meine Gesundheit viel gewonnen, und ich hoffe auch für die Elastizität meines Geistes das Beste, wenn er eine Zeit lang, sich selbst gelassen, der freien Welt genießen kann. Die vier ersten Bände (der Gesamtausgabe) sind endlich in Ordnung; Herder hat mir unermüdlich treu beigestanden. Zu den vier letzten bedarf ich Muße und Stimmung; ich habe die Sache zu leicht genommen und sehe jetzt erst, was zu tun ist, wenn es keine Sudelei werden soll. Dieses alles und noch viele zusammentreffende Umstände dringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. Ich gehe ganz allein, unter einem fremden Namen, und hoffe von dieser etwas sonderbar scheinenden Unternehmung das Beste."

In seinem Tagebuch schreibt Goethe: „Auf dieser Reise, hoffe ich, will ich mein Gemüt über die schönen Künste beruhigen, ihr heilig Bild recht in die Seele prägen und zu stillem Genuß bewahren." Um sich „von den physisch-moralischen Übeln zu heilen, die ihn in Deutschland quälten und ihn zuletzt unbrauchbar machten", um die Elastizität des Geistes wieder zu erlangen, wollte er den Geheimrat, den Minister und Herrn ablegen, sich von keinem mehr bedienen lassen, ein sorgen- und etikettenloses Studentenleben genießen und wieder ein einfacher Mensch werden.

Von Karlsbad reiste er durch Bayern und Tirol. In Innsbruck belud er sich mit Steinen für seine mineralogischen Studien. Auf dem Brenner nahm er seine „Iphigenie" vor und schloß das erste Stück seines an Frau von Stein gerichteten Tagebuches ab. Im Angesicht des Gardasees ließ er das erste Selbstgespräch seiner sich nach der Heimat sehnenden Priesterin Iphigenie in Versen neu erklingen. Über diese Umarbeitung sagt Bielschowsky in seinem bekannten Werk: „Der Vers brachte nicht bloß melodischeren Klang in das Stück, auch den Ausdruck besserte und klärte er." Wieviel schöner die Fassung in Versen als die in Prosa bei der Iphigenie ist, mögen die von Bielschowsky angeführten Proben erweisen. Es heißt in der ersten Szene des ersten Aktes in der ursprünglichen Fassung: „Mein Verlangen

steht hinüber nach dem schönen Lande der Griechen, und immer möcht' ich übers Meer hinüber." Jetzt:

„Und an dem Ufer steh' ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend,
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber."

Ferner in der fünften Szene des vierten Aktes lautet die erste Fassung: „Sie aber lassen sich's ewig wohl sein am goldenen Tisch. Von Berg zu Bergen schreiten sie weg, und aus der Tiefe dampft ihnen des Riesen erstickter Mund, gleich andern Opfern, ein leichter Rauch." Nunmehr:

„Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen.
An goldenen Tischen.
Sie schreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber:
Aus Schlünden der Tiefe
Dampft ihnen der Atem
Erstickter Titanen
Gleich Opfergerüchen
Ein leichtes Gewölke."

Bielschowsky bemerkt noch dazu: „Zwischen Akten und Protokollen, jungen Rekruten und hungernden Strumpfwirkern war die erste Fassung der Iphigenie zustande gekommen. Die Lücken und Ecken, die aus dieser unharmonischen Umgebung ihr anhingen, waren während des Weimarer Amtslebens nicht zu tilgen. Als er aber auf der italienischen Reise in einer anmutig großen Welt mit freiem Gemüt sich völlig in die Seele des Gedichtes versenken konnte, verspürte er jede leise Unebenheit der Motivierung, jede Schwankung des Tons, jeden härteren Übergang in der Färbung; und er ruhte nicht mit Glätten und Abtönen, Vertiefen und Erhöhen, bis die Dichtung jenen edeln Bildwerken glich, die in Italien in stiller Erhabenheit auf ihn niederblickten."

Neben der Dichtung beschäftigte ihn auf der Reise wieder sein Naturstudium mit dem echt faustischen, magisch-genialen Triebe, in der ungeheuern Mannigfaltigkeit der Erscheinungen das einheitliche Grundgesetz zu erkennen. So zeigte ihm, wie er berichtet, im Botanischen Garten zu Padua eine Fächerpalme in der anschaulichsten Weise die ganze Stufenleiter der Veränderungen der Pflanze; der Gärtner mußte ihm eine Reihe Blätter bis zur Hälfte abschneiden, die er in einigen Pappen wie einen Fetisch mit sich führte. Immer lebendiger wird ihm in diesem so viele neue Pflanzen bietenden Garten der Gedanke der Entwickelung aller Pflanzengestalten aus einer einzigen.

In Venedig blieb er drei Wochen. Die unausgesetzt weitergeführte Umarbeitung der „Iphigenie" blieb in der letzten Woche seines dortigen Aufenthaltes liegen, weil ihm die Lösung einer Schwierigkeit im vierten Akte nicht gelingen wollte. Auf Florenz verwandte er nur drei Stunden, weil ihn jetzt die Ungeduld trieb, endlich Rom zu erreichen. Am 29. Oktober 1786 langte er dort an, mit dem herzerhebenden Gefühl, daß ihm der sehnlichste Wunsch seines Lebens gewährt sei: die ewige Stadt zu sehen. Sein erster Gang war zu dem Maler Wilhelm Tischbein, der auf Goethes Empfehlung vom Herzog von Gotha nach Italien gesandt worden war. Freudigste Überraschung ergriff den vom Dichter des „Götz" begeisterten Künstler, als er Goethe plötzlich vor sich sah, und so einfach und rein gemütlich, so innig herzlich, daß er es gar nicht fassen konnte. Tischbein sollte ihm in seinem Hause ein kleines Stübchen zum Schlafen und zum Arbeiten und ein einfaches Essen verschaffen, was leicht gelang. Auch zwei andere junge Maler wohnten dort, Schütz und Bury. Diese drei bildeten Goethes nächsten Kreis. Tischbein bewohnte den ersten Stock, auf dem zweiten hatte Goethe einen kleinen, eine weite Aussicht auf den Monte Pincio bietenden Saal mit daran stoßender Schlafstube. „Wir gehen fleißig hin und wieder", schreibt er von Rom. „Ich mache mir die Plane des alten und neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, besuche ein und die andere Villa; die größten Merkwürdigkeiten werden ganz langsam behandelt, ich tue nur die Augen auf

und geh und komme wieder." Mächtig wirkte besonders das Pantheon, St. Peter und der Apoll von Belvedere, dann aber schien ihm wieder gegen das Kolosseum alles andere klein. Eine sehr folgenreiche Bekanntschaft machte Goethe gleich am dritten Tage. Es war der Schweizer Maler Heinrich Meyer, dessen gründliche Kenntnisse und biedere Treuherzigkeit Goethe anzogen. Er gewann in Meyer einen seiner treuesten Mitarbeiter und einen Freund fürs Leben.

Im November meldete endlich Goethe seinen weimarischen Freunden, dem Herzog, der Frau von Stein und Herder, seine Ankunft in Rom. Von da an schrieb Goethe jeden Sonntag an Frau von Stein, meist auch an Herder, der ihm von allen Freunden am nächsten stand. Das Tagebuch bis Venedig kam im Januar in Frau von Steins Hände.

Goethe machte in dieser Zeit auch die Bekanntschaft des acht Jahre jüngeren Karl Philipp Moritz, der seine seltsamen Schicksale dem Roman „Anton Reiser" zugrunde gelegt hatte. Der Umgang mit dem Dichter, schrieb Moritz, sei ihm ein unverhofftes Glück, da es bei allen Schönheiten der Natur und Kunst nichts Höheres gebe, als einen harmonischen Gedankenwechsel.

Goethe fühlte, wie sehr es ihm an technischen Kenntnissen fehle; darum sah er sich Gebäude, Antiken und Gemälde meist in Gesellschaft von Baukünstlern, Bildhauern und Malern an. Unter den Bildhauern schätzte er besonders den fünf Jahre älteren Alexander Trippel. Goethe nahm in dieser Zeit auch die Umänderung seiner „Iphigenie" wieder vor und vollendete diese Arbeit schon im Dezember 1786. Neben den großartigen Gebäuden, neben dem Apoll von Belvedere und Raphaels Loggien hatten jetzt die kolossalen Köpfe des Zeus von Otricoli, der Juno Ludovisi und ferner die Medusa Rondanini seine Liebe gewonnen, so daß er nicht ruhte, bis er Abgüsse von ihnen besaß. Auch die großartigen Wandgemälde Michel Angelos in der Sixtinischen Kapelle ergriffen ihn tief. Bei seinem Streben nach Allseitigkeit zog ihn auch die Geschichte Roms an. Die Altertümer, die Münzkunde, selbst die römische Politik und Ver-

waltung erregten seine Aufmerksamkeit. Dazwischen machte er auch botanische Beobachtungen. Da er aber alles mit freiem Gemüte trieb, so fühlte er von dieser Inanspruchnahme aller seiner tätigen und sinnenden Kräfte die lebendigste Wirkung in seinem ganzen Wesen und fand selber, daß er „bis auf das Knochenmark verändert, wahrhaft wiedergeboren sei". Tischbein machte um diese Zeit einen Entwurf zu dem bekannten großen Gemälde von Goethe, das diesen sitzend, in einen großen weißen Mantel gehüllt, einen Reisehut auf dem Kopfe darstellt.

Der Verkehr mit diesem ausgezeichneten Künstler war für Goethe äußerst angenehm und förderlich; er schreibt darüber: „Das Stärkste, was mich in Italien hält, ist Tischbein; ich werde nie, und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweiten Mal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes." Im Beginn des neuen Jahres machte Goethe auch die Bekanntschaft der acht Jahre älteren Malerin Angelika Kaufmann, die sich schon 1763 zu Rom durch ihre Kunst einen Namen erworben hatte, eine Engelseele, von zarter Weiblichkeit, tiefer Empfindung und reinem Gemüt, so daß sich Goethe innigst zu ihr hingezogen fühlte.

Im Februar 1787 fuhr er mit Tischbein nach Neapel. Zweimal stieg er auf den Vesuv und besuchte auch Pompeji. Im März reiste er mit dem ihm von Tischbein empfohlenen Landschaftsmaler Kniep nach Sizilien. Er nahm die beiden ersten Akte des „Tasso" mit und durchdachte während der Reise den neuen Plan dieses Stückes. In Palermo, dessen Anblick mit „dem schönsten aller Vorgebirge der Welt" stark auf ihn wirkte, blieb er 16 Tage. Dann ging es nach dem durch ein Erdbeben zerstörten Messina, das nichts weiter als eine Trümmerwüste war. Im Mai kehrte Goethe nach einer gefährlichen Seefahrt von Messina nach Neapel zurück. Von dort aus besuchte er zum zweiten Male Paestum, dessen Tempelreste einen so tiefen Eindruck auf ihn machten, daß er sie fast für die herrlichste Idee hielt, die er von seiner ganzen Reise mitnehme. An den Herzog

schrieb er um diese Zeit: „Geben Sie mich mir selbst, meinem Vaterlande, geben Sie mich sich selbst wieder, daß ich ein neues Leben und mit Ihnen anfange. Ich habe ein so großes und schönes Stück Welt gesehen, und das Resultat ist, daß ich nur mit Ihnen und in dem Ihrigen leben mag. Kann ich es weniger von Detail überhäuft, zu dem ich nicht geboren bin, so kann ich zu Ihrer und zu vieler Menschen Freude leben." Bevor er von Neapel abreiste, genoß er noch aus der Ferne das Schauspiel einer vom Gipfel des Vesuv nach dem Meere sich ergießenden mächtigen Lava.

Im Juni 1787 war er wieder in Rom, wo er sich dann noch bis zum April 1788 aufhielt. Da Tischbein nach Neapel ging, bezog Goethe für den Sommer dessen großen Saal, wo sich sein fast vollendetes Bild befand. Von jetzt ab üben Angelika Kaufmann und Heinrich Meyer auf ihn den bedeutendsten Einfluß aus. Auch Moritz, dessen Kenntnis der Geschichte und der Altertümer ihm zustatten kam, ebenso Bury und Schütz, blieben seine nahen Genossen. Eifrig arbeitete er, trotz der brennenden Hitze, die ihn den größten Teil des Tages zu Hause hielt, am „Egmont", nicht wenig dadurch angeregt, daß eben in Brüssel ganz ähnliche Szenen sich abspielten, wie er sie in seinem Drama dargestellt hatte. Er dichtete den „Egmont", wie er selbst sagt, mit großer Freiheit des Gemüts und großer Gewissenhaftigkeit in der sichern Aussicht, daß die Bühne sich sofort des Stückes bemächtigen werde. An den Herzog schrieb er im August 1787, er denke Neujahr den „Tasso", Ostern den „Faust" zu vollenden, was ihm nur in dieser Abgeschiedenheit möglich sei; daneben würden auch die kleineren Sachen für die Ausgabe seiner Schriften fertig werden. Dadurch, daß diese Rekapitulation, diese Wiedervergegenwärtigung seines Lebens und Wirkens ihn zwinge, seine neuere Manier nach seiner ersten zurückzubilden, lerne er sich selbst, seine Engen und Weiten kennen.

Auch seinen botanischen Gedanken hing er in dieser Zeit eifrig nach. Eine Nelke, an der aus der Hauptblume vier andere herausgewachsen, war ihm als eine Bestätigung seiner Auffassung so erfreulich, daß er sie als Triumph seiner Lehre zeich-

nete, wodurch er zu noch größerer Einsicht in deren Grundbegriff gelangte. Um diese Zeit war es, daß der Bildhauer Trippel von ihm auf Bestellung des Prinzen von Waldeck eine Marmorbüste verfertigte, die wir jetzt auf der Bibliothek in Weimar bewundern können. Anfang September 1787 gelang dann unserm Dichter die Vollendung seines „Egmont".

Sehr eifrig betrieb er das Zeichnen, und zwar studierte er zunächst den Kopf und seine Teile, was ihn die antiken Bildwerke erst recht verstehen lehrte. Abends wurde Perspektive getrieben. Im Dezember durchwanderte er bei schönstem Wetter das vulkanische Gebirge von Frascati bis Nemi. Näher als je stand ihm der „stille, einsam fleißige Meyer, der ihm zuerst die Augen über das Detail, über die Eigenschaften der einzelnen Formen der Bildwerke aufgeschlossen hatte". Nachdem Goethe das Zeichnen des Kopfes vollendet hatte, begann er im Januar 1788 die übrigen Körperteile und schloß am Ende des Monats mit der Zeichnung der Hand. In diese Zeit fällt wahrscheinlich die Anknüpfung eines Verhältnisses zu einer schönen Römerin, die ihm wohl als Modell beim Zeichnen gedient hatte. Sie wurde später die Gattin eines wohlhabenden, sich in Rom ansiedelnden Engländers.

Ende Februar 1788 brachte Goethe die Pläne zu „Faust" und „Tasso" in Ordnung und dichtete in der herrlichen Umgebung der Villa Borghese die Szene in der „Hexenküche"; auch die Szene „Wald und Höhle" muß um diese Zeit entstanden sein. Goethe schreibt darüber in seiner italienischen Reise unterm 1. März: „Ich habe den Mut gehabt, meine drei letzten Bände (der Gesamtausgabe) auf einmal zu überdenken, und ich weiß nun genau, was ich machen will; gebe nun der Himmel Stimmung und Glück, es zu machen. Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt. Zuerst ward der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll mir geglückt sein. Natürlich ist es ein ander Ding, das Stück jetzt oder vor fünfzehn Jahren ausschreiben; ich denke, es soll nichts dabei verlieren, besonders da ich jetzt glaube, den Faden wieder gefunden zu haben. Auch was den

Ton des Ganzen betrifft, bin ich getröstet; ich habe schon eine neue Szene ausgeführt, und wenn ich das Papier räuchere, so dächt' ich, sollte sie mir niemand aus den alten herausfinden. Da ich durch die lange Ruhe und Abgeschiedenheit ganz auf das Niveau meiner eigenen Existenz zurückgebracht bin, so ist es merkwürdig, wie sehr ich mir gleiche und wie wenig mein Inneres durch Jahre und Begebenheiten gelitten hat."

Dies ist eine äußerst wichtige und bedeutsame Äußerung Goethes über die Entstehung seines „Faust": der Dichter ist der Gleiche geblieben und steht innerlich genau auf demselben Standpunkt, den er eingenommen, als er fünfzehn Jahre früher, also 1773 bzw. 1774, den „Faust" niederzuschreiben begonnen hatte. Alle jene Fausterklärer sind daher im Irrtum, die annehmen, Goethe habe während dieses Zeitraumes innerlich sehr bedeutende Wandlungen durchgemacht, die ihm seine eigene ursprüngliche Auffassung des Faustproblems schließlich fremd erscheinen ließen, so daß er, als er nach fünfzehnjähriger Pause wieder an die Arbeit ging, nunmehr in ganz anderem Sinne seine Dichtung weiterführte, als er es ursprünglich zu tun beabsichtigt hatte. An verschiedenen Stellen konnten wir bereits wahrnehmen, wie folgerichtig Goethe die ihm zuerst im Jahre 1769 bei der Lektüre der Schriften des Paracelsus, des Thomas von Kempen und anderer mittelalterlicher Schriftsteller aufgegangene Idee des Faustgedichtes weiter entwickelte, und wie sein eigenes Leben und Wirken damit übereinstimmte. Auch in der „Hexenküche", die er in einer völlig anderen Umgebung, unter dem blauen Himmel Italiens, unter den Eindrücken der klassischen Kunst und Kultur geschrieben hat, weht derselbe nordische Hauch und ist der Einfluß derselben Schriften zu spüren, die er um die Zeit der ersten Entstehung des Faustgedankens gelesen hat, wobei ihm sein ausgezeichnetes Gedächtnis die besten Dienste leistete. Unter den alchimistischen Werken, die er mit Fräulein von Klettenberg zusammen in den Jahren 1768 und 1769 studiert hat, nennt er auch die Werke des Basilius Valentinus, und schlagen wir diese auf, so finden wir darin Verse, die in ihrem Ton in höchst merkwürdiger Weise

an die Verse anklingen, die die Hexe während der Zeremonien zur Verabreichung des Verjüngungstrankes an Faust aus einem Buche deklamiert. Die Hexe spricht:

„Du mußt verstehn!
Aus Eins mach Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach gleich,
So bist du reich.
Verlier die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex',
Mach Sieben und Acht,
So ist's vollbracht:
Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist keins.
Das ist das Hexen-Einmal-Eins."

In Basilii Valentini „Chymische Schriften", Fünfte Edition Hamburg 1740, S. 65 und 145 heißt es:

„Sind zwei und drei und doch nur eins,
Verstehst du's nicht, so triffst du keins . . .
Ein Zeuge red't mit höchster Stimm',
Wer gar nichts gilt, ist leer im Sinn:
Fünfzig ist mehr den fünf die Zahl,
Und sind doch nur zween überall:
Tausend beschließen's End' zugleich,
Wer dies versteht, der ist ganz reich."

Was den inneren Gehalt der Hexenszene anlangt, so spiegelt sich in der Verjüngung Fausts, die auf italienischem Boden gedichtet wurde, die Verjüngung Goethes wieder, die er in Italien erlebt hat. So schreibt er in der ‚italienischen Reise" unterm 6. September 1787: „Mir geht es immer an Leib und Seele gut, und fast kann ich hoffen, radikaliter kuriert zu werden. Alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit, mich anzuwehen." Mit seinen Studien der mensch-

lichen Gestalt und der klassischen Kunst in Italien hängt wohl das Entzücken zusammen, das Goethe seinen Faust beim Anschauen der weiblichen Gestalt im Zauberspiegel der Hexenküche ergreifen läßt, wo er ganz hingerissen ausruft:

„Was seh' ich? Welch ein himmlisch Bild
Zeigt sich in diesem Zauberspiegel!
O Liebe, leihe mir den schnellsten deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild!
Ach wenn ich nicht auf dieser Stelle bleibe,
Wenn ich es wage, nah zu gehn,
Kann ich sie nur als wie im Nebel sehn! —
Das schönste Bild von einem Weibe!
Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln sehn?
So etwas findet sich auf Erden?"

Von Interesse ist es und wahrscheinlich vom Dichter mit aller Absicht so geordnet, daß Faust dieses große Entzücken über den Anblick eines herrlichen weiblichen Körpers empfindet, noch bevor er den verjüngenden Trank der Hexe zu sich genommen hat. Der Trank verjüngt ihn also nur körperlich; seine Seele, sein Gemüt war auch schon vorher der größten Begeisterung für die Schönheit der Welt und des menschlichen Körpers fähig. Freilich, je jünger der Mensch ist, je mehr Saft und Kraft noch in ihm ist, mit desto freudigeren, verliebteren Augen wird er alles um sich her betrachten, und desto schöner wird ihm daher auch alles erscheinen. Denn die Liebe verschönt, sie läßt alles in verklärtem Lichte erblicken. So meint auch Mephistopheles ironisch, der durch den Trank der Hexe verjüngte Faust werde bald in irgendeinem der ihm begegnenden jüngeren und hübscheren weiblichen Wesen das Muster aller Frauen, die schönste, vor sich zu sehen glauben. Als daher Faust am Schluß der Hexenküchenszene den Wunsch äußert:

„Laß mich nur schnell noch in den Spiegel schauen!
Das Frauenbild war gar zu schön!"

antwortet Mephistopheles:

„Nein! Nein! Du sollst das Muster aller Frauen
Nun bald leibhaftig vor dir sehn,"

Und leise setzt der Teufel hinzu:

„Du siehst, mit diesem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe."

Die wundervolle Einheit und Gesetzmäßigkeit der Gebilde der Natur, die sich Goethes magisch-genialem Schauen bei seinen naturwissenschaftlichen Studien eröffnet hatte und ihn zu der Entdeckung des Zwischenkieferknochens und zu der Idee von der Urpflanze geführt hatte, offenbarte sich ihm auch auf italienischem Boden, und der Dichter läßt dort sein dankerfülltes Herz ausströmen in dem herrlichen Monolog in der Szene „Wald und Höhle", wo Faust, in innigem Verkehr mit der Natur Beruhigung seiner heißen Leidenschaften findend, die Worte spricht:

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen."

Wie die mit Goethes magisch-genialem Anschauen der Natur in vollster Übereinstimmung sich befindende Philosophie des großen Spinoza den Dichter die letzten Jahre vor seiner Reise nach Italien beschäftigt hatte, so ließ sie ihn auch dort nicht los. Unterm 23. August 1787 schreibt Goethe aus Rom: „So entfernt bin ich jetzt von der Welt und allen weltlichen Dingen;

es kommt mir recht wunderbar vor, wenn ich eine Zeitung lese. Die Gestalt dieser Welt vergeht; ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind, und so, nach der Lehre des Spinoza, meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen." Wenige Tage später, am 28. August, seinem Geburtstage, erhielt er von Herder dessen eben erschienenes Buch betitelt „Gott. Einige Gespräche von J. G. Herder", zugesandt. Goethe schreibt unter diesem Datum in der „italienischen Reise": „Mir ist diese Tage manches Gute begegnet, und heute zum Feste kam mir Herders Büchlein voll würdiger Gottesgedanken." Und unterm 6. September aus Rom: „Herders Buch ‚Gott' leistet mir die beste Gesellschaft ... Mich hat er aufgemuntert, in natürlichen Dingen weiter vorzudringen, wo ich denn, besonders in der Botanik, auf ein (Spinozistisches) Eins und Alles gekommen bin, das mich in Erstaunen setzt; wie weit es um sich greift, kann ich selbst noch nicht sehen." Lessing hatte die Philosophie Spinozas Jacobi gegenüber mit den Worten „Eins und Alles" bezeichnet; nämlich Gott ist der Eine, der in sich geschlossene einheitliche Allgeist, und Gott ist zugleich alles, alles, was sich in der Natur als ungeheuere unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen kundgibt. Dies „Eins und Alles" ist das Stichwort der Spinozistischen Gemeinde, zu der auch Goethe gehörte; und in der zuletzt angeführten Stelle spricht er es selber deutlich aus, wie dieses „Eins und Alles", dieser Kern der Spinozistischen Philosophie, für ihn das Leitmotiv bei seinen mannigfaltigen Naturstudien gewesen ist. Er sagt: „Ich bin in der Botanik auf ein Eins und Alles gekommen, das mich in Erstaunen setzt." Wie nämlich nach der Lehre Spinozas Gott die eine und einheitliche Urexistenz ist, die andererseits Alles ist, in allen unendlich mannigfaltigen vergänglichen Erscheinungen sich wiederspiegelt, so ist es nach der Auffassung Goethes die eine und einheitliche Idee der Urpflanze, die in einer außerordentlichen Mannigfaltigkeit von Pflanzenerscheinungen sich offenbart. Gottes in sich abgeschlossenes geistiges einheitliches Wesen und sein Verhältnis zur ungeheuern Mannigfaltigkeit der Einzelerscheinungen der

Natur wiederholt sich auf den einzelnen großen Gebieten des Daseins.

Herders Buch „Gott" enthält die Übersetzung des ersten Teiles einer Schrift von Spinoza, die Herder betitelt: „Von der Besserung des Verstandes und von dem Wege, auf welchem man am besten zur wahren Kenntnis der Dinge gelangt." Diese Schrift Spinozas zeigt deutlich den rein mystischen Grundzug der selbstlosen, hingebenden Liebe zu dem höchsten und einzig wahren Gute, das wir Gott nennen. Es ist das absolute Individuum, die unendliche und doch vollendete Persönlichkeit, der einheitliche, in sich geschlossene und in sich ruhende Allgeist, der sich uns zugleich von außen her als Allnatur in ihrer unendlichen Fülle der verschiedenartigsten und doch innerlichst zusammenhängenden Existenzen darstellt.

So wurde Goethe auch durch diese Schrift Herders, die die Übersetzung der Schrift Spinozas enthält, wieder in seiner Auffassung gestärkt, und dadurch wurde ihm auch das Wesen seines Faust wieder nahe gebracht, der ebenso wie Spinoza alles, was uns das Leben bietet, in Betracht zieht und dabei findet, daß es nicht genügt, nicht befriedigt, weil seine Seele die Anschauung eines ewigen, unendlich vollkommenen Gutes, eines höchsten Ideales in sich trägt, woran gemessen alle endlichen, vergänglichen Güter dieser Welt, seien sie noch so köstlich und erhaben, als bloße Schatten dahinschwinden. Spinoza sagt gleich im Beginn der von Herder übersetzten Schrift: „Belehrt von der Erfahrung, daß alles, was uns im gemeinen Leben so häufig begegnet, ein leerer Tand sei, weil ich sah, daß alles, wovor ich mich fürchtete, in sich selbst weder Böses noch Gutes habe, als sofern das Gemüt dadurch bewegt ward, entschloß ich mich endlich zu forschen, ob es etwas gebe, das wahrhaft gut sei und sich mitteile, so daß mit Verwerfung alles anderen die Seele von ihm allein Einwirkung erhalte. Ja, ob es etwas gebe, das, wenn ich's fände und hätte, mir einen unverrückten, höchsten und ewigen Freudegenuß gewähren könnte. Ich sage, daß ich mich endlich entschlossen; denn dem ersten Anblick nach schien es unratsam zu sein, um eine mir damals ungewisse Sache eine

gewisse verlieren zu wollen; ich sah nämlich die Vorteile, die aus Ehre und Reichtum entspringen und die ich nicht weiter suchen mußte, sobald ich mich ernstlich nach meinem neuen Zweck wenden wollte. Läge also das höchste Glück in ihnen, in Ehre und Reichtum, so sah ich wohl, daß ich desselben entbehren müßte; fände es sich aber in ihnen nicht und ich jagte ihnen doch nach, so müßte ich seiner, des höchsten Gutes und Glückes, auch entbehren. Ich überlegte also bei mir selbst, ob es nicht möglich sei, zu meinem neuen Zweck oder wenigstens zur Gewißheit zu kommen, daß es einen solchen gebe, wenn ich auch meine gewöhnliche Lebensweise nicht veränderte, welches ich oft vergebens versucht habe." (Wie auch Christus und Thomas von Kempen betonen, daß es unmöglich ist, zweien Herren zugleich zu dienen, Gott und dem Mammon.) „Denn was uns gemeiniglich im Leben begegnet und von den Menschen, nach ihren Handlungen zu urteilen, für das höchste Gut angesehen wird, läßt sich auf drei Stücke bringen: auf Reichtum, Ehre und Sinnenlust. Durch alle drei aber wird das Gemüt so zerstreut, daß es an kein anderes Gut irgend gedenken kann." So entscheidet sich denn Spinoza dafür, auf alle diese ihrer Natur nach unsicheren, schwankenden und irreführenden Güter, auf Reichtum, Ehre und Sinnenlust, zu verzichten und sich allein dem festen, ewigen, unwandelbaren Gut zuzuwenden. In seinem „Faust" hat Goethe dieses Problem anders gewendet: Faust verzichtet nicht auf die wandelbaren Güter dieser Welt, im Gegenteil, er bedient sich der bösen Gewalt des Teufels, um sich diese irdischen Güter zu verschaffen, ist aber zugleich getragen von der Überzeugung, daß diese irdischen Güter nur flüchtiger, vergänglicher Natur sind, und daß seine von dem höchsten Ideal erfüllte Seele niemals auf die Dauer bei ihnen zu beharren vermag. Aus dieser Überzeugung heraus schlägt Faust dem Teufel die Wette vor, die wir später noch ausführlich zu behandeln haben werden. Als Goethe Italien verließ, hatte er den Faden zu seinem „Faust" wiedergefunden. Doch sollte noch viel Zeit darüber hingehen, bis er die Arbeit wieder aufnehmen und vollenden konnte. —

## 9. Heimkehr und Verbindung mit Christiane Vulpius. Vollendung des „Tasso". Das „Faust"-Fragment". Freundschaftsbund mit Schiller.

Auch die letzte Zeit in Rom brachte Goethe mit dem eifrigsten Studium der Kunst und Natur zu. Alle Schätze des Menschengeistes suchte er auf sich herbeizuraffen wie sein Faust. Nachdem er die großen Kunstwerke als Ganzes auf sich hatte wirken lassen, bemühte er sich jetzt, die einzelnen Teile durch sorgfältigstes Studium genau kennen zu lernen. So berichtet er unterm 14. März 1788: „Diese Woche habe ich einen Fuß modelliert, nach vorgängigem Studium der Knochen und Muskeln, und werde von meinem Meister gelobt. Wer den ganzen Körper so durchgearbeitet hätte, wäre um ein gutes Teil klüger, versteht sich in Rom, mit allen Hilfsmitteln und dem mannigfaltigen Rat der Verständigen. Ich habe einen Skelettfuß, eine schöne auf die Natur gegossene Anatomie, ein halb Dutzend der schönsten antiken Füße, einige schlechte, jene zur Nachahmung, diese zur Warnung, und die Natur kann ich auch zu Rate ziehen; in jeder Villa, in die ich trete, finde ich Gelegenheit, nach diesen Teilen zu sehen; Gemälde zeigen mir, was Maler gedacht und gemacht haben. Drei, vier Künstler kommen täglich auf mein Zimmer, deren Rat und Anmerkung ich nutze, unter welchen jedoch, genau besehen, Heinrich Meyers Rat und Nachhilfe mich am meisten fördert. Wenn mit diesem Winde, auf diesem Elemente ein Schiff nicht von der Stelle käme, so müßte es keine Segel oder einen wahnsinnigen Steuermann haben. Bei der allgemeinen Übersicht der Kunst, die ich mir gemacht habe, war es mir sehr notwendig, nun mit Aufmerksamkeit und Fleiß an einzelne Teile zu gehen."

Ebenso setzte Goethe seine botanischen Studien eifrig fort; er sagt darüber: „Die Gesetzlichkeit der Pflanzenorganisation, die ich in Sizilien gewahr worden, beschäftigte mich zwischen allem durch, wie es Neigungen zu tun pflegen, die sich unseres Inneren bemächtigen und sich zugleich unseren Fähigkeiten angemessen erzeigen. Ich besuchte den botanischen Garten, welcher, wenn man will, in seinem veralteten Zustand geringen Reiz ausübte, auf mich aber doch, dem vieles, was er dort vorfand, neu und unerwartet schien, einen günstigen Einfluß hatte. Ich nahm daher Gelegenheit, manche seltenere Pflanzen um mich zu versammeln und meine Betrachtungen darüber fortzusetzen, sowie die von mir aus Samen und Kernen erzogenen fernerhin pflegend zu beobachten."

Schwer wurde es Goethe beim Abschied von Rom, auch von der ihm herzlich vertraut gewordenen Angelika Kauffmann sich zu trennen; in ihren Hausgarten pflanzte er einen selbstgezogenen Pinienzweig, der dort bis zu Ihrem Tode gedieh.

Am 22. April 1788 verließ er Rom. In Florenz ließ er sich diesmal Zeit, die reichen Kunstschätze zu genießen. Hier lag ihm auch der „Tasso" wieder lebhaft im Sinne. Am 18. Juni endlich kehrte er nach fast zweijähriger Abwesenheit, als ein neuer Mensch, aus der großen Welt in das kleine, ihm doch so lieb gewordene Weimar zurück. Er selber war ein Neuer geworden, aber die Freunde hatten sich inzwischen nicht erneuert; ja, gerade Frau von Stein, zu der er mit der herzlichsten Liebe zurückkehrte, hatte sich während seiner Abwesenheit ganz von ihm abgewandt. Der frische, glückliche Zug an ihm ärgerte sie; daß er sie so lange hatte entbehren und dabei hatte glücklich sein können, vergab sie ihm nicht. Sie war ihm gegenüber kalt, verschlossen und abweisend und verdarb ihm völlig die frohe Stimmung des Wiedersehens. Kein Wunder, daß es ihm, der immer eines weiblichen Wesens zu einem nahen vertrauten Verkehr bedurfte, daß es ihm, der verjüngt durch seinen Aufenthalt in Italien und durch seine intensive Beschäftigung mit der bildenden Kunst von der Lust am sinnlich Körperlichen erfüllt war, so ging wie seinem Faust nach seiner Verjüngung, nämlich

daß er in dem ersten ihm begegnenden jungen anmutigen weiblichen Wesen eine Helena sah und sich ihrer bemächtigte.

„Du siehst mit diesem Trank im Leibe
Bald Helenen in jedem Weibe."

Christiane Sophie Vulpius, die eben 23 Jahre alt gewordene Tochter des 1786 verstorbenen Amtsarchivars Vulpius, eine kleine niedliche Blondine mit schönen blauen Augen, hübschem Näschen und schwellenden Lippen, überreichte dem Herrn Geheimrat Goethe im Park eine Bittschrift ihres zwei Jahre älteren Bruders, der in Jena Jurisprudenz, Geschichte und Diplomatik studiert hatte und dann als Schriftsteller aufgetreten war. Goethe, der ihn mehrfach unterstützt und gefördert hatte und ihm auch jetzt wieder helfen sollte, tat, was in seinen Kräften stand. Christiane aber hatte bei dieser Gelegenheit einen so freundlichen Eindruck auf sein Herz gemacht, daß er sich ernstlich um sie bemühte. Sie gab sich ihm rasch und ganz hin, und noch waren keine vier Wochen nach seiner Rückkehr aus Italien vergangen, da war sie völlig sein eigen. Er war von ihren Reizen, ihrer Gutmütigkeit, ihrer Naivität und dem Glücke, das sie in der Liebe des hoch stehenden Mannes genoß, ganz hingerissen und verlebte glückliche Tage, wie er sie ähnlich in Rom in einer flüchtigen Verbindung mit einer schönen Römerin genossen hatte. Frau von Stein erfuhr zunächst nichts davon. Goethe besuchte sie zuweilen, sie erwiesen sich auch gegenseitig Gefälligkeiten, aber von der enthusiastischen Anbetung, die er ihr früher entgegengebracht hatte, war nichts mehr zu spüren. Am 22. Juli 1788 reiste Frau von Stein auf ihr Gut Kochberg. Im September besuchte Goethe sie dort, wo er auch Schillers spätere Gattin, die 21jährige Lotte von Lengefeld, antraf. Von dort aus fuhr man nach Rudolstadt zur Oberhofmeisterin von Lengefeld, wo Schiller sich gerade aufhielt. Dieser lernte hier den berühmten, zehn Jahre älteren Dichter kennen, auf dessen Bekanntschaft er schon lange neugierig gewesen und den er bereits einmal durch Frau von Stein hatte grüßen lassen. Goethe und Schiller unterhielten sich freundlich sowohl

im Hause wie auf einem Spaziergange an der Saale, doch kam es zu keiner vertrauteren, eingehenderen Aussprache. Der vorher erfolgte Besuch Goethes bei Frau von Stein in Kochberg hatte ihn noch mehr von ihr entfernt, da sie ihm nichts weniger als herzlich entgegengekommen war. Um so glücklicher fand er sich in seinem Zusammenleben mit Christiane. Er liebte sie mit so warmer Neigung, daß er noch zehn Jahre später in einem auf der Reise an sie gerichteten Briefe bedauert, nichts, wäre es auch nur einen Pantoffel, von ihr mitgenommen zu haben.

Im März 1789 kam Frau von Stein hinter Goethes geheim gehaltene Liebschaft mit Christiane. Ihre Erbitterung war grenzenlos, und ihre Rache bestand darin, daß sie ein kleines Drama „Dido" schrieb, worin ein Dichter Ogon gebrandmarkt wird, der selbstsüchtige frühere Geliebte einer Freundin Didos. Frau von Stein läßt ihn darin von sich sagen: „Ich war einmal ganz im Ernst an der Tugend in die Höhe geklettert, aber es bekam mir nicht, ich wurde so mager dabei; jetzt, da ich wieder im Laster stecke, jetzt seht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden." Goethe war nämlich inzwischen ein wenig korpulent geworden, daher diese bissige Anspielung. Noch im Jahre 1796 nannte Frau von Stein in einem an Schillers Gattin gerichteten Brief Goethe „den dicken Geheimrat", und in einem andern Brief aus demselben Jahr an Lotte von Schiller warf sie die Bemerkung hin: „Vielleicht macht die Berlitz jetzt, da sie lustig, munter, dick und fett ist, mehr Eindruck auf Goethe, als da sie mager und sentimentalisch war; sie sieht auch etwas gemeiner aus." Christianen nannte Frau von Stein nur „Goethes Kammerjungfer" oder Goethes „Füchsin", weil das lateinische Wort vulpes Fuchs bedeutet. Als Goethe im Jahre 1806 seinem Bunde mit Christiane endlich die kirchliche Weihe geben ließ, schrieb Frau von Stein: „Goethe hat bei dem allgemeinen Unglück nichts verloren; während der Plünderung hat er sich mit seiner Maitresse öffentlich in der Kirche trauen lassen." Aber auch anderen gegenüber und bei Gelegenheiten, wo sie gar keinen Grund hatte, erbittert zu sein, zeigte Frau von Stein, daß sie innerlich durchaus kalt war.

Als Schillers Gattin gefährlich erkrankt war, schrieb Frau von Stein: „Wie leid täte sie mir, wenn sie stürbe. Und doch würde ihr wohler sein, als in der immer angespannten unnatürlichen Existenz mit einem schönen Geist wie Schiller. Die schönen Geister trocknen einem das Leben aus." Bei Schillers Tode bemerkt Frau von Stein in einem Briefe: „Ich war immer gegen die Heirat von Lolo mit Schiller, da er ein äußerst kränklicher Mensch war." Nebenbei bemerkt, hatte Frau von Stein selber die Heirat Schillers mit Lotte von Lengefeld aufs angelegentlichste gefördert. Nicht Schiller und Goethe waren in Wahrheit die idealen Schriftsteller der Frau von Stein, sondern Dichter wie Kotzebue. Egmonts Klärchen nannte Frau von Stein eine „Dirne". An Schillers Handschuh tadelte sie den Vers „Er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht" als „unschicklich". Für die wunderbare Sprache, den dichterischen Gehalt von Schillers „Braut von Messina" hatte sie kein Gefühl; sie meinte: „Ich unterstehe mich nicht, darüber zu urteilen, weil mir unter den Dingen, die mir auf dieser Erde abfallen, auch die Illusion der Poesie vergangen ist. Ich weiß nicht, warum man sich mit poetisierten Leiden noch plagen lassen soll, da man in der Wirklichkeit schon derer genug besitzt." Kotzebues Stücke dagegen gefielen ihr ebenso wie der großen Menge, und Frau von Stein gestand selber: „Ich habe leider den Geschmack des Publikums, also eigentlich den gemeinen." Goethe hat an Frau von Stein die wundervollsten und bedeutendsten, später zu seiner „Italienischen Reise" benutzten Schilderungen aus Italien gesandt, in der Meinung, sie genieße sie wirklich. Frau von Stein dagegen bekennt ihrem Sohne Fritz, daß sie sich aus keiner anderen Beschreibung Italiens etwas mache als aus der Kotzebues. So hat sich schließlich Frau von Stein doch nicht als gleichgestimmte Seele erwiesen, und Eduard Engel, dem ich diese Notizen verdanke, nimmt an, daß Goethe sich ihr gegenüber in der größten Täuschung befand, die ihm je einem der wichtigsten Menschen seines Lebensganges gegenüber begegnet sei.

Goethe hatte immer das Bedürfnis, sein übervolles Herz zu

entladen, seine enthusiastische Liebe auf einen Gegenstand zu richten, von dem er annahm, daß er eine Vollkommenheit besitze, die ihm selber versagt sei, und Frau von Stein konnte äußerst bestrickend wirken, wenn sie wollte. So wurde sie der Gegenstand für Goethes enthusiastische Bewunderung und Liebe für lange Jahre, bis der große Mann, durch seine Reise nach Italien aus ihrem Bannkreise entfernt, zu einer unbefangeneren Stellung ihr gegenüber gelangte. Frau von Stein hat dann noch durch ihr kaltes und abstoßendes Benehmen, als er mit übervollem Herzen aus Italien zu ihr zurückkehrte, das ihrige dazu beigetragen, ihr schönes Bild in seiner Seele zu verdecken. Wo Goethe freudiges Mitempfinden mit all dem Großen und Schönen, das er in Italien in sich aufgesammelt, zu finden glaubte, stieß er nur auf kaltes, kleinliches, nörgelndes Wesen. Für Goethes Art, sich in andere Menschen enthusiastisch hineinzudenken, die er für besser und höherstehend als sich selber hielt, ist eine Stelle in Werthers Leiden bezeichnend, die zugleich zeigt, daß der Dichter seine eigene Natur sehr wohl kannte. Es heißt dort: „Unsere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen, sich zu erheben, durch die phantastischen Bilder der Dichtkunst genährt, bildet sich eine Reihe Wesen hinauf, wo wir das Unterste sind, und alles außer uns herrlicher erscheint, jeder andere vollkommener ist, und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen so oft, daß uns manches mangelt, und eben, was uns fehlt, scheint uns oft ein anderer zu besitzen, dem wir denn auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewisse idealische Behaglichkeit dazu, und so ist der Glückliche vollkommen fertig, das Geschöpf unserer selbst."

In der enthusiastischen Liebe Tassos zur Prinzessin ist ein Widerhall von Goethes Verhältnis zu Frau von Stein enthalten. Wie Goethes begeisterte Hingabe und leidenschaftliche Glut die Frau von Stein des öfteren veranlaßte, ihn in seine Schranken zu weisen, so läßt der Dichter auch Tasso seiner Liebe zur Prinzessin den leidenschaftlichsten Ausdruck geben, dem sie sich dann entzieht. Wie Goethe in Frau von Stein, so hat Tasso in der Prinzessin einen heiligen Engel gesehen. Beide, Tasso

und Goethe, waren an kleine Fürstenhöfe gekommen, die der Pflege von Kunst und Wissenschaft ein lebendiges Interesse entgegenbrachten, und beide Dichter hatten, in dem engen Verkehr mit dem Hofe, die Aufgabe, Leben und Dichtung in inneren Einklang zu bringen. Tasso war aber nicht imstande, diese Aufgabe zu lösen, das ist das Tragische seines Geschickes. Goethe war glücklicher, er verstand zu entsagen und den Schmerz des Lebens in der Kunst zu überwinden und zu verklären. So hat er auch durch Tassos Mund aussprechen lassen, was ihn selber tief bewegte, und hat so mit seinen Erlebnissen abgeschlossen. Der „Tasso", an den er im Juli 1789 die letzte Hand legte, erschien in der Gesamtausgabe von Goethes Schriften 1790 und machte keinen großen Eindruck auf das Publikum. Erst im Jahre 1807 betrat Tasso nach langer stiller Vorbereitung und von Goethes vorzüglichstem Schüler Pius Alexander Wolff einstudiert die Bühne.

Der Gesamtausgabe von Goethes Werken sollte im siebenten Bande auch der „Faust" eingefügt werden. Aber wenn Goethe auch den Faden in Italien wiedergefunden und einige neue Szenen gedichtet hatte, so konnte doch von einer schnellen Fertigstellung dieses tiefsten und gewaltigsten Werkes für die nun zum Abschluß gelangende Gesamtausgabe keine Rede sein. Goethe mußte sich damit begnügen, die Bruchstücke des „Faust", wie er sie zum Teil ausgefeilt und verändert hatte, als „Fragment" zum Abdruck zu bringen. „Faust ein Fragment von Goethe" lautet der Titel des auch in zwei Sonderausgaben 1790 bei Göschen in Leipzig erschienenen Werkes. Von dem, was wir aus dem Manuskript des „Urfaust" schon kennen, fehlt im „Fragment" der Monolog Valentins: „Wenn ich so saß bei einem Gelag", es fehlt ferner der erste Teil des Gesprächs zwischen Faust und Mephisto vor dem Hause Gretchens in der Nacht bis zu Mephistos Worten: „Ein bißchen Diebsgelüst, ein bißchen Rammelei." Es fehlt im Fragment ferner die ganze Szene in Prosa, in der Faust dem Mephisto die wütendsten Vorwürfe Gretchens wegen macht, ferner die kleine Szene am Rabenstein, und endlich fehlt die ganze Kerkerszene. Die im „Urfaust"

in Prosa gedichteten Szenen beabsichtigte der Dichter erst in Verse zu bringen, bevor er sie veröffentlichte. Er tat dies auch später mit der Kerkerszene, während die andere Prosaszene des „Urfaust" im vollendeten ersten Teil unter der Überschrift „Trüber Tag, Feld" unverändert zum Abdruck gelangte. Die Kerkerszene wirkt in Prosa zu grell; die Verse mildern den furchtbaren Inhalt, während die krasse Wirkung der Prosaszene, in der Faust dem Teufel wütend entgegentritt, dem Inhalt der Szene ganz gut angepaßt ist. Das 1790 im Druck erschienene Faustfragment schließt daher mit der Domszene mit Gretchens Worten: „Nachbarin, euer Fläschchen," während sie ohnmächtig hinsinkt. Neu hinzugekommen ist im Fragment die Szene in der „Hexenküche" und die Szene „Wald und Höhle", beginnend mit dem Monolog Fausts:

„Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat"

bis zu den Worten Mephistos:

„Schön! Ihr schimpft, und ich muß lachen.
Der Gott, der Bub und Mädchen schuf,
Erkannte gleich den edelsten Beruf,
Auch selbst Gelegenheit zu machen."

Die Schülerszene ist im Faustfragment bereits in vollendeter Gestalt enthalten. Neu hinzugekommen ist im Fragment aber auch das letzte Drittel von dem Gespräch zwischen Faust und Mephisto, beginnend mit den Worten Fausts:

„Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,"

bis zum Schluß der Szene.

Beschauen wir uns dieses neue Stück genauer, so finden wir, nur in anderer Form, den alten Unendlichkeits- und Vollkommenheitsdrang des Übermenschen Faust wieder. Jeder einzelne Mensch ist durchgängig immer nur ein Bruchstück in seinen Anlagen und Fähigkeiten sowie auch in seinen Schicksalen, und

selbst die größten, genialsten Menschen haben nur ein bestimmtes Gebiet, auf dem sie Großes leisten, und auch da sind sie dem Geschick unterworfen und in mannigfaltiger Weise eingeschränkt. Faust aber möchte ein Universalgenie sein, er möchte auf allen Gebieten des Lebens das Größte erreichen, das Höchste leisten, und alles das, was Menschen in Wohl und Weh erfahren, selber durchkosten bis zum äußersten, er möchte in alle Tiefen tauchen und zu den höchsten Höhen der Menschheit hinaufsteigen, um alles Menschliche mit allem Licht und Schatten, mit allem Glück und Elend, in seinem Busen zu hegen:

„Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und, wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern."

Mephisto, der den trocknen, philisterhaften, gewöhnlichen, egoistisch praktischen Verstand vertritt, weist den Übermenschen Faust darauf hin, daß dem Menschen niemals etwas Ganzes, Vollkommenes zuteil wird. Das Ganze, das Vollkommene ist nur von Gott zu erleben, dem Teufel umgekehrt dient nur die selbstsüchtige Vereinzelung, Zersplitterung und Zerstörung, der Mensch aber schwankt zwischen Gott und Teufel hin und her, bald selbstlos aufbauend, bald selbstsüchtig zerstörend, bald dem Vollkommenen, dem Ganzen sich nähernd, bald der Vereinzelung hingegeben und der Vernichtung anheimfallend, bald im Lichte des Tages wandelnd, bald in finstere Nacht gehüllt, immer im Kampf mit sich und mit den Elementen; darum sagt Mephistopheles:

„O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!
Glaub unser einem, dieses Ganze
Ist nur für einen Gott gemacht!

Er findet sich in einem ew'gen Glanze,
Uns hat er in die Finsternis gebracht,
Und euch taugt einzig Tag und Nacht."

Faust antwortet darauf: „Allein ich will!" Das heißt, er will das Unmögliche möglich machen, und der Teufel soll ihm dabei helfen. Dieser aber bringt es ihm durch seinen Spott zum Bewußtsein, wie ungereimt die ganze Forderung ist: Da in Wirklichkeit ein einzelner Mensch unmöglich alles zu leisten, alles zu genießen, alles zu durchleben vermag, da es auch viele Eigenschaften der Menschen gibt, die einander völlig widersprechen und sich ausschließen, so daß sie an demselben Menschen zu gleicher Zeit gar nicht vorhanden sein können, so soll Faust auf Mephistos höhnischen Rat einen Dichter damit beauftragen, ihm eine solche in Wirklichkeit unmögliche menschliche Allseitigkeit wenigstens anzudichten; auf Fausts bestimmt geäußerten Befehl „Allein ich will!" antwortet Mephisto daher voll Hohn:

„Das läßt sich hören!
Doch nur vor einem ist mir bang:
Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang.
Ich dächt', Ihr ließet Euch belehren.
Assoziiert Euch mit einem Poeten,
Laßt den Herrn in Gedanken schweifen,
Und alle edlen Qualitäten
Auf Euren Ehrenscheitel häufen,
Des Löwen Mut,
Des Hirsches Schnelligkeit,
Des Italieners feurig Blut,
Des Nordens Dau'rbarkeit.
Laßt ihn Euch das Geheimnis finden,
Großmut und Arglist zu verbinden
Und Euch, mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane zu verlieben.
Möchte selbst solch einen Herren kennen,
Würd' ihn Herrn Mikrokosmus nennen."

Mikrokosmos heißt zu deutsch die kleine Welt im Gegensatz zum Makrokosmos, der großen Welt, dem Weltganzen, in dem die größten Gegensätze nebeneinander bestehen können. Mikrokosmos würde Mephistopheles einen solchen erdichteten Menschen nennen, als eine kleine Welt, die alle erdenklichen entgegengesetzten Eigenschaften in sich vereinigt, wie den Mut des Löwen und die Schnelligkeit des Hirsches, wie das feurige Blut des Italieners und die ausdauernde gelassene Ruhe und Standhaftigkeit des Nordländers. Faust wird durch den Hohn Mephistos überzeugt, daß er etwas verwirklicht wünscht, was ihm auch der Teufel nicht zu verschaffen vermag, weil es eine Unmöglichkeit an sich ist, und darum bricht er, der nicht als Gott im Universum und auch nicht als Genosse des Erdgeistes, des göttlichen Geistes auf dieser Erde, zu wirken vermag und daher wenigstens zu allen Höhen und Tiefen des Menschenwesens dringen wollte, in die verzweifelten Worte aus:

„Was bin ich denn, wenn es nicht möglich ist,
Der Menschheit Krone zu erringen,
Nach der sich alle Sinne dringen?"

Der trockene Verstand in Mephistopheles antwortet ihm, daß alles Sehnen in die Höhe nichts hilft; der Mensch mag tun, was er will, er bleibt immer in den Schranken seiner unvollkommenen Menschlichkeit stecken:

„Du bist am Ende — was du bist.
Setz dir Perücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist."

Und Faust, der jetzt überzeugt ist, daß der trockene Verstand hier recht behält, daß alle seine Arbeit, all sein Streben und Sehnen ihn nicht über das hinausführt, was bereits in ihm liegt, daß sein eifrigstes und leidenschaftlichstes Bemühen ihn keinen Schritt dem Unendlichen näher führt und aus dem unvollkommenen, einseitig angelegten einzelnen Menschen kein alle Anlagen der Menschheit in sich entwickelndes allumfassendes Wesen macht, bestätigt die Worte Mephistos:

„Ich fühl's, vergebens hab' ich alle Schätze
Des Menschengeists auf mich herbeigerafft,
Und wenn ich mich am Ende niedersetze,
Quillt innerlich doch keine neue Kraft;
Ich bin nicht um ein Haar breit höher,
Bin dem Unendlichen nicht näher."

Diese Szene hat Goethe unter dem Eindruck seiner Rückkehr aus Italien geschaffen. Wie hat er dort mit allen Kräften danach gerungen, auf allen Gebieten des Lebens, der Kunst und Wissenschaft sich zu vervollkommnen, alle Schätze des Menschengeistes auf sich herbeizuraffen. Was stand ihm dort nicht alles zu Gebote, und mit welchem Fleiß, mit welchem Eifer hat er alles benutzt. Und zurückgekehrt in sein Heim, nach den ersten freudigen Mitteilungen, wie fühlte er sich da wieder klein und beengt. Selbst sein Liebesglück mit Christiane schützte ihn nicht vor ganz verzweifelten Stunden. So äußerte er an seinem Geburtstag am 28. August 1788, im vorigen Jahre habe er Herders Büchlein „Gott" bekommen, um in diesem Jahre „an keinen Gott" (der ihm helfen könne) „mehr zu glauben".

Mephistopheles gibt dem verzweifelnden Faust den Rat, das Nachdenken, das Spekulieren über unmögliche Dinge sein zu lassen und statt dessen lieber praktisch die ganze Sache zu betreiben, ins volle Leben hineinzuspringen und es nach Kräften zu genießen. Wozu ist es nötig, meint der Teufel, daß Faust in eigener Person alle irdischen Vollkommenheiten erringe? Wenn Faust die einzelnen vorzüglichen Eigenschaften anderer zu benutzen vermöge, so sei das ebensoviel wert, als wenn er diese Eigenschaften selber besitze. Es wäre ja sicher zum Beispiel eine große körperliche Vollkommenheit, wenn Faust mit der Kraft und Schnelligkeit von sechs Rossen zu laufen vermöchte; wenn er aber über das Geld verfüge, um sich sechs Hengste zu halten und von ihnen im Fluge dahinziehen zu lassen, so bewege er sich ebenso schnell von der Stelle, als hätte er selber vierundzwanzig Beine, und darauf komme es doch praktisch allein an. Was man benutzt, was man genießt, ge-

hört einem ebenso gut wie das, was man selbst ausführt, meint Mephisto:

„Mein guter Herr, Ihr seht die Sachen,
Wie man die Sachen eben sieht;
Wir müssen das gescheiter machen,
Eh' uns des Lebens Freude flieht.
Was Henker! freilich Händ' und Füße
Und Kopf und H — —, die sind dein;
Doch alles, was ich frisch genieße,
Ist das drum weniger mein?
Wenn ich sechs Hengste zahlen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meine?
Ich renne zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vierundzwanzig Beine.
Drum frisch! laß alles Sinnen sein,
Und grad' mit in die Welt hinein!
Ich sag' es dir: ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide."

Fausts Absicht war es ja, sich dem Leben, der Natur selber zuzuwenden, darum geht er ohne weiteres auf den Vorschlag Mephistos ein, wenn auch ein ganz anderes Ziel verfolgend, als dieser meint. Faust frägt nur: „Wie fangen wir das an?"

Worauf Mephisto antwortet:

„Wir gehen eben fort.
Was ist das für ein Marterort?
Was heißt das für ein Leben führen,
Sich und die Jungens ennuyieren?
Laß du das dem Herrn Nachbar Wanst!
Was willst du dich das Stroh zu dreschen plagen?
Das Beste, was du wissen kannst,
Darfst du den Buben doch nicht sagen.
Gleich hör' ich einen auf dem Gange!"

Faust:

Mir ist's nicht möglich, ihn zu sehn.

Mephistopheles:

Der arme Knabe wartet lange,
Der darf nicht ungetröstet gehn.
Komm, gib mir deinen Rock und Mütze;
Die Maske muß mir köstlich stehn.
Nun überlaß es meinem Witze!
Ich brauche nur ein Viertelstündchen Zeit;
Indessen mache dich zur schönen Fahrt bereit!"

Während nun Faust in sein Zimmer geht, um sich für die Abreise auszurüsten, und bevor der Schüler eintritt, hält Mephistopheles ein Selbstgespräch, in dem er schon im voraus den Triumph genießt, das hochstrebende Genie zu sich in den Schlamm gezogen zu haben. Daß der Übermensch Faust ihm recht geben mußte in betreff der Unmöglichkeit der Erreichung einer alle menschlichen Seiten umfassenden Existenz und sich nun seiner Führung anvertraut, um das Leben kennen zu lernen, erfüllt den Teufel mit der stolzen Zuversicht, ihn bereits vollständig in seinen Krallen zu haben. Für Mephisto, der den trocknen, philisterhaften Verstand darstellt, gibt es nichts Höheres im Menschenleben, als das, was er die Vernunft und die Wissenschaft nennt. Wer unvernünftig wild ins Leben hineinstürmt und den festen Boden der hergebrachten Lehren der Wissenschaft verläßt, wer von den geheiligten Autoritäten und Koryphäen der Wissenschaft abweicht und es wagt, mit eigenen Augen zu sehen, sich auf seine eigenen Füße zu stellen, seinem eigenen Genius den Flug zu gestatten, der muß zugrunde gehen, wie jeder Philister behauptet; und der Erzphilister Mephistopheles, er ist ja der Urfeind des göttlichen Genius, und die magische Gabe des Genies ist für ihn nur Blend- und Zauberwerk, das den Menschen irreführt und in den Abgrund stürzen läßt. Daß Faust in seinem übereilten Streben nach dem Vollkommenen die Freuden und Genüsse des Erdenlebens bisher vernachlässigt hatte, gibt dem Teufel die Gewißheit, daß Faust

nun, wenn er erst diese Freuden und Genüsse zu kosten bekommen wird, nach so langer Entbehrung sich nur um so gieriger darauf stürzen und unersättlich daran haften bleiben wird, alles vergessend, was von hohem, göttlichem Streben früher in ihm gelebt hat. Mephistopheles in Fausts langem Kleide, ganz in dem Sinne eines gewöhnlichen weisen Professors redend, der auch jeden für verloren erachtet, der die Pfade der hergebrachten Lehren verläßt und eigene Wege wandelt, sagt daher:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt! —
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt.
Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis' und Trank vor gier'gen Lippen schweben;
Er wird Erquickung sich umsonst erflehn,
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zugrunde gehn!"

Der Erzphilister Mephisto, der Gegner Gottes, glaubt nicht an das göttliche Genie in Faust, das diesen davor bewahren muß, an den Freuden und Genüssen dieser Welt ein derartiges Gefallen zu finden, daß er ganz darin aufgeht und daran kleben bleibt wie die Fliegen am Leim. In Wahrheit wird Faust wohl alle niederen, hohen und höchsten Güter dieser Welt kennen lernen, kosten und genießen, aber das Bild des ewigen, wahrhaft vollkommenen und einzigen Gutes, das auf dem Grunde seiner Seele ruht, wird ihn immer wieder dahin bringen, alles Irdische an dem Maßstab dieses höchsten Ideals zu messen,

alles Irdische infolgedessen immer wieder als unzulänglich zu erkennen und sich auf diese Weise davon zu befreien.

Mit der Herausgabe des Fragments war die Faustdichtung für eine Weile abgetan. Es ist das große Verdienst Schillers, den Dichter zur Weiterführung seines unsterblichen Werkes mehrfach aufgefordert und angeregt zu haben, bis Goethe endlich wieder mit der Arbeit begann und den ersten Teil vollendete. Im Oktober 1790 hörte Goethe in Jena wieder Vorlesungen bei Professor Loder und besuchte bei der Gelegenheit auch Schiller. Das Gespräch führte auf Kant. Goethes Vorstellungsart schien Schiller zu sinnlich, sie tastete ihm zuviel, doch hielt er ihn für einen großen Mann, weil sein Geist nach allen Richtungen hin forsche und sich ein Ganzes zu erbauen suche. Im Juni 1794 lud Schiller, der die Horen herausgab, Goethe zur Mitarbeiterschaft ein. Dieser kam dann im Juli nach Jena, wo er mit Schiller über das Schöne und die Kunst ein eingehendes Gespräch führte, das ihm einen seltenen geistigen Genuß gewährte. Zwischen ihren Ideen fand sich eine unerwartete Übereinstimmung, die aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorgegangen war; jeder konnte dem anderen etwas geben und von ihm wieder empfangen. So knüpfte sich das schönste, edelste und fruchtbarste Freundschaftsbündnis zwischen den beiden großen Männern. Im November 1794 schrieb dann Schiller an Goethe: „Mit nicht weniger Verlangen als Wilhelm Meisters Lehrjahre würde ich die Bruchstücke von Ihrem Faust, die noch nicht gedruckt sind, lesen; denn ich gestehe Ihnen, daß mir das, was ich von diesem Stücke gelesen, der Torso des Herkules ist. Es herrscht in diesen Szenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den ersten Meister unverkennbar zeigt, und ich möchte diese große und kühne Natur, die darin atmet, so weit als möglich verfolgen." Goethe antwortete ihm darauf am 2. Dezember 1794: „Von Faust kann ich jetzt nichts mitteilen; ich wage nicht, das Paket aufzuschnüren, das ihn gefangen hält. Ich könnte nicht abschreiben, ohne auszuarbeiten, und dazu fühle ich mir keinen Mut. Kann mich künftig etwas dazu vermögen, so ist es gewiß

Ihre Teilnahme." Erst drei Jahre später sollte diese Teilnahme Schillers an dem größten Werk seines Freundes diesen zur Weiterarbeit veranlassen. 1797 hatte Goethe eine Reise nach Italien zusammen mit seinem Freunde Heinrich Meyer geplant. Meyers angegriffene Gesundheit und andere ungünstige Umstände nötigten Goethe, diesen Plan aufzugeben, nachdem er lange in der Schwebe gehangen hatte. In dieser Zeit der Unruhe und der Ungewißheit griff Goethe zu der Weiterarbeit am Faustgedicht als einem Mittel, sich abzulenken und sich selbst zu beruhigen. Zunächst aber wandte er sich an Schiller, um von diesem zu hören, wie dieser sich eine Fortsetzung des „Faust" vorzustellen vermöge. Wie Goethe sich dabei ausdrückte und was Schiller ihm darauf antwortete, wollen wir im nächsten Kapitel genauer betrachten. —

## 10. Die Ausfüllung der großen Lücke im „Faust". Prolog im Himmel. Wette. Walpurgisnacht. Vollendung des ersten Teiles.

Goethe schreibt im Juni 1797 an Schiller: „Da es höchst nötig ist, daß ich mir, in meinem jetzigen unruhigen Zustand, etwas zu tun gebe, so habe ich mich entschlossen, an meinen Faust zu gehen und ihn wo nicht zu vollenden doch wenigstens um ein gutes Teil weiterzubringen, indem ich das, was im Fragment gedruckt ist, wieder auflöse und mit dem, was schon fertig oder erfunden ist, in großen Massen disponiere, und so die Ausführung des Plans, der eigentlich nur eine Idee ist, näher vorbereite. Nun habe ich eben diese Idee und deren Darstellung wieder vorgenommen und bin mit mir selbst ziemlich einig. Nun wünsche ich aber, daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal, in schlafloser Nacht, durchzudenken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen und so mir meine eigenen Träume als ein wahrer Prophet zu erzählen und zu deuten."

An diesem Brief ist bemerkenswert, daß Goethe von seinem Plane sagt, daß er eigentlich nur eine Idee sei; das heißt, Goethe hat noch keinen fertigen Plan, in dem alle Einzelheiten bereits skizziert sind und nur ausgeführt zu werden brauchen, sondern sein Plan ist mehr unbestimmter Art und besteht eigentlich hauptsächlich in einer philosophischen Idee, nämlich in der Idee des Übermenschen oder Gottmenschen, der von dem ewigen, höchsten Gut angezogen, bei keinem endlichen, vergänglichen Gut dieser Welt zu beharren, an ihm fest zu haften vermag. Darum läßt er später Faust sagen: „Wie ich beharre, bin ich Knecht," nämlich Knecht der endlichen, vergänglichen

Dinge und damit selbst endlich und vergänglich. Faust aber will nicht endlich und vergänglich sein, sondern sucht die Ewigkeit wie sein Dichter, der aus Rom den 28. August 1787 schreibt: „Die Gestalt dieser Welt vergeht; ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind und so nach der Lehre des Spinoza meinem Geiste erst die Ewigkeit verschaffen."

Schiller antwortete auf Goethes Bitte, seine Meinung zu äußern, schon am anderen Tage: „Ihre Aufforderung an mich, Ihnen meine Erwartungen und Wünsche mitzuteilen, ist nicht leicht zu erfüllen, aber soviel ich kann, will ich Ihren Faden zum Faust aufzufinden suchen, und wenn auch das nicht geht, so will ich mir einbilden, als ob ich die Fragmente von Faust zufällig fände und solche auszuführen hätte. Soviel bemerke ich nur, daß der Faust, das Stück nämlich, bei aller seiner dichterischen Individualität die Forderung an eine symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen kann, wie auch wahrscheinlich Ihre eigene Idee ist. Die Doppelheit der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und Irdische oder Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht und gehen muß, so will man nicht bei dem Gegenstand stillstehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den Faust sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden, wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen. Aber ich sage Ihnen damit schwerlich etwas Neues, denn Sie haben diese Forderung in dem, was bereits da ist, schon in hohem Grade zu befriedigen angefangen."

Wie bemerkenswert ist es, hier Schiller, den großen Freund des Dichters, über dessen tiefgründigstes Werk reden zu hören, noch bevor es vollständig ausgeführt war. Wirklich als ein wahrer Prophet, wie Goethe sich ausdrückte, erzählt und deutet hier Schiller des Freundes eigenartigste, tiefsinnigste

dichterische Träume. Schon mehrfach hatten wir Gelegenheit, diese Doppelheit der menschlichen Natur zu bemerken, von der hier Schiller spricht, das „verunglückte Bestreben, das Göttliche und Irdische oder Physische im Menschen zu vereinigen". Der Knecht Gottes in der Nachfolge Christi des Thomas von Kempen klagt ja auch: „Den himmlischen Gütern wünsche und begehre ich anzuhangen, aber die zeitlichen Dinge und unabgestorbenen Neigungen ziehen mich hernieder. Mit dem Gemüt will ich über alle Dinge sein, aber mit dem Fleisch," mit der physischen Natur, „werde ich bezwungen, daß ich unter allen Dingen sein muß. Also streite ich unseliger Mensch mit mir selbst, und bin mir selbst beschwerlich worden, dieweil der Geist über sich, das Fleisch aber unter sich begehrt." In der nach dem Schillerschen Briefe gedichteten Szene vor dem Tore, die zur Ausfüllung der großen Lücke gehört, spricht Faust „die Doppelheit der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben; das Göttliche und das Irdische im Menschen zu vereinigen", mit den Worten aus:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen:
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen."

„Sie mögen sich wenden, wie Sie wollen," schreibt Schiller, „so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft," die dichterische Phantasie, „wird sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen," das heißt, es konnte sich, wie Goethe im Fragment den Faust angelegt hatte, bei der weiteren Ausführung nicht mehr um eine einfache Dramatisierung der Faustfabel nach dem Volksbuch handeln, wie es ja der englische Dichter Marlowe gemacht hat, sondern Goethes „Faust" mußte notwendig einen tiefen philosophischen und religiösen Gehalt besitzen und auf eine Vernunftidee abzielen. Unter Vernunftidee versteht

Schiller eine Idee, die sich auf das Ewige, auf das Göttliche bezieht, auf das Geistige, Vernünftige oder Intellektuelle im Menschen, auf seine höhere Geisteskraft, die emporstrebt zur Vereinigung mit dem die ganze Natur durchdringenden und erfüllenden Allgeist oder der Allvernunft. Spinoza nennt diese höhere Vernunft im Menschen die intellektuelle, die geistige Liebe zu Gott, mit der der im Menschen wohnende Geist Gottes sich selber liebt.

Goethe schrieb darauf an Schiller: „Dank für Ihre ersten Worte über den wieder auflebenden Faust. Wir werden wohl in der Ansicht dieses Werkes nicht auseinandergehen, doch gibt's gleich einen ganz andern Mut zur Arbeit, wenn man seine Gedanken und Vorsätze auch von außen bezeichnet sieht, und Ihre Teilnahme ist in mehr als einem Sinne fruchtbar ... Ich werde nur vorerst die großen erfundenen und halb bearbeiteten Massen zu enden und mit dem, was gedruckt ist, zusammenzustellen suchen, und das so lange treiben, bis sich der Kreis selbst erschöpft ... Fahren Sie fort, mir etwas über Gegenstand und Behandlung zu sagen." Schiller erwidert zwei Tage darauf: „Den Faust habe ich nun wieder gelesen, und mir schwindelt ordentlich vor der Auflösung ... Nun, Sie werden sich schon zu helfen wissen ... In Rücksicht auf die Behandlung finde ich die große Schwierigkeit, zwischen dem Spaß und dem Ernst glücklich durchzukommen; Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stoff auf Tod und Leben miteinander zu ringen. Bei der jetzigen fragmentarischen Gestalt des Faust fühlt man dieses mehr, aber man verweist die Erwartung auf das entwickelte Ganze. Der Teufel behält durch seinen Realismus" (durch seinen Hinweis auf das Reale, auf das unmittelbar gegebene wirkliche Leben) „vor dem Verstand, und der Faust vor dem Herzen oder der höheren Vernunft recht. Zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz."

„Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stoff auf Tod und Leben miteinander zu ringen," sagt Schiller, und zwar vertritt der Teufel den Verstand und Faust die Vernunft oder

das Herz. Unter Verstand verstehen Schiller und Goethe das, was der Philister meint, wenn er sagt, ein Mensch habe Verstand, der und der sei ein verständiger Mann, der ohne jeden himmelstürmenden Überschwang und ohne große Leidenschaft seine und seiner Angehörigen selbstsüchtige Interessen auf erprobten Wegen gut zu wahren und die Güter des Lebens recht zu genießen versteht. Ganz dasselbe versteht aber der Philister auch unter Vernunft, indem er keinerlei Unterschiede zwischen Verstand und Vernunft gelten läßt. Ein verständiger Mann und ein vernünftiger Mann bedeuten für den Philister dasselbe. Und wenn der Urphilister Mephistopheles von Faust sagt: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft, so hab' ich dich schon unbedingt", so versteht er hier unter Vernunft auch nur das, was Schiller und Goethe mit dem Worte Verstand bezeichnen, nämlich die dem eigenen Nutzen am besten dienende Behandlung der Güter und Übel dieser Welt innerhalb eines beschränkten Kreises ohne Beziehung auf die Gottheit oder die Allnatur, von der ja der Philister und der Teufel nichts wissen wollen. Eine Vernunft im höheren Sinne im Unterschiede vom praktischen Verstand kennen daher diese niederen, die Gottheit verneinenden Geister nicht. Schiller und Goethe aber bezeichnen mit dem Wort Vernunft das höhere Seelenvermögen des Menschen, über seine eigenen beschränkten Interessen hinaus sein Herz, seinen Sinn, seine Liebe auf einen ewigen, vollkommenen und unendlichen Gegenstand zu richten und alles nur unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten, sub specie aeterni, unter dem Bilde des Ewigen, wie Spinozas berühmter Ausdruck lautet. Nehmen wir ein Beispiel an dem Verhalten Jesu Christi. Seine eigenen Angehörigen, seine Mutter und seine Brüder hielten ihn zuerst bei seinem öffentlichen Auftreten für unverständig oder, wie sich das Marcus-Evangelium ausdrückt, für besessen, besessen von einer unverständigen Leidenschaft, die ihn selber und die Seinigen zugrunde zu richten drohte. Er, der unbekannte junge Mensch ohne Stellung und Amt, wagte es, die alten bewährten Autoritäten anzugreifen und die geistlichen Gewalten gegen

sich in Harnisch zu bringen, die nur zu wohl imstande waren, ihn selber zu vernichten und seine Angehörigen ins Unglück zu stürzen. So handelt nur ein unverständiger Mann, urteilten seine Mutter und Brüder, und darum bemühten sie sich, ihn wieder zum Verständnis der wirklichen Verhältnisse oder, wie man gewöhnlich sagt, zur Vernunft zu bringen. Darum, als Jesus Christus wieder einmal unter großem Zulauf in einem Hause eine Ansprache hielt, wollten ihn seine Angehörigen herausholen und wenn möglich mit sich nach Hause führen. Infolge des großen Gedränges aber konnten sie nicht zu ihm gelangen und ließen ihm daher durch näher bei ihm stehende Leute melden, seine Mutter und seine Brüder befänden sich draußen und wollten mit ihm reden; er aber, heißt es in den drei synoptischen Evangelien, antwortete: „Wer ist meine Mutter? und wer sind meine Brüder? und er reckte seine Hand aus über die, die vor ihm standen, und sagte: die sind mir Brüder, Schwestern und Mütter, die den Willen tun meines Vaters im Himmel." Um seine höhere Aufgabe zu erfüllen, die ihm die Vernunft, seine selbstlose Liebe zu Gott und zu den Menschen, in denen Gott lebt, vorschrieb, trennte er sich von dem engen und eingeschränkten Kreis der Familie, die ihn an der Erfüllung seines von der höheren Vernunft ausgehenden Rufes hindern wollte. Der praktische, dem eigenen Nutzen dienende Verstand aber sagt, man soll sich nicht auf Abenteuer einlassen, deren Ausgang höchst zweifelhaft ist, wie denn der Erfolg auch lehrte, daß Christus dem Andrängen seiner Gegner sehr bald unterlag und einen qualvollen und schimpflichen Tod erleiden mußte. Der Verstand sprach aus seinen Angehörigen, die ihm rieten, seine Gaben innerhalb seines engen aber sicheren Kreises nutzbar zu machen, sein persönliches Glück zu gründen und damit auch das Glück seiner Angehörigen zu fördern. Gewiß, ein Rat, der an sich durchaus nicht verwerflich ist. Hätte aber ein großer Dichter die Geschichte Jesu zu dramatisieren und alles Niederziehende und Widergöttliche in einer Gestalt symbolisch zusammenzufassen, wie Goethe es in seinem Teufel Mephistopheles getan, würde da der Teufel in dem Jesus-Drama nicht auf der

Seite der verständigen Familie Christi stehen müssen, und würde der Teufel nicht auch da Verstand oder wie Mephistopheles es nennt, Vernunft predigen, um den Heiland, den Retter der Welt, von seinem göttlichen Berufe abzubringen? Auch in einem solchen Christusdrama müßte Verstand und Vernunft auf Tod und Leben miteinander ringen.

Nehmen wir noch ein zweites Beispiel, um die verschiedene Bedeutung von Verstand und Vernunft klarzustellen. Als Alexander der Große den Perserkönig in mehreren Schlachten besiegt hatte, wollte dieser Frieden schließen und bot dem Sieger die Hälfte seines gewaltigen Reiches an. Alexanders Feldherr Parmenio, ein sehr verständiger Mann, riet dazu, den Vorschlag des Perserkönigs anzunehmen, indem er zu Alexander sagte: „Wenn ich du wäre, so würde ich dem Friedensvorschlag des Perserkönigs zustimmen und mich mit der Hälfte dieses ungeheuer großen Reiches begnügen." Parmenio meinte in seinem verständigen Sinn, daß man doch nicht wissen könne, wie sich die Dinge im Falle einer Fortsetzung des Krieges weiter entwickeln würden. Es sei daher verständiger, das Feste und Sichere zu nehmen, das einem ohne weiteren Kampf geboten werde, und auf das andere, das noch unsicher sei, Verzicht zu leisten, um nicht etwa bei einem unglücklichen Ausgang des Krieges alles zu verlieren. Alexander antwortete ihm: „Ja, wenn ich du wäre, so würde ich auch so handeln, wie du mir eben geraten hast." Alexander fühlte dabei deutlich, daß er eine ganz andere Art von Mensch wäre, als sein Freund und Feldherr Parmenio. Alexanders Wesen und Streben zielte auf etwas ganz anderes als das Wesen und Streben des verständigen Parmenio. Dieser nämlich wollte nach allen Kämpfen und Mühen am letzten Ende in dem sicheren und ruhigen Genusse eines großen irdischen Besitztums sein Leben beschließen, Alexanders des Großen Wesen und Streben aber war auf etwas Unendliches, Ewiges gerichtet, und seine Vernunft lehrte ihn wie den Goetheschen Faust, daß es in Wahrheit keine Ruhe und keine Befriedigung in irgend einem Besitztum dieser Welt gibt, und darum hatte es für den genialen Tatendrang Alexanders keinen Zweck,

auf halbem Wege stehen zu bleiben und Glück, Ruhe und Befriedigung in dem Besitz des halben Perserreiches zu suchen. Glück, Ruhe und Befriedigung fand er weder in dem halben noch in dem ganzen Besitztum, das Vorwärtsstürmen allein, die Arbeit, der Kampf, der Sieg und die Gefahr füllten ihn aus, und daher gab es kein Stillhalten, kein Rasten für ihn, und darum gab er nicht dem Verstande Gehör, der ihn verführen wollte, in einem beschränkten endlichen Besitz eine trügerische Ruhe und Sicherheit zu erstreben, sondern folgte der Eingebung der höheren Vernunft, die ihn lehrte, Ruhe, Glück und Sicherheit als nur in einem ewigen Gut und Besitztum befindlich zu betrachten und über alle endlichen Güter und Besitztümer hinwegzustürmen, einem unbekannten Ziele entgegen:

„Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
Ins Rollen der Begebenheit!
Da mag denn Schmerz und Genuß,
Gelingen und Verdruß
Miteinander wechseln, wie es kann;
Nur rastlos betätigt sich der Mann."

Auch Parmenio, der Freund Alexanders, vertritt den Verstand des Philisters oder das, was Mephistopheles Vernunft nennt, während Alexander der Vernunft im höheren Sinne folgt, wie Schiller und Goethe sie auffassen. Goethe hat das Leben Alexanders des Großen sehr eifrig studiert, und sein Faust ist eine symbolische Zusammenfassung des innersten, tiefsten Wesens, wie es in allen echten großen Genies, auch in Männern gleich Alexander dem Großen und Napoleon I., zum Ausdruck kam.

Wenn Schiller in seinem Brief an Goethe irrtümlich meint, daß zuweilen Faust und Mephistopheles ihre Rollen zu tauschen und der Teufel die Vernunft gegen Faust in Schutz zu nehmen scheint, so bezieht sich dies wohl auf den Monolog des Mephistopheles: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft", und der Irrtum Schillers wird eben dadurch herbeigeführt, daß hier der Teufel das Wort Vernunft im Sinne von Verstand gebraucht,

nicht in dem Sinne von höherer Vernunft nach dem Sprachgebrauch Goethes und Schillers.

Die Teilnahme Schillers für das große Werk seines Freundes ermattete nicht und spornte diesen immer wieder von neuem dazu an, die schwierige, abgrundtiefe Arbeit am „Faust" wieder vorzunehmen, bis der erste Teil nahezu vollendet war. Da schloß nach langem Leiden der einzige Freund und Genosse Goethes, der ihm völlig ebenbürtig war, am 9. Mai 1805 seine göttlichen Augen für immer und ließ den Dichter des „Faust" in innerer tiefer Einsamkeit zurück. Die Arbeit aber war schon zu weit gediehen, um wieder ganz ins Stocken geraten zu können, und der Einfluß Schillers wirkte auch nach seinem Tode eine geraume Weile belebend fort, so daß es Goethe gelang, im folgenden Jahre den ersten Teil des „Faust" zum Abschluß zu bringen. Die Zeitumstände, das gewaltsame Hereinbrechen Napoleons I., eines gewaltigen Faustischen Menschen, und der damit zusammenhängende Umsturz aller Verhältnisse in Deutschland, verhinderte das rasche Erscheinen des vollendeten ersten Teils, so daß dieser erst zwei Jahre später, 1808, veröffentlicht werden konnte.

Bei der Vollendung des ersten Teils mußte Goethe die sogenannte große Lücke ausfüllen zwischen dem Schluß der ersten Unterhaltung Fausts mit Wagner:

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!"

und der Unterhaltung Fausts mit Mephistopheles im Studierzimmer, beginnend mit den Worten:

„Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen."

Der ganze erste Teil enthält 4612 Verse und eine Prosaszene von 82 Zeilen nach der Zählung der Sophien-Ausgabe. Die große Lücke zu füllen dienen 1164 Verse von Vers 606 bis 1769.

Betrachten wir diese Verse genauer, so finden wir zunächst in dem zweiten Monolog Fausts wiederum auf das deutlichste das von Faust ausgesprochen, was Schiller „die Doppelheit der menschlichen Natur" nennt: „das verunglückte Bestreben, das Göttliche und Irdische oder Physische im Menschen zu vereinigen". Dem Göttlichen hatte Faust sich schon ganz nah gedünkt. Die große Sehnsucht, dem Unendlichen näher zu kommen und wie ein Gott schaffend wirken zu können, hatte ihn über die Grenzen seiner irdischen oder physischen Natur für kurze Zeit hinweggetäuscht, bis die Erscheinung des Erdgeistes ihm jede falsche Einbildung geraubt und es ihm deutlich zum Bewußtsein gebracht hatte, wie klein, wie vergänglich, wie tausendfältig abhängig er als Mensch, als irdisches, unvollkommenes Wesen wäre:

„Ach! die Erscheinung war so riesengroß,
Daß ich mich recht als Zwerg empfinden sollte.
Ich, Ebenbild der Gottheit, das sich schon
Ganz nah gedünkt dem Spiegel ew'ger Wahrheit,
Sein selbst genoß in Himmelsglanz und Klarheit,
Und abgestreift den Erdensohn;
Ich, mehr als Cherub, dessen freie Kraft
Schon durch die Adern der Natur zu fließen
Und, schaffend, Götterleben zu genießen
Sich ahnungsvoll vermaß, wie muß ich's büßen!
Ein Donnerwort hat mich hinweggerafft."

Nämlich das Donnerwort des Erdgeistes zu Faust, das wir schon früher betrachtet haben: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir." Gleicht er aber nicht dem mit göttlicher Voraussicht und Kraft wirkenden Erdgeist, so kann Faust auch nicht sein eigenes Schicksal und das der anderen Menschen nach festem Plane lenken, sondern er unterliegt selber dem ungewissen Menschenlos und weiß nicht, wohin seine Taten ebenso wie seine Leiden ihn führen. Ob er tätig eingreift ins Leben oder sich leidend verhält, immer sind Kräfte und Mächte im Spiel, die er nicht zu überschauen, nicht zu beherrschen vermag

und die ihn jeden Augenblick von seinem Lebenswege abzudrängen imstande sind. So groß er sich daher auch fühlte in der Anschauung einer nach gewissem, sicherem, festem Plane wirkenden göttlichen Kraft, so klein kommt er sich doch vor, wenn er die eigene Eingeschränktheit und die Ungewißheit seines Menschenschicksals in Betracht zieht:

„Nicht darf ich dir zu gleichen mich vermessen:
Hab' ich die Kraft dich anzuziehn besessen,
So hatt' ich dich zu halten keine Kraft.
In jenem sel'gen Augenblicke
Ich fühlte mich so klein, so groß;
Du stießest grausam mich zurücke
Ins ungewisse Menschenlos.
Wer lehret mich? was soll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unsre Taten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsres Lebens Gang."

Bei dieser Unsicherheit und Ungewißheit seines Schicksals greift der Mensch in seiner Unklarheit und Verworrenheit nach vielem, was mit seiner tieferen, göttlichen Natur nicht übereinstimmt und was seinem besseren Wesen fremd ist. In dem Bestreben, sich dessen zu bemächtigen, was er für ein wertvolles Gut in dieser Welt ansieht, wird seine Seele so sehr von dem Hasten und Jagen nach dem irdischen Glück in Anspruch genommen, daß er den Sinn für das, was höher steht als alle Güter dieser Welt, den Sinn für das ewige und höchste Gut, verliert, so daß er sogar dahin gelangt, dieses ewige und höchste Gut zu verleugnen und es für Trug und Wahn zu erklären. So erstarrt im Wirrwarr des Lebens das, was dem Menschen erst ein höheres, wahres Leben verleiht. Man denke an Herders „Gespräche über Gott" und an die darin enthaltene Übersetzung der Schrift Spinozas von der „Besserung des Verstandes", in der Spinoza ausführt, wie er selber mehrfach vergebens versucht habe, während er nach den Glücksgütern dieses Lebens trachtete, zugleich den inneren Zusammenhang mit dem ewigen,

höchsten Gut sich zu erwerben: „Ich überlegte bei mir selbst, ob es nicht möglich sei, zu meinem neuen Zweck," nämlich zu dem innern Zusammenhang mit dem höchsten Gut, „zu kommen, wenn ich auch meine gewöhnliche Lebensweise nicht veränderte, welches ich aber oft vergebens versucht habe." So wird man die Worte Fausts verstehen:

„Dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen,
Drängt immer fremd und fremder Stoff sich an;
Wenn wir zum Guten dieser Welt gelangen,
Dann heißt das Bessre Trug und Wahn.
Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle,
Erstarren in dem irdischen Gewühle."

Erstarrt aber das Herz des Menschen und fühlt nicht mehr den lebendigen inneren Zusammenhang mit dem Ewigen, mit Gott oder der Allnatur, so bemächtigt sich die Selbstsucht des Menschen. Nicht mehr selbstlos in dem All der Natur lebend, will er sich einen abgesonderten Besitz in diesem All erobern, und je härter ihm das Schicksal mitgespielt, um so zäher und leidenschaftlicher hängt er sich an das, was ihm in dem kleinen ihm zugemessenen Raume seiner Existenz noch zu Gebote steht. Und da auch dies Letzte vor dem Schicksal nicht sicher ist, so wird auch die Seele des Menschen in der Sorge um dies Letzte unsicher und unruhig gemacht, daß sie bald vor Furcht vergeht, wenn das Schicksal ihr das Letzte zu rauben droht, bald wieder von einem günstig lächelnden Geschick mit der Hoffnung umschmeichelt wird, sich in dem ruhigen Besitz von Haus und Hof, Weib und Kind eines beharrenden Glückes erfreuen zu können. So trägt die Sorge um die endlichen Dinge dieser Welt ein doppeltes Antlitz: bald ein schmeichelndes, indem sie uns mit der Hoffnung, in Haus und Hof, in Weib und Kind ein bleibendes Glück zu finden, täuscht, bald ein schreckendes Antlitz, indem sie uns mit der Furcht vor vernichtenden Gewalten, vor Feuer, Wasser, Dolch und Gift erfüllt, wo vielleicht nur unsere Einbildung uns die Schreckgespenster vormalt. So trübt die Sorge, mit der trügerischen Hoffnung sowohl wie mit der unnützen

Furcht, den Blick des Menschen und macht ihn blind, so daß er das wahre, ewige Gut, das man ohne Sorge, ohne Furcht und Hoffnung zu besitzen und zu genießen vermag, nicht mehr gewahr wird:

„Wenn Phantasie sich sonst mit kühnem Flug
Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert,
So ist ein kleiner Raum ihr nun genug,
Wenn Glück auf Glück im Zeitenstrudel scheitert.
Die Sorge nistet gleich im tiefen Herzen,
Dort wirket sie geheime Schmerzen,
Unruhig wiegt sie sich und störet Lust und Ruh;
Sie deckt sich stets mit neuen Masken zu,
Sie mag als Haus und Hof, als Weib und Kind erscheinen,
Als Feuer, Wasser, Dolch und Gift;
Du bebst vor allem, was nicht trifft,
Und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen.
Den Göttern gleich' ich nicht! Zu tief ist es gefühlt;
Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt,
Den, wie er sich im Staube nährend lebt,
Des Wandrers Tritt vernichtet und begräbt."

Das Bewußtsein, eine so wurmhafte Existenz zu führen, ist aber für den Übermenschen, den Gottmenschen Faust unerträglich, und darum bereitet er sich darauf vor, diese niedrige Art der Existenz abzuwerfen und in den Tod zu gehen:

„Ja, kehre nur der holden Erdensonne
Entschlossen deinen Rücken zu!
Vermesse dich, die Pforten aufzureißen,
Vor denen jeder gern vorüber schleicht!
Hier ist es Zeit, durch Taten zu beweisen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht."

Kann er nicht wie ein Gott leben, so kann er doch wie ein Mann sterben. Der stoische Philosoph Epiktet, den Goethe schon als Knabe gelesen und verehrt hat, spricht es auch aus, daß dem weisen, freien Menschen, wenn seine Existenz unerträglich

geworden ist, der Tod als letzte Zuflucht bleibt. Schon hat Faust den Giftbecher an die Lippen gesetzt, da erschallt der Glockenklang und Chorgesang des Ostermorgens, und die Erinnerung an die selige Jugendzeit, in der sein Herz noch voll war von jenen herrlichen Gefühlen, die uns erst das höhere, wahre Leben geben, zieht mit Gewalt die giftgefüllte Schale von seinem Mund und gibt ihn dem Leben wieder:

„Erinn'rung hält mich nun, mit kindlichem Gefühle,
Vom letzten, ernsten Schritt zurück.
O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder!"

Es folgt nun der Osterspaziergang mit der Szene vor dem Tor, mit der wundervollen Schilderung des erwachenden Frühlings, mit den Bauern unter der Linde und mit Fausts herrlichen Worten beim Untergang der Sonne.

Auf dem Heimweg gesellt sich zu Faust und Wagner der Teufel in Gestalt eines Pudels, den Faust mit in sein Studierzimmer nimmt. Über die sich nun dort entwickelnde Szene zwischen Faust und Mephistopheles, die erste im Studierzimmer zwischen den beiden, habe ich schon in einem früheren Kapitel gesprochen. In der zweiten Szene im Studierzimmer kehrt Mephistopheles wieder, diesmal nicht in der Gestalt eines fahrenden Schülers, sondern als edler Junker gekleidet, um Faust den Rat zu erteilen, sich gleichfalls dieser Umwandlung zu unterziehen und in weltlichem Gewande sich ungehindert und schrankenlos den weltlichen Freuden zu widmen. Der Teufel will ihm dabei zu Diensten stehen und rühmt sich:

„Ich gebe dir, was noch kein Mensch gesehn."

Aber was bedeuten alle die vergänglichen, trügerischen Güter dieser Welt für den im tiefsten Grunde dem Ewigen und Unvergänglichen zugewandten Übermenschen Faust; und darum höhnt er den Teufel, der ihm die flüchtigen Güter anbietet, mit den Worten:

„Was willst du armer Teufel geben?
Ward eines Menschen Geist, in seinem hohen Streben,
Von Deinesgleichen je gefaßt?
Doch hast du Speise, die nicht sättigt, hast
Du rotes Gold, das ohne Rast,
Quecksilber gleich, dir in der Hand zerrinnt,
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt,
Ein Mädchen, das an meiner Brust
Mit Äugeln schon dem Nachbar sich verbindet,
Der Ehre schöne Götterlust,
Die, wie ein Meteor, verschwindet?
Zeig mir die Frucht, die fault, eh' man sie bricht,
Und Bäume, die sich täglich neu begrünen!"

Mephisto stellt dem die Behauptung entgegen, es gebe Güter in dieser Welt, die nicht so flüchtig und vergänglich seien und bei denen man sich wohl zu beruhigen vermöge, so daß man nicht nötig habe, noch darüber hinaus zu schweifen nach einem unmöglichen ewigen Gute. Auch hier spricht aus Mephisto der Verstand des Philisters, der die Güter dieser Welt zu schätzen weiß und sie in Ruhe genießen möchte:

„Doch, guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
Wo wir was Gut's in Ruhe schmausen mögen."

Nunmehr bricht aber im Gegensatz dazu das ruhelos über alle vergänglichen Güter einem ewigen Ziele und höchsten Gute zustrebende Gemüt Fausts in zornigem Widerspruch hervor, und er bietet dem Teufel die Wette an:

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen —
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!"

Und der Teufel schlägt in seine dargebotene Hand ein:

„Top!"

Er schließt die Wette ab, und Faust, indem er nach der Sitte beim Wetten nochmals in die Hand des Teufels einschlägt, setzt hinzu:

„Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehn!"

Und nun führt der Teufel, um seine Wette zu gewinnen, dem Faust alles das vor und stellt es ihm zur Verfügung, was die Menschen sonst im Leben als solche Güter schätzen, bei denen sie sich beruhigen und es sich wohl sein lassen, und zwar zuerst die niedrigste Art des Lebensgenusses bei Speise und Trank in lustiger Gesellschaft, mit Würfel- und Kartenspiel, mit Gesang und Neckerei und gelegentlichem Streit und Skandal. Mephisto führt ihn zunächst in Auerbachs Keller zu der Zeche lustiger Gesellen. Es ist die unterste, erste Station auf der Lebensreise, die das Genie und der Teufel zusammen durch diese Welt unternehmen, um alle ihre Güter zu prüfen, ob nicht eines davon dem Übermenschen so gefallen möge, daß er darüber seine Sehnsucht nach dem ewigen Gute zu vergessen und darauf an dem irdischen, endlichen Gute haften zu bleiben veranlaßt wird.

Bei der Vollendung des ersten Teiles war außer der Ausfüllung der großen Lücke noch als sehr wichtiges Stück der „Prolog im Himmel" dazugekommen, in dem Mephistopheles Gott dem Herrn die Wette anbietet, daß es ihm, dem niederziehenden Geiste, gelingen werde, den Gottesknecht Faust von seinem Drang nach dem Ewigen, den der Philister Mephisto Tollheit nennt, zu kurieren, so daß Faust, statt in die Höhe zu schauen und sich mit himmlischen Gefühlen zu nähren, zur Erde gewandt mit Lust Staub fressen lernen soll. Als Gott

der Herr ihm gestattet, die Probe anzustellen, da genießt der Teufel schon im voraus seinen Triumph:

„Mir ist für meine Wette gar nicht bange.
Wenn ich zu meinem Zweck gelange,
Erlaubt Ihr mir Triumph aus voller Brust.
Staub soll er fressen, und mit Lust,
Wie meine Muhme, die berühmte Schlange."

Welch ein Triumph wäre es nun für den Teufel gewesen, wenn der Knecht Gottes schon auf dieser ersten Station der Lebensreise in Auerbachs Keller Halt gemacht und in Gesellschaft der Saufkumpane Staub fressen gelernt hätte. Aber so leicht sollte es dem Teufel doch nicht gemacht werden. Es sollte ihm vielmehr keine Mühe und Anstrengung erspart bleiben bei dem Versuche, nach immer neuen Fehlschlägen den hohen Geist des Gottesknechtes vielleicht am Ende doch noch einzufangen. Auf der zweiten Station der Lebensreise handelt es sich um ein schönes, liebendes und geliebtes Weib, also um ein viel höheres und köstlicheres Gut, als feine französische Weine und die lärmende Gesellschaft von Zechgenossen darbieten. Mephisto aber hat dabei schon viel mehr Plage, er muß erst die Gelegenheit für ein Zusammentreffen Fausts mit Gretchen ausspüren, er muß einen kostbaren Schmuck als Geschenk herbeischaffen und dann noch einen zweiten, er muß das Feuer der Wollust schüren, bis Gretchen eine Gefallene und Faust zum Verführer und Mörder geworden ist, er muß dann Faust durch die abgeschmackten Zerstreuungen der Walpurgisnacht schleppen, um ihn abzulenken, während Gretchen inzwischen ins tiefste, furchtbarste Elend gerät, er muß dann Fausts wildem Drohen standhalten, ihn in den Kerker führen, damit Faust die dem Henker Ausgelieferte befreien könne, und als diese, von Grauen erfaßt vor dem Bösen, sich dem Gerichte Gottes übergibt, muß er den Faust mit Gewalt fortreißen, damit dieser nicht bei dem anbrechenden Morgen den Häschern in die Hände falle. Und was ist das Ende aller Mühe für den so verständig redenden und doch im Grunde so dummen Teufel? Es gelingt ihm nicht,

den Übermenschen zu dem Bekenntnis zu bewegen, daß der Liebesgenuß, den Faust doch voll ausgekostet hat, ein so großes Lebensgut sei, daß die Seele ganz davon ausgefüllt und ihre Sehnsucht nach dem ewigen Gut darüber vergessen werden könnte. Auch mit diesem Genuß, der andere Menschen mit so rasender Leidenschaft erfüllt, daß sie alles andere darüber hintenansetzen, vermag der Teufel ihn nicht zu betrügen, auch bei diesem Genuß kann Faust nicht beharren und nicht ein Knecht des Vergänglichen, des Irdischen, des Staubes werden. Auch hierbei lernt also Faust nicht Staub fressen. Eine Lust, die so hinfällig ist, die sich in solchen Jammer und solches Elend zu wandeln vermag, kann nicht die Seele dessen festhalten und ausfüllen, der, wie Spinoza, eine unvergängliche und unwandelbare Lust sucht, wie sie allein in dem inneren Zusammenhange mit dem ewigen Gute gefunden werden kann. Wir erinnern an Spinozas Worte, wie sie Herder in seinem Buche „Gott" wiedergibt: „Ich entschloß mich endlich zu forschen, ob es nicht etwas gebe, das wahrhaft gut sei und sich mitteile, so daß mit Verwerfung alles anderen die Seele von ihm allein Einwirkung erhalte. Ja, ob es etwas gäbe, daß, wenn ich's fände und hätte, mir einen unverrückten, höchsten und ewigen Freudegenuß gewähren könne." Der Freudegenuß in Gretchens Liebe aber verwandelte sich und wurde zu Jammer und Elend: „Jammer, Jammer", ruft Faust aus, „von keiner Menschenseele zu fassen, daß mehr als ein Geschöpf in die Tiefe dieses Elendes versank, daß nicht das erste genug tat für die Schuld aller übrigen in seiner windenden Todesnot vor den Augen des ewig Verzeihenden. Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieser Einzigen." Und wie er an die Kerkertür gelangt: „Mich faßt ein längst entwohnter Schauer, der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an"; der Kunst der Elfen bedarf es im Beginn des zweiten Teiles, um den furchtbaren Eindruck aus Fausts Seele zu tilgen, um „des Herzens grimmen Strauß zu besänftigen, des Vorwurfs glühend bittere Pfeile zu entfernen und sein Inneres von dem erlebten Graus zu reinigen." Und das soll ein höchstes Gut sein, was so in Entsetzen sich wandeln

kann? Nein, Faust ist kein Wollüstling, und der erlebte Graus, der glühend bittere Vorwurf, mit dem die köstliche Liebeslust endet, behütet ihn für immer davor, noch einmal solch eine Kostprobe zu machen. Auch auf dieser Station der Lebensreise bleibt Faust nicht kleben; er hat gründlichst kennen gelernt, was auf ihr erlebt werden kann; nun aber geht die Reise weiter in eine höhere Sphäre, die wir dann im zweiten Teil kennen lernen werden. —

## 11. Eckermanns Gespräche mit Goethe. Die Förderung des zweiten Teils von „Faust": Faust am Hofe des Kaisers. Die Helena-Tragödie.

Bei der Vollendung des ersten Teiles des „Faust" in den Jahren 1797 bis 1806 mußte Goethe auch gleich auf die Vollendung des ganzen Werkes Bedacht nehmen und den zweiten Teil gleichzeitig soweit im Entwurf fertigstellen, daß sich bei der späteren Vollendung des ganzen Werkes kein Widerspruch zwischen dem ersten und zweiten Teile ergeben konnte. Er schreibt an Schiller am 1. Juli 1797: „Meinen Faust habe ich, in Absicht auf Schema und Übersicht, in der Geschwindigkeit recht vorgeschoben." Am 5. Juli: „Ich habe das Ganze als Schema und Übersicht sehr umständlich durchgeführt." Am 4. Mai 1798: „Meinen Faust habe ich um ein Gutes weiter gebracht. Das alte noch vorrätige, höchst konfuse Manuskript ist abgeschrieben und die Teile sind in abgesonderten Lagen, nach den Nummern eines ausführlichen Schemas hinter einander gelegt." Zu diesem ausführlichen Schema gehörten aber nach Pniower Stücke, die sich bereits auf den Schluß des zweiten Teiles beziehen. Im September 1800 teilt Goethe Schiller mit, daß seine Helena aufgetreten sei, das heißt, daß er die Dichtung der Helena-Tragödie des zweiten Teils begonnen habe. Im August 1815 gesteht er seinem Freunde Boisserée, daß vom zweiten Teil vieles auch schon fertig ist. Als Boisserée nach dem Ende des zweiten Teiles fragt, antwortet Goethe: „Das sage ich nicht, darf es nicht sagen, aber es ist auch schon fertig und sehr gut und grandios geraten, aus der besten Zeit." Die wirkliche Fortarbeit aber ruhte seit dem Jahre 1808, und Ende des Jahres 1816 dachte Goethe sogar daran, in seiner Biographie

in einem kurzen Überblick seinen Lesern den Inhalt des geplanten und in einzelnen verstreuten Stellen ausgearbeiteten zweiten Teiles zu erzählen, für den Fall, daß es ihm nicht mehr vergönnt sein sollte, den zweiten Teil zu vollenden. Da seit dem Erscheinen des ersten Teiles im Jahre 1808 immer mehr Zeit verstrich, ohne daß der Dichter der Vollendung des zweiten Teiles näher getreten wäre, so gewöhnte man sich schließlich an den Gedanken, daß der „Faust" unvollendet bleiben würde, und im Jahre 1821 unternahm es infolgedessen Herr Hofrat Schöne in Stralsund seinerseits, diese Fortsetzung des „Faust" zu liefern; er sandte das Manuskript seines zweiten Teils von „Faust" an Goethe, der es mit einigen höflichen ausweichenden Worten zurückschickte. Im April 1825 schrieb, wie Eckermann erzählt, ein junger Student an Goethe, er bitte ihn um den Plan zum zweiten Teil, da er den Vorsatz habe, dieses Werk seinerseits zu vollenden. Endlich war aber Goethe doch dazu gelangt, die Dichtung weiter fortzuführen. Sein Tagebuch vom 26. Februar 1826 vermerkt: „An ‚Faust' einiges gedacht und geschrieben." Von da an bricht die Arbeit nicht mehr ab, bis das ganze Werk im Jahre 1831, kurz vor dem Tode des Dichters, vollendet war. Das große Verdienst aber, den Dichter zur Wiederaufnahme der Arbeit angeregt und ihn jahrelang bis zur Vollendung durch stete, rege, verständnisvolle Teilnahme im Feuer erhalten zu haben, so daß der Stoff nicht wieder zum Gerinnen kam, ehe er die vollendete Form angenommen hatte, dieses große Verdienst gebührt Goethes Freund und Sekretär Johann Peter Eckermann. Aus einfachstem Stande sich durch Fleiß und Intelligenz emporarbeitend, hatte er sich zu einer Zeit Goethe genähert, als dieser sich nach jüngeren studierten Hilfskräften umsah, die ihm bei der Herausgabe seiner Werke zur Seite stehen konnten. Eckermanns bescheidenes, gediegenes, tüchtiges Wesen, seine anschmiegende, weiche Natur, seine große Liebe für Goethe und seine hohe Bewunderung von dessen Werken, machten ihn ganz ausnehmend dafür geeignet, so daß Goethe, als Eckermann sich ihm am 10. Juni 1823 in Weimar vorstellte, nachdem er schon vorher mit ihm Briefe gewechselt

hatte, ihn sehr freundlich aufnahm und schon am anderen Tage damit beauftragte, in den Frankfurter gelehrten Anzeigen aus den Jahren 1772 und 1773 alles das auszuwählen, was nach seiner Meinung von Goethe stammte und in einer Gesamtausgabe der Werke abgedruckt zu werden verdiente. Von da an blieb Eckermann bis zu des großen Dichters Tode in beständigem Verkehr mit ihm als einer seiner getreuesten Freunde und Helfer. Aus ihrem sehr regen Gedankenaustausch aber entstanden die berühmten „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens" von Johann Peter Eckermann, die umsomehr Anspruch auf Treue und Zuverlässigkeit besitzen, als Eckermann die Aufzeichnungen seiner mit Goethe geführten Gespräche diesem vorlegte und sie von ihm billigen und richtigstellen ließ. Diese Gespräche sind eine Fundgrube der interessantesten Mitteilungen über „Faust", wobei man allerdings die tiefsten Aufschlüsse nicht erwarten darf, denn damit hielt Goethe allen, auch Eckermann gegenüber, zurück.

Über den Beginn des zweiten Teiles ist erst neuerdings aus dem Nachlaß Eckermanns eine interessante Bemerkung Goethes bekannt geworden, die uns die Absicht des Dichters deutlich kundgibt. Goethe sagt da zu Eckermann: „Hier ist also der Anfang des zweiten Teiles; da Sie mich kennen, so werden Sie nicht überrascht sein. Ganz in meiner bisherigen milden Art. Es ist, als wäre alles in den Mantel der Versöhnung eingehüllt. Wenn man bedenkt, welche Greuel beim Schluß des ersten Teils auf Gretchen einstürmten und rückwirkend Fausts ganze Seele erschüttern mußten, so konnt' ich mir nicht anders helfen, als den Helden, wie ich's getan, völlig zu paralysieren und als vernichtet zu betrachten, und aus solchem scheinbaren Tode ein neues Leben anzuzünden. Ich mußte hierbei eine Zuflucht zu wohltätigen mächtigen Geistern nehmen, wie sie uns in der Gestalt und im Wesen von Elfen überliefert sind. Es ist alles Mitleid und das tiefste Erbarmen. Da wird kein Gericht gehalten, und da ist keine Frage, ob er es verdient oder nicht verdient habe, wie es etwa von Menschenrichtern geschehen könnte. Bei den Elfen kommen solche Dinge nicht in Erwägung. Denen ist

es gleich, ob er ein Heiliger oder ein Böser, in Sünde Versunkener ist, ‚ob er heilig, ob er böse, jammert sie der Unglücksmann', und so fahren sie in versöhnender Weise beschwichtigend fort und haben nichts Höheres im Sinne, als ihn durch einen kräftigen tiefen Schlummer die Greuel der erlebten Vergangenheit vergessen zu machen: ‚Erst badet ihn in Tau von Lethes Flut'." Soweit Goethe zu Eckermann. Nach der Absicht des Dichters erwacht also Faust aus seinem tiefen Schlummer als ein neuer Mensch, aber mit dem alten „Streben zum höchsten Dasein"; doch Faust wird nicht mehr „des Lebens Fackel entzünden" in wonniger Liebesglut „mit Schmerzen und Freuden wechselnd ungeheuer"; er hat genug davon gekostet; sondern dem farbigen Abglanz des rein Schönen in der Kunst wendet er sich jetzt zu, um auch auf dieser dritten Station der großen Lebensreise alles das in sich aufzunehmen, was auf ihr genossen und erlebt werden kann, um auch hier, in der Sphäre des rein Schönen, schließlich nur einen Abglanz des ewigen Gutes, nicht das ewige Gut selber zu finden. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis" des Unvergänglichen; auch das Vergängliche des schönen Scheins in Natur und Kunst ist nur ein Abglanz, ein Gleichnis der unvergänglichen Schönheit des höchsten Gutes:

„Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig,
Ätherische Dämmerung milde zu begrüßen;
Du, Erde, warst auch diese Nacht beständig
Und atmest neu erquickt zu meinen Füßen,
Beginnest schon mit Lust mich zu umgeben,
Du regst und rührst ein kräftiges Beschließen,
Zum höchsten Dasein immerfort zu streben ...
Sie tritt hervor! — und, leider schon geblendet,
Kehr' ich mich weg, vom Augenschmerz durchdrungen ...
Des Lebens Fackel wollten wir entzünden,
Ein Feuermeer umschlingt uns, welch ein Feuer!
Ist's Lieb'? Ist's Haß? die glühend uns umwinden,
Mit Schmerz und Freuden wechselnd ungeheuer,
So daß wir wieder nach der Erde blicken,

Zu bergen uns in jugendlichstem Schleier.
So bleibe denn die Sonne mir im Rücken!
Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend,
Ihn schau' ich an mit wachsendem Entzücken.
Von Sturz zu Sturzen wälzt er jetzt in tausend,
Dann abertausend Strömen sich ergießend,
Hoch in die Lüfte Schaum an Schäume sausend.
Allein wie herrlich, diesem Sturm entsprießend,
Wölbt sich des bunten Bogens Wechseldauer,
Bald rein gezeichnet, bald in Luft zerfließend,
Umher verbreitend duftig kühle Schauer.
Der spiegelt ab das menschliche Bestreben.
Ihm sinne nach, und du begreifst genauer:
Am farbigen Abglanz haben wir das Leben."

Zu bemerken ist noch: Würde Faust nicht als ein neuer Mensch auftreten, wie könnte er auf der dritten Station der Lebensreise das Neue, das ihm hier im Natur- und Kunstschönen entgegentritt, mit frischer reiner Seele genießen und auf sich wirken lassen. Er wäre nur ein halber Mensch, und wenn er dann zum Schluß auch über die irdische Sphäre des Schönen hinwegschreitet, so würde man dies nicht seinem Ewigkeitsdrang zurechnen, sondern der Geteiltheit seiner Seele, die noch von dem vergangenen Verhältnis zu Gretchen beherrscht und getrübt wäre.

Bevor sich aber Faust dem farbigen Abglanz des Lebens in der reinen Schönheit zuwenden, bevor sich der nordische Geist in ihm mit dem klassischen Schönheitsideal in Gestalt der griechischen Helena vermählen konnte, mußten erst Umwege gemacht werden, wie es bei dem Dichter selbst geschehen war. Bevor Goethe nach Italien gehen konnte, um sich dort ganz dem Genuß und Studium des Natur- und Kunst-Schönen zu widmen, mußte er erst die Dienstjahre am Hofe des Herzogs beenden, den er erst durch Ordnung der Finanzen reich zu machen hatte, um ihn und den Hof alsdann durch Aufführungen, Maskenzüge und Vorlesungen zu unterhalten. Ebenso muß

Faust erst dem Kaiser aus seinen Finanznöten durch die Erfindung des Papiergeldes heraushelfen und dann zur Unterhaltung des Hofes die griechische Helena, das Symbol der Schönheit, aus dem Reiche der Mütter heraufbeschwören. Vorher findet jedoch ein Maskenfest, eine Mummenschanz am Hofe des Kaisers statt, auf der unter anderen Gruppen auch ein riesiger Elefant erscheint, der wie ein Berg sich herandrängt, mit bunten Teppichen die Seiten stolz behängt, ein Haupt mit langen Zähnen und schlangenartigem Rüssel. Auf dem Rücken trägt der Elefant einen Turm, und auf der Spitze dieses Turmes steht auf Zehenspitzen die Viktoria, die Göttin des Sieges und Erfolges, von Glanz umgeben, mit leuchtendem Flügelpaar, jeden Augenblick bereit, davonzufliegen, sobald der Elefant nicht richtig gelenkt wird. Diese Lenkung aber hat die Frau Klugheit übernommen, eine zierlich zarte Frau, die dem Elefanten im Nacken sitzt; mit feinem Stäbchen lenkt sie ihn genau. Um den Koloß in Bewegung zu setzen, bedarf es keines muskelstarken Riesen mit schwerem Stachel, sondern eine zierlich zarte Frau mit feinem Stäbchen genügt, ihn so zu leiten, daß der Erfolg, die Viktoria, der Sieg, nicht davonfliegt, sondern dem Ganzen treue Gefolgschaft leistet. Diese Gruppe bedeutet, daß auch das größte und wichtigste Unternehmen, bezeichnet durch den riesigen Elefanten mit dem Turm auf dem Rücken, zu einem erfolgreichen Ende geführt werden kann, wie die das Ganze krönende Siegesgöttin beweist, und zwar ohne große Anstrengung, denn nur eine zarte Frau mit feinem Stäbchen ist dazu nötig, wenn die Klugheit das ganze Unternehmen leitet. Zu beiden Seiten des Elefanten aber wandeln angekettet, gefesselt, also unschädlich gemacht, zwei andere allegorische Frauengestalten, nämlich die Furcht und Hoffnung. Das bedeutet, daß, wenn diese nicht in Fesseln geschlagen sind, sondern frei ihre Macht entfalten können, alsdann alle Klugheit nichts hilft, sondern in eitel Torheit sich wandelt, daß alsdann der riesige Elefant nicht mehr richtig gelenkt wird, die Siegesgöttin an der Spitze des Ganzen nicht mehr verbleibt und alles dem Verderben und dem Untergang preisgegeben ist. Furcht und Hoffnung müssen

gefesselt sein, wenn die Klugheit oder die Vernunft walten und alles zu einem guten, glücklichen Ende führen soll. Um nämlich mit Klugheit einem bedeutenden Unternehmen rechten Erfolg zu verschaffen, bedarf es eines klaren, unbefangenen Blickes, der die Dinge unvoreingenommen sieht, wie sie in Wirklichkeit sind. Sobald sich aber die Furcht des Herzens bemächtigt, sieht der Mensch alles zu düster an und glaubt Schwierigkeiten und Gefahren wahrzunehmen, wo gar keine vorhanden sind: „Du bebst vor allem, was nicht trifft, und was du nie verlierst, das mußt du stets beweinen." Infolgedessen wird das Tun des Menschen zu vorsichtig, zu bedächtig und ängstlich, man wagt nicht richtig durchzugreifen und entscheidende Maßnahmen zu treffen, man versäumt den günstigen Augenblick und geht so des Erfolges verlustig. Noch gefährlicher ist die trügerische Hoffnung, die alles in einem zu günstigen, zu rosigen Lichte erblicken läßt, so daß die Schwierigkeiten und Gefahren der betreffenden Situation unterschätzt und die vorteilhaften Momente zu günstig angeschlagen werden. Die Hoffnung verführt zu einem leichtsinnigen, überhasteten, unvorsichtigen Handeln und stürzt den, der ihr blindlings folgt, noch rascher ins Verderben als die Furcht. Bei dem klugen, vernünftigen, einen Erfolg versprechenden Tun muß also die richtige Mitte zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Überschätzung und Unterschätzung der Schwierigkeiten und Gefahren der Lage innegehalten werden, wie denn auch der von der Klugheit gelenkte und von dem Sieg gekrönte Elefant in der Mitte wandelt zwischen Furcht und Hoffnung, die zu seinen beiden Seiten, rechts und links gefesselt dahinschreiten. Wenn Furcht und Hoffnung in Zügel gehalten werden in der Weise, daß nicht abwechselnd bald die eine und bald die andere die Alleinherrschaft an sich reißt und das von Sorge erfüllte Gemüt aus einem Extrem in das andere stürzt, wenn Furcht und Hoffnung vielmehr beständig derart gegeneinander ins Gleichgewicht gebracht werden, daß weder Überschätzung noch Unterschätzung der Schwierigkeiten und Gefahren den Geist des Menschen irreführt, sondern eine unbefangene Beurteilung, die der Wirklichkeit und nicht einer

bald von der Furcht und bald von der Hoffnung eingeblasenen Phantasie entspricht, dem Menschen den richtigen Weg weist, dann erst ist ein erfolgreiches, sieggekröntes Handeln möglich. Was den Menschen von jeher am meisten geschadet hat, ist eben dieses Hin- und Hergeworfenwerden zwischen den Extremen der Furcht und der Hoffnung, weil die Menschen dadurch an einem erfolgreichen, fruchtbringenden Tun gehindert werden, und darum nennt die Frau Klugheit Furcht und Hoffnung zwei der größten Menschenfeinde; sie sagt, auf ihre gefesselten Begleiterinnen hindeutend:

„Zwei der größten Menschenfeinde,
Furcht und Hoffnung, angekettet,
Halt' ich ab von der Gemeinde;
Platz gemacht! ihr seid gerettet.

Den lebendigen Kolossen
Führ' ich, seht ihr, turmbeladen,
Und er wandelt unverdrossen
Schritt vor Schritt auf steilen Pfaden.

Droben aber auf der Zinne
Jene Göttin, mit behenden
Breiten Flügeln, zum Gewinne
Allerseits sich hinzuwenden.

Rings umgibt sie Glanz und Glorie,
Leuchtend fern nach allen Seiten;
Und sie nennet sich Viktorie,
Göttin aller Tätigkeiten."

Im vierten Teil seiner berühmten „Ethik" weist Spinoza im 47. Lehrsatz darauf hin, daß, „je mehr wir streben, nach der Leitung der wahren Klugheit oder der Vernunft zu leben, wir desto mehr uns bemühen, von der Hoffnung unabhängig zu sein, von der Furcht uns zu befreien, das Glück, soviel wir vermögen, zu beherrschen, und unsere Handlungen nach der sicheren Weisung der Vernunft zu regeln." Und im Beginn der Vor-

rede zum „Theologisch-Politischen Traktat" sagt Spinoza von der Masse der Menschen, „daß sie in ihrem maßlosen Verlangen nach ungewissen Glücksgütern zwischen Hoffnung und Furcht jämmerlich hin und her taumeln".

Nach dem Maskenfest mit seinen Aufzügen und nach der Erfindung des Papiergeldes, durch das die Finanzen des Kaisers mit einem Schlage in Ordnung gebracht werden, soll Faust zur Belustigung des Kaisers und des Hofes das Urbild alles Schönen in Gestalt der griechischen Helena aus dem Reiche der Mütter heraufbeschwören. Diese Mütter sind die platonischen Ideen. Denn Plato lehrte, daß alle einzelnen Dinge flüchtig und vergänglich seien; was aber in dem flüchtigsten Wechsel der Dinge beharre und immer wieder zum Vorschein komme, das seien die Ideen oder Formen der Dinge. Die einzelne Rose verblüht und zerstäubt, der einzelne Mensch vergeht und wird wieder zu Erde, die Idee der Rose, die Form des Menschen aber bleibt bestehen und verkörpert sich in immer neuen Individuen. So kommt Plato dazu, anzunehmen, daß gerade die unkörperliche Idee oder Form das einzig Wirkliche und Beharrende sei, während die unzähligen einzelnen körperlichen Dinge nur flüchtige, vergängliche Ausprägungen der ewigen Ideen oder Formen seien. Die ewige Idee oder Form gleicht dem Siegel oder Petschaft, die einzelnen körperlichen Dinge dagegen den unzähligen Abformungen dieses Siegels oder Petschaftes in Wachs oder Siegellack. Weil aus dem Schoße dieser ewigen Ideen oder Formen alle Einzeldinge geboren werden, darum nennt Goethe sie die Mütter. Jedes einzelne Ding hat einen Ort, den es ausfüllt, und eine Zeit, innerhalb deren es existiert; jedes endliche Wesen wird aber auch, wie es in der Zeit entstanden ist, so auch mit der Zeit wieder vernichtet und muß dann den Ort wieder verlassen, den es eingenommen hatte. So ist alles, was an Ort und Zeit gebunden ist, vergänglich. Die unvergänglichen Ideen oder Formen dagegen sind nicht an Ort und Zeit gebunden, weil sie ja keine Einzeldinge sind, sondern nur das Schema, den ewigen Begriff der Einzeldinge in der göttlichen Vernunft darstellen. Daher sagt Mephistopheles von den Müttern, den ewigen Ideen:

„Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!"

Diese ewigen Ideen oder Formen der Dinge entsprechen zugleich dem Ideal, dem die Dinge immerfort zustreben, ohne es jemals zu erreichen, weil die ewige Idee oder Form gleich in ihrer höchsten Vollendung gedacht ist, während die wirklich existierenden, vergänglichen Einzeldinge nur unvollkommene Abbilder jener höchsten, idealen Formen sind. Einer höchsten, idealen Form aber strebt auch der Künstler nach, der sie in seinem Stoff, sei es Marmor oder Farben oder Töne, verkörpern will. Auch die künstlerischen Ideen oder idealen Formen wohnen daher im Reiche der Mütter, und Faust, der als Künstler das höchste Schönheitsideal in Gestalt der griechischen Helena zur Erscheinung bringen will, muß daher in das raum- und zeitlose Gebiet sich begeben, wo die Mütter thronen, um dort des glühenden Dreifußes sich zu bemächtigen, des Symbols der glühenden Begeisterung des Künstlers, vermittelst dessen er die Schönheitsgestalt aus dem Reiche der bloßen Ideen zur sinnenfälligen Anschauung zu bringen vermag:

„Und hast du ihn einmal hierhergebracht,
So rufst du Held und Heldin aus der Nacht,"

nämlich Paris und Helena. Der Weihrauch, der auf den glühenden Dreifuß geworfen wird, der zu behandelnde künstlerische Stoff, den die glühende Begeisterung des Künstlers erst auflöst, in Rauch verwandelt, und dann formt, wandelt sich zu künstlerischen Gestalten:

„Dann muß fortan nach magischem Behandeln
Der Weihrauchsnebel sich in Götter wandeln,"

in Götter, die dem Schönheitsideal entsprechen. Nach „magischem Behandeln" heißt soviel als nach genialem Behandeln. Der Künstler, der das Schöne zur Erscheinung bringen will,

bedarf der „magischen Gabe des Genies", sonst wird es Stümperwerk; darum sagt auch gleich darauf Mephistopheles:

„Denn wer den Schatz, das Schöne, heben will,
Bedarf der höchsten Kunst, Magie der Weisen."

Die „Magie der Weisen" ist jenes Erfassen der wesentlichen Form der Dinge, die nur dem Genie eigen ist. Die ewigen Ideen oder idealen Formen prägen sich also einerseits in den unzähligen einzelnen körperlichen Dingen aus, wie das Siegel oder Petschaft in seinen Abdrücken in Wachs oder Siegellack; andererseits sucht der große Künstler vermittelst der „magischen Gabe des Genies" diese idealen Formen in seinem Stoff, den er bearbeitet, abzubilden; darauf deuten Fausts Worte hin, als er aus dem Reiche der ewigen Ideen heraufsteigt:

„In eurem Namen, Mütter, die ihr thront
Im Grenzenlosen, ewig einsam wohnt,
Und doch gesellig, euer Haupt umschweben
Des Lebens Bilder, regsam, ohne Leben.
Was einmal war, in allem Glanz und Schein,
Es regt sich dort; denn es will ewig sein.
Und ihr verteilt es, allgewaltige Mächte,
Zum Zelt des Tages, zum Gewölb der Nächte.
Die einen faßt des Lebens holder Lauf,
Die andern sucht der kühne Magier auf."

„Die einen faßt des Lebens holder Lauf", d. h. sie treten wirklich ins Dasein als lebendige Einzeldinge; „die andern sucht der kühne Magier auf", d. h. der geniale Künstler schafft seine Idealgestalten nach diesen ewigen Ideen im Reiche der Mütter.

Vor den Blicken des Kaisers und des Hofes erbaut sich ein Theater, ein griechischer Tempel erscheint, und vor diesem tritt Paris und Helena auf, die höchste Form der männlichen und weiblichen Schönheit. Da ist es nun sehr ergötzlich zu hören, wie die Herren und Damen vom Hofe, ohne wirkliches Gefühl für das wahrhaft Schöne, nur von ihrem beschränkten persönlichen Standpunkt aus urteilen, und wie dem entsprechend die

Damen für den Paris und gegen die Helena, die Herren für die Helena und gegen den Paris Partei ergreifen und in voreingenommener Weise nur die Einzelheiten kritisieren, statt das Ganze als vollendete, ideale Form ästhetisch auf sich wirken zu lassen. Von wahrer Begeisterung für das Schöne ist bei diesen Hofleuten gar keine Rede. Die Damen sehen in dem Paris den schönen, blühenden jungen Mann und in Helena die häßliche Nebenbuhlerin, die Herren umgekehrt erblicken in der Helena das entzückend schöne, begehrenswerte, reizende Weib und in Paris den flegelhaften Mitbewerber um die Gunst der schönsten Frau. Als Paris hervortritt, ruft die eine Dame aus: „O! welch ein Glanz aufblühender Jugendkraft!" Die zweite bemerkt dazu: „Wie eine Pfirsche frisch und voller Saft!" Die dritte lobt „die feingezogenen, süß geschwollenen Lippen!" Ein Ritter dagegen erklärt: „Den Schäferknecht glaub' ich allhier zu spüren, vom Prinzen nichts und nichts von Hofmanieren." Als die Helena hervortritt, bemerkt ein Herr bewundernd: „Fürstinnen hab' ich dieser Art gesehn; mich deucht, sie ist vom Kopf zum Fuße schön." Eine ältere Dame dagegen findet sie „groß, wohlgestaltet, nur der Kopf zu klein." Eine jüngere bemerkt dazu: „Seht nur den Fuß! Wie könnt' er plumper sein."

Faust als genialer, von Gott begeisterter Mensch aber wird von dem Anblick der vollkommenen Schönheit aufs tiefste ergriffen. Was für die philisterhaften Damen und Herren vom Hofe nur eine belustigende Augenweide ist, mit der sie nichts Tieferes zu verbinden wissen, das ist für das Genie innigste Herzenssache und erfüllt den Übermenschen mit einer solchen Hingebung und Hingerissenheit, daß dieses von ihm selber zur Erscheinung gebrachte Schönheitsideal in der griechischen Helena ihn stärker anzieht, als es jemals ein wirklich existierendes, lebendes schönes Weib zu tun vermocht hätte. Ja, er verwechselt sogar Ideal und Wirklichkeit, er vergißt die banale Gegenwart und lebt so ganz in dem unwirklichen Schauspiel, daß er selber zum Mitspieler darin wird und die Helena dem Paris mit Gewalt zu entreißen beabsichtigt, ein Symbol dafür,

wie ganz der Künstler mit seiner Seele in seinen Gestalten aufgeht. Als sie hervortritt, ruft Faust ganz hingerissen von dem Anblick aus:

„Hab' ich noch Augen? Zeigt sich tief im Sinn
Der Schönheit Quelle reichlichstens ergossen?
Mein Schreckensgang bringt seligsten Gewinn.
Wie war die Welt mir nichtig, unerschlossen!
Was ist sie nun seit meiner Priesterschaft?
Erst wünschenswert, gegründet, dauerhaft!
Verschwinde mir des Lebens Atemkraft,
Wenn ich mich je von dir zurückgewöhne! —
Die Wohlgestalt, die mich voreinst entzückte,
In Zauberspiegelung beglückte,
War nur ein Schaumbild solcher Schöne!
Du bist's, der ich die Regung aller Kraft,
Den Inbegriff der Leidenschaft,
Dir Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn zolle."

Und als Paris zum Schluß die Helena emporhebt, um sie auf seinen Armen als Beute davonzutragen, da will Faust, trotzdem es doch nur Schemen, nur ideale Formen sind, mit Gewalt sich ihrer bemächtigen, das heißt, er sucht mit Gewalt, getrieben von seinem künstlerischen Enthusiasmus, die ideale Anschauung in die Wirklichkeit einzuführen, wobei es notwendig zu einem Konflikt mit der Wirklichkeit, zu einem Zusammenstoß, zu einem Krach, zu einer Explosion kommen muß. Faust will, wie er sagt, das Doppelreich, das große, sich bereiten, das Doppelreich, weil es einerseits das Reich der Ideale, andererseits das Reich der Wirklichkeit ist, die beide zu einem Doppelreich verschmolzen werden sollen. Goethe, der es in Weimar zu tun versuchte, mußte zu seinem Schaden erfahren, daß es nicht durchzuführen ist. Die gemeine Wirklichkeit erdrückte das Kunstideal, und der künstlerische Genius in Goethe war zeitweise wie gelähmt, wie von tiefem Schlaf umfangen. Doch hatte er die Hoffnung, wie er am 24. Juni 1784 an Kayser schrieb, daß der schlafende Genius doch wieder zu wecken sein werde; nur konnte das nicht

in der gemeinen Wirklichkeit Weimars geschehen, sondern fern von allem, was den Genius niederdrückte, auf dem klassischen Boden Italiens. So sehen wir auch Faust durch die bei der gewaltsamen Berührung der Helena entstehende Explosion zu Boden geschleudert und in tiefer Ohnmacht befangen, bis ihn Mephistopheles auf den Rat des Homunculus in die klassische Walpurgisnacht bringt, wo er in Berührung mit dem Boden, auf dem einst Helena gewandelt, sofort wieder zum Leben und zum Bewußtsein erwacht.

Gleich nach der Explosion freilich weiß der Teufel mit dem ohnmächtigen Faust nichts anderes anzufangen, als ihn wieder in sein Studierzimmer zu bringen. Während Mephistopheles sich in der altbekannten Umgebung umschaut, zum Spaß wieder in Fausts alten Pelz schlüpft und sich als Professor gebärdet, stürmt der Baccalaureus herein, den er damals, als der frischgebackene Student sich beim Herrn Professor Rats erholen wollte, so derb gehänselt hatte. Jetzt freilich ist ein äußerst selbstbewußter junger Mann aus ihm geworden, der dem vermeintlichen Professor arg auf den Pelz rückt, und als Mephistopheles auf sein Prahlen bemerkt:

„Zum Lernen gibt es freilich eine Zeit;
Zum Lehren seid Ihr, merk' ich, selbst bereit.
Seit manchen Monden, einigen Sonnen
Erfahrungsfülle habt Ihr wohl gewonnen,"

antwortet der Baccalaureus, in seiner grenzenlosen Einbildung alle notwendige Erfahrung verachtend, in der Meinung, alles von seinem eigenen Geist aus auch ohne Kenntnis der Tatsachen erfassen und bewältigen zu können:

„Erfahrungswesen! Schaum und Dust!
Und mit dem Geist nicht ebenbürtig.
Gesteht! was man von je gewußt,
Es ist durchaus nicht wissenswürdig."

Die eitle Selbsttäuschung dieses Jünglings bringt ihn dazu, zu behaupten, mit ihm erst habe die Welt begonnen, sein Geist erst

habe alles erleuchtet. Nicht des Lichtes der Erfahrung, nicht des „Lichtes der Natur" bedarf es für ihn, den neuen Menschen, der froh nur seinem innerlichen Lichte nachzugehen braucht, um alle Weisheit ausschöpfen zu können. Dieses innerliche Licht steht also im Gegensatz zu dem äußerlichen Licht der Erfahrung und der Natur. Das Genie dagegen ist so weit davon entfernt, ein derartiges Wohlgefallen an sich selber zu empfinden und so überzeugt von sich zu sein, es habe nur seinem innerlichen Lichte zu folgen nötig, daß Faust ausdrücklich mit dem Teufel wettet: „Kannst du mich schmeichelnd je belügen, daß ich mir selbst gefallen mag ... das sei für mich der letzte Tag." Der Philister aber ist bereits des Teufels Untertan und besitzt dieses Wohlgefallen an der eigenen Person und an der eigenen Meinung. Das Genie schaut die Schranken seiner Erkenntnis und bemüht sich daher, durch das Licht der Erfahrung, durch das Licht, das das sorgfältigste Studium der Natur ihm gewährt, sich seinen Pfad zu erhellen; der Philister dagegen, der hier im Baccalaureus scheinbar mit genialischem Sturm und Drang auftritt, ist blind für die Grenzen seiner Erkenntnis und seiner Macht und bildet sich fest ein, mit seinem Geist, mit seinem inneren Licht auch ohne jede Erfahrung und jedes Studium allem gewachsen zu sein. Der Baccalaureus wirft sich daher gar stolz in die Brust und prahlt dem vermeintlichen Professor vor:

„Dies ist der Jugend edelster Beruf!
Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf;
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf;
Da schmückte sich der Tag auf meinen Wegen,
Die Erde grünte, blühte mir entgegen;
Auf meinen Wink, in jener ersten Nacht,
Entfaltete sich aller Sterne Pracht.
Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
Philisterhaft einklemmender Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,

Und wandle rasch, im eigensten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finsternis im Rücken."

Am Schluß des zweiten Teiles werden wir sehen, wie der geniale Faust zuletzt, im Sterben, von seiner geistigen Höhe herabsinkend, zum Philister wird, und wie da der Philistergreis „im eigensten Entzücken" genau so von seinem „innerlichen Lichte" redet, wie hier der Philisterjüngling. Je mehr die mit des greisen Faust geistiger Blindheit hereinbrechende tiefe Nacht ihm das äußere Licht der Natur und der Erfahrung birgt, desto heller leuchtet nach seiner Meinung das Licht in seinem Innern, das heißt die philisterhafte Einbildung, mit dem eigenen Geiste allein alles erfassen und bezwingen zu können: „Die Nacht scheint tiefer, tief hereinzudringen, jedoch im Innern leuchtet helles Licht."

Doch kehren wir zu der Zeit nach der Explosion zurück. Während Faust ohnmächtig in seinem Zimmer liegt, hat sein Famulus Wagner im Beisein des Mephistopheles ein künstliches Menschlein auf chemischem Wege zustande gebracht, den Homunkulus, der allerdings zunächst nur in der gläsernen Retorte zu existieren vermag, aber auch schon von da aus eine sehr lebendige Tätigkeit entfaltet; sagt er doch selbst von sich: „Dieweil ich bin, muß ich auch tätig sein." Wie ich schon früher bei der Erklärung des Homunkulus auseinandersetzte, stellt dieser, wie in einem Punkt zusammengefaßt, die geistigen Eigenschaften des Menschen ohne dessen Körperlichkeit dar. Da aber nach alter Auffassung gerade das Körperliche die geistigen Eigenschaften des Menschen nicht voll zum Durchbruch kommen läßt, so daß man z. B. annimmt, daß bei einigen Menschen erst im Sterben, beim Abfallen des Körperlichen, eine besondere Klarheit des Geistes zutage tritt, die sich in einer Sehergabe äußert, so läßt auch Goethe den Homunkulus, weil dieser noch ungetrübt ist durch die Körperlichkeit, mit einer außerordentlich hohen Intelligenz und einem ganz besonderen Seherblick begabt sein. Daher durchschaut der Homunkulus auch den Zustand des ohnmächtig darniederliegenden Faust, erkennt, was in dessen Seele

vorgeht, und macht es dem Teufel, der dem Zustand Fausts gegenüber ganz ratlos dasteht, klar, wessen Faust bedarf, um wieder zu sich selbst zu kommen, und wohin er daher zu bringen ist:

„Jetzt eben, wie ich schnell bedacht,
Ist klassische Walpurgisnacht;
Das Beste, was begegnen könnte,
Bringt ihn zu seinem Elemente ...
Den Mantel her,
Und um den Ritter umgeschlagen!
Der Lappen wird euch, wie bisher,
Den einen mit dem andern tragen;
Ich leuchte vor."

Wie es dem unkörperlichen Menschlein in der klassischen Walpurgisnacht ergangen ist, haben wir schon früher bei Gelegenheit der Auseinandersetzung von Goethes Entwickelungslehre gesehen. Sobald der Homunkulus verkörperlicht wird — er muß ja mit der niedersten, einfachsten Art der Tiere, als winziges Lebewesen im Meere beginnen — ist es auch vorbei mit seinen hohen geistigen Eigenschaften, und erst wenn er sich durch tausend und aber tausend Formen hindurch zum Menschen und dann immer höher bis zum Genie entwickelt hat, gewinnt er zum Teil wenigstens jene durchdringende geistige Klarheit wieder, die dem körperlosen Wesen gleich anfangs zu teil geworden war. Die Anregung zur Gestalt des Homunkulus hat Goethe schon bei Paracelsus gefunden, der ein wunderliches Rezept gibt, wie man auf chemischem Wege kleine Menschen, Homunkuli, herstellt.

Von Homunkulus, der vorleuchtet, geleitet, langt Mephistopheles mit dem ohnmächtigen Faust auf dem klassischen Boden Griechenlands zu einer Zeit an, da gerade die klassische Walpurgisnacht, eine Versammlung aller klassischen Gespenster und Fabelwesen, gefeiert wird. Kaum hat Mephistopheles den paralysierten Faust auf den Boden gesetzt, da erwacht dieser, und sein erstes Wort ist gleich: „Wo ist sie?" nämlich Helena, die

Repräsentantin der klassischen Formenschönheit. Homunkulus antwortet:

„Wüßten's nicht zu sagen,
Doch hier wahrscheinlich zu erfragen.
In Eile magst du, eh' es tagt,
Von Flamm' zu Flamme spürend gehen:
Wer zu den Müttern sich gewagt,
Hat weiter nichts zu überstehen."

Und so wandert denn Faust durch die klassische Walpurgisnacht, bis ihn der Centaur Chiron auf seinen Rücken nimmt und zur Manto bringt, der Tochter des göttlichen Arztes Äskulap, die ihn in die Unterwelt einführt, wo Faust beziehungsweise Manto den Schatten der Helena von der Göttin der Unterwelt Persephone losbitten sollte, wie Goethe ursprünglich geplant hat. Die Szene ist aber unausgeführt geblieben, und wir hören nur, wie Manto zu Faust, dem sie den Weg zur Unterwelt weist, die Worte spricht:

„Tritt ein, Verwegner, sollst dich freuen!
Der dunkle Gang führt zu Persephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauscht sie geheim verbotnem Gruß.
Hier hab' ich einst den Orpheus eingeschwärzt;
Benutz es besser, frisch! beherzt!"

Im dritten Akt tritt dann die der Unterwelt abgerungene griechische Helena auf, als das Ideal höchster Schönheit, ihr gegenüber Mephistopheles, der Geist, der stets verneint, zur Phorkyas verwandelt, als Typus der furchtbarsten Häßlichkeit. Während Faust zur Unterwelt hinabgestiegen war, um die schöne göttliche Gestalt zu neuem Leben zu erwecken, hatte sich Mephistopheles zu den Phorkyaden, den Töchtern des Chaos, den Sinnbildern der größten Häßlichkeit, begeben, um sich von ihnen für seine Rolle als Gegensatz zur Helena ausstatten zu lassen. Seine so gewonnene Häßlichkeit ist so furchtbar, daß Mephistopheles selber sagt:

„Vor aller Augen muß ich mich verstecken,
Im Höllenpfuhl die Teufel zu erschrecken."

Mephistopheles, der Geist, der stets verneint, bildet immer den Gegensatz zu allem Positiven: der schöpferischen, aufbauenden Macht Gottes gegenüber ist er das Symbol der zerstörenden, vernichtenden Gewalten, dem Guten gegenüber ist er das Böse, dem Wahren gegenüber ist er die Lüge, dem Reichtum gegenüber ist er der Geiz, dem Schönen gegenüber ist er das Häßliche.

Der nordische Faust vermählt sich nun mit der griechischen Helena. Symbolisch ist damit die Vermählung des nordischen Geistes in Goethe mit dem auf dem Boden Italiens wieder aufgelebten klassischen Schönheitsideal, das er dort gesucht und sich zu eigen gemacht hatte, ausgedrückt. Beider, Fausts und Helenas Sohn aber ist Euphorion, die moderne Dichtkunst, die aus dieser Verbindung des nordischen Geistes mit der klassischen Kunst entstand und die einen ihrer genialsten Vertreter in Byron gefunden hatte, der, als Engländer ebenfalls dem Norden angehörig, so lange Zeit in Italien und Griechenland gelebt und in dem klassischen Lande der Hellenen im Kampf um dessen Freiheit sein Leben gelassen hatte. Goethe schätzte ihn außerordentlich hoch und setzte ihm, wie er selber ausdrücklich erklärt hat, als Euphorion im „Faust" ein Denkmal. Am 5. Juli 1827 äußerte Eckermann im Laufe des Gesprächs zu Goethe über Byron: „Je mehr ich ihn lese, desto mehr bewundere ich die Größe seines Talents, und Sie haben ganz recht getan, ihm in der ‚Helena' das unsterbliche Denkmal der Liebe zu setzen." Darauf Goethe: „Ich konnte als Repräsentanten der neuesten poetischen Zeit niemand gebrauchen als ihn, der ohne Frage als das größte Talent des Jahrhunderts anzusehen ist. Und dann, Byron ist nicht antik und nicht romantisch, sondern wie der gegenwärtige Tag selbst. Einen solchen mußte ich haben. Auch paßte er übrigens ganz wegen seines unbefriedigten Naturells und seiner kriegerischen Tendenz, woran er in Missolunghi zugrunde ging." Von diesem kriegerischen Drange erfüllt, ruft Euphorion aus:

„Nein, nicht ein Kind bin ich erschienen,
In Waffen kommt der Jüngling an;
Gesellt zu Starken, Freien, Kühnen
Hat er im Geiste schon getan.
Nun fort!
Nun dort
Eröffnet sich zum Ruhm die Bahn."

Wie Byron mitten in seinem Lauf zugrunde ging, so auch Euphorion. Von seinem kriegerischen Enthusiasmus getrieben, stürzt er sich, das Unmögliche versuchend, vom Felsen in den Kampf und zerschmettert. Aus der Tiefe der Unterwelt ertönt seine Stimme und ruft seine Mutter zu sich herab:

„Laß mich im düstern Reich,
Mutter, mich nicht allein!"

Und scheidend spricht Helena zu Faust:

„Ein altes Wort bewährt sich leider auch an mir:
Daß Glück und Schönheit dauerhaft sich nicht vereint.
Zerrissen ist des Lebens wie der Liebe Band;
Bejammernd beide, sag' ich schmerzlich Lebewohl
Und werfe mich noch einmal in die Arme dir.
Persephoneia, nimm den Knaben auf und mich!"

Der tiefe Sinn des Ganzen aber ist der, daß auch der höchste Genuß des Schönen und die vollendete Ausübung der Kunst den über alles Endliche hinausstrebenden Geist des göttlichen Menschen auf die Dauer doch nicht auszufüllen vermag; sonst wäre Byron, der das Schönste der antiken Kunst genossen und selber die höchste Künstlerschaft erreicht hatte, dem Gebiet des Schönen treu geblieben und hätte nicht, wie Faust ewig unbefriedigt, sich auf ein der Kunst völlig fremdes Gebiet begeben, als er sich den griechischen Freiheitskämpfern anschloß, um das Joch der Osmanen brechen zu helfen. Euphorion, der Sohn Helenas und Fausts, hat von der Mutter die künstlerische Fähigkeit, die entzückende Harmonie geerbt, so daß sogar der Teufel

in sein begeistertes Lob ausbricht, eine wunderbare Huldigung für Byrons große Kunst:

„Und so regt er sich gebärdend, sich als Knabe schon verkündend
Künftigen Meister alles Schönen, dem die ewigen Melodien
Durch die Glieder sich bewegen; und so werdet ihr ihn hören,
Und so werdet ihr ihn sehn zu einzigster Bewunderung."

Vom Vater aber hat Euphorion das Streben über alles Irdische hinaus nach dem ewigen Gute geerbt, und darum genügt dem Euphorion auch nicht die höchste irdische Schönheit und Harmonie in der edelsten Kunst, so daß er sie hinwirft um eines politischen Kampfes willen. Und soll der Vater anders denken als der Sohn, der diese Gesinnungsweise erst von ihm geerbt hat? Für Faust ist das Erlebnis auf dieser dritten Station der Lebensreise damit erschöpft. Auch die höchste Schönheit in der Kunst bringt ihn nicht dahin, im Genuß, so edel und köstlich dieser auch ist, zu beharren. Auch hier wird er nicht Knecht und lernt er nicht Staub fressen, da auch die höchste irdische Schönheit der ewigen Schönheit gegenüber nur Staub ist. Zerrissen ist der Liebe Band, sagt Helena, und trauernd steigt sie zu den Schatten, nur ihr Gewand zurücklassend. Was übrig bleibt, auch wenn man in der Kunst nicht ein höchstes, ewiges Gut zu erblicken vermag, ist doch die schöne, edle Form, die dazu dient, das Gemeine des Lebens zu verhüllen und das Abstoßende fern zu halten. Nicht der letzte Zweck, nicht das höchste Ziel des Lebens, nicht „der Weisheit letzter Schluß" ist das Schöne und die Kunst, nicht gibt sie dem Leben einen wirklichen Inhalt, der das nach dem höchsten Gut sich sehnende Herz dauernd befriedigen könnte. Wohl aber macht Schönheit und Kunst das Leben erträglich, indem sie dem Häßlichen und Gemeinen gegenüber als Gegengewicht dient und die Blicke davon ablenkt, wie die in ihrer strahlenden Schönheit leuchtende Helena die Blicke ablenkt von der grauenhaften Häßlichkeit des zur Phorkyas umgestalteten Mephistopheles. Das ist der Grund, warum Faust das Gewand der Helena, die schöne Form, die allein ihm bleibt, festzuhalten aufgefordert wird.

„Halte fest, was dir von allem übrig blieb.
Das Kleid, laß es nicht los! Da zupfen schon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reißen. Halte fest!
Die Göttin ist's nicht mehr, die du verlorst,
Doch göttlich ist's. Bediene dich der hohen
Unschätzbarn Gunst und hebe dich empor:
Es trägt dich über alles Gemeine rasch
Am Äther hin, so lange du dauern kannst."

Und wie Euphorion-Byron die Kunst verließ, um sich der Erreichung eines praktischen Zieles, der Befreiung Griechenlands zu widmen, so wendet sich auch Faust einer neuen Region des Lebens zu, wo er praktisch als Herrscher auf seinem eigenen Gebiet und in seinem eigenen Besitz schaffen und wirken kann, eine neue Station auf dem Lebenswege, die vierte und letzte, von der wir dann im nächsten Kapitel reden werden. —

## 12. Goethes letzte Lebenszeit. „Dichtung und Wahrheit". Die Vollendung des Hauptwerkes. Der sterbende Faust und seine Rückkehr zu den ewigen Gründen.

Goethes letzte Lebenszeit war ausgefüllt von dem rastlosen Streben, das ihn sein ganzes Leben hindurch bewegt hatte. Kunst und Natur waren die Pole, die ihn abwechselnd anzogen; so beschäftigte ihn einerseits eine französische Übersetzung seiner „Metamorphose der Pflanzen", zu der er verschiedene Zusätze machte, andererseits die Vollendung des vierten Teiles von „Dichtung und Wahrheit" und des zweiten Teils von „Faust". In diesem vierten Teil von „Dichtung und Wahrheit" kommt er im 16. Buch noch einmal ausführlich auf Spinoza zu sprechen und zeigt, welch tiefen Eindruck dessen Lehre auf ihn gemacht habe, indem er zugleich ihren Kern zu enthüllen sucht: „Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereignis, alles ruft uns zu, daß wir entsagen sollen." So klagt auch Faust:

„Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt."

Goethe fährt fort: „So manches, was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach außen hervorbilden; was wir von außen zur Ergänzung unseres Wesens bedürfen, wird uns ent-

zogen, dagegen aber so vieles aufgedrungen, das uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht ins klare sind, finden wir uns genötigt, unsere Persönlichkeit erst stückweise und dann völlig aufzugeben. Dabei ist es aber hergebracht, daß man denjenigen nicht achtet, der sich deshalb ungebärdig stellt; vielmehr soll man, je bitterer der Kelch ist, eine desto süßere Miene machen, damit ja der gelassene Zuschauer nicht durch irgend eine Grimasse beleidigt werde. Diese schwere Aufgabe jedoch zu lösen, hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft, Tätigkeit und Zähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn zu Hilfe, der ihm unzerstörlich verliehen ist. Hierdurch wird er fähig, dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas Neuem greifen darf; und so stellen wir uns unbewußt unser ganzes Leben immer wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der anderen, Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, alles probieren wir durch, um zuletzt auszurufen, daß alles eitel sei. Niemand entsetzt sich vor diesem falschen, ja gotteslästerlichen Spruch, ja man glaubt etwas Weises und Unwiderlegliches gesagt zu haben. Nur wenige Menschen gibt es, die (wie Spinoza) solche unerträgliche Empfindung vorausahnen und, um allen teilweisen Resignationen auszuweichen, sich ein für allemal im ganzen resignieren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Notwendigen, Gesetzlichen und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden. Weil aber hierin wirklich etwas Übermenschliches liegt, so werden solche Personen gewöhnlich für Unmenschen gehalten, für gott- und weltlose, ja, man weiß nicht, was man ihnen alles für Hörner und Klauen andichten soll," wie man es ja bei Spinoza gründlichst getan hat.

Den Spruch, daß alles eitel sei, nennt Goethe darum falsch, ja gotteslästerlich, weil dabei übersehen wird, daß Gott selbst, das höchste Gut, nicht eitel ist, sondern die höchste vollkom-

menste Wirklichkeit, das höchste Dasein in sich enthält. So schreibt Goethe an Jacobi: „Spinoza beweist nicht das Dasein Gottes, das Dasein ist Gott." Das Dasein, die Allnatur aber ist nicht eitel, sondern das wahrhaft Bestehende, Ewige und Vollkommene. Eitel ist nur das Flüchtige, Nichtige, das ein Dasein vorspiegelt, ohne es zu besitzen. Die Menschen im allgemeinen aber hängen sich eben an das Flüchtige, Nichtige, jagen vergänglichen Gütern nach in der Meinung, in ihnen wahres Glück, wahre Befriedigung, wahre Ruhe des Gemütes zu finden, und wenn sich dann die Scheingüter dieser Welt eben als Scheingüter erweisen, als flüchtig, nichtig und vergänglich, dann klagen die Menschen darüber und sagen, alles sei eitel, während sie sich selber anklagen sollten, daß sie das ewige Gut in Dingen suchten, in denen es nicht vorhanden ist und nicht vorhanden sein kann, weil das ewige höchste Gut die Allnatur in ihrer Gesamtheit, der ganze ewige vollkommene Gott ist, nicht einzelne aus dem großen ewigen Zusammenhang herausgerissene Erscheinungen, die, weil sie eben nur einzelne Erscheinungen der Allnatur oder Gottes sind, nicht den ewigen, vollkommenen Inhalt besitzen können, der nur der Allnatur in ihrer Gesamtheit, nur dem ganzen, ewigen und vollkommenen Gotte zukommt. „Alles Vergängliche ist" eben „nur ein Gleichnis" des Unvergänglichen, ein flüchtiger, vergänglicher Abschein. Wer diesen flüchtigen, vergänglichen Abschein des höchsten Gutes für das höchste Gut selbst nimmt, wer das, was nur ein Gleichnis, ein Hinweis auf das Unvergängliche ist, für das Urwesen selbst ansieht, der muß sich betrogen sehen. Statt Gott betet er einen Götzen an, indem er das als Gott anbetet, was nur ein flüchtiger Schein von Gott ist, wie einer, der den niedersten Diener des Hofstaates für den Kaiser hält und ihm seine Verehrung zollt, während er den höchsten Herrscher selbst nicht erkennt und mißachtet. Eben weil die aus dem großen Zusammenhang der Allnatur einzeln herausgenommenen irdischen Güter für sich allein nichts bedeuten, darum haben sie keinen Bestand und keinen wahrhaft vollkommenen Inhalt, sondern gehen rasch vorüber und sind unvollkommen und unbeständig. Wer sie aber als das nimmt, was sie sind,

als einzelne Erscheinungen der Allnatur, wer sie also im Zusammenhang mit der Allnatur, mit dem Wesen Gottes betrachtet, sub specie aeterni, unter dem Bilde der Ewigkeit, der erkennt das ewig Gesetzmäßige, Wiederkehrende, Notwendige auch der flüchtigsten, vergänglichsten Erscheinungen: „Wie alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt!" Für den ist nichts eitel, sondern alles bestätigt ihm den großen Zusammenhang, die notwendige, gesetzmäßige Einheit des Ganzen, und so wird er durch die liebevollste Betrachtung auch der flüchtigsten, vergänglichsten Einzelheiten immer wieder zur Allnatur, zu Gott geführt. „Solche Menschen", sagt Goethe „überzeugen sich von dem Ewigen, Notwendigen, Gesetzmäßigen und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden." Soche Menschen werden nicht erst durch das Schicksal gezwungen, auf das Festhalten flüchtiger, vergänglicher Güter Verzicht zu leisten, und sie versuchen dann nicht immer von neuem dasselbe törichte Spiel, etwas Unvergängliches im Vergänglichen zu erhaschen, sondern sie stellen jedes an seinen Ort, suchen ein wahres, vollkommenes Dasein, ein ewiges Gut nur in der Allnatur oder Gott und sehen in den einzelnen irdischen Gütern nur flüchtige Erscheinungen, die, ewigen Gesetzen folgend, jeden Augenblick wieder aus der Welt der Erscheinungen verschwinden können, um in das Reich der Mütter, der ewigen Ideen Gottes zu tauchen. Aber nur wenige Menschen gibt es, sagt Goethe, die das zu tun imstande sind. Statt immer wieder vom Schicksal gezwungen zu werden, Verzicht zu leisten, verzichten sie freiwillig ein für allemal darauf, hier auf Erden jemals in einem einzelnen Gut, sei es noch so köstlich und verführerisch, die höchste Befriedigung zu finden und sich dabei als einem letzten Schlusse der Weisheit zu beruhigen.

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan! . . .
Werd' ich zum Augenblicke sagen:

Verweile doch! du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehn."

So wettet Faust mit dem Teufel, und man erkennt daran den innigen Zusammenhang der Grundidee des Faustgedichtes mit der Philosophie Spinozas. Wohl erlebt Faust viele köstlich schöne Augenblicke, so in dem Liebesverkehr mit Gretchen, so im Genuß der höchsten Schönheit in der symbolischen Vermählung mit Helena; aber immer bleibt er sich dessen bewußt, daß es eben nur flüchtige Augenblicke sind, die nicht für die Dauer festgehalten werden können, die man nicht verweilen heißen kann, und darum kann der Teufel ihn auch nicht dazu bringen, aus diesen Köstlichkeiten Götzen zu machen und so Gott selbst zu verleugnen. Für Faust bedarf es aber noch einer letzten Probe auf der vierten Station der Lebensreise. Was von den Menschen neben dem Vergnügen am einfachsten Lebensgenuß in gutem Essen und Trinken in fröhlicher Gesellschaft, neben dem Genuß im Besitz eines geliebten Weibes und neben dem Genuß des Natur- und Kunstschönen am meisten geschätzt wird, ist der Genuß, der im Machtbesitz, im Reichtum, in der Herrschaft liegt, in der Möglichkeit zu befehlen, über das Schicksal anderer zu bestimmen. Auch dies hohe irdische Gut soll Faust auskosten und sich alsdann wiederum für unbefriedigt erklären oder wirklich das höchste Ziel, „der Weisheit letzten Schluß" darin finden, bei dem es sich verlohnt, zu bleiben und den Augenblick verweilen zu heißen.

Um dem Faust dieses Besitztum zu verschaffen, muß ihm Mephistopheles im vierten Akt eine Schlacht für den bedrängten Kaiser gewinnen helfen, der zum Dank dafür dem Faust den weiten Seestrand überläßt, wo sich dieser durch Zurückdrängung des Meeres vermittels gewaltiger Dammbauten ein eigenes reichbevölkertes Besitztum schafft, während seine Schiffe die Meere beherrschen und teils durch friedlichen Handel, teils durch kriegerische Unternehmungen und Piraterie ungezählte Reichtümer für ihn zusammenschleppen. Sein Volk aber gedeiht

auf dem dem Meere abgerungenen Boden und vermehrt sich, wenn es auch täglich von der Gefahr bedroht ist, von den die Dämme durchbrechenden Wasserfluten ertränkt zu werden. Lange hat es gedauert, bis dieses Riesenwerk vollendet worden war, und Faust ist darüber sehr alt geworden; Goethe denkt ihn sich beim Beginn des letzten Aktes, wie er zu Eckermann sich äußert, als hundertjährig. Daß Faust sich aber, nachdem er so Großes erreicht und so Gewaltiges geleistet, dabei beruhigt hätte und mit sich selber und seinem Besitz zufrieden gewesen wäre, davon ist wiederum keine Rede. Vielmehr genügt eine ganz geringe Unvollkommenheit an seinem gewaltigen Besitztum, eine kleine unbedeutende Störung in seiner nächsten Nachbarschaft, um ihn das ganze große Werk verfluchen zu lassen. In der Nähe seines Palastes befindet sich nämlich noch ein kleines, einem steinalten Paar, dem Philemon und der Baucis, gehöriges Gütchen, eine Hütte, eine Kapelle und einige alte Lindenbäume umfassend. So harmlos diese beiden alten Leutchen sind und so unbedeutend ihr kleines Besitztum ist, so fühlt sich doch Faust durch diese Nachbarschaft gestört und beschränkt. Als fromme Leute beten sie oft in ihrer kleinen Kapelle, läuten dann die Glocke und bringen so dem nahe benachbarten Schloßherrn ihre Gegenwart in unliebsame Erinnerung. In dem Gezweig der alten hohen Linden aber hätte sich Faust gar zu gern ein Gerüst bauen lassen, um von dort das neu geschaffene Land weit überschauen zu können. Vergebens hat er dem alten Paar mehrfach einen Tausch angeboten; für das kleine Gütchen wollte er ihnen unten im flachen Lande, auf dem dem Meere abgerungenen Boden, ein schönes neues Gut übergeben, und der Mann, Philemon, wäre nicht abgeneigt gewesen, auf den vorteilhaften Tausch einzugehen; aber die Frau, als der konservativere Teil zäher an dem Hergebrachten, Alten festhaltend, will nichts davon wissen. Ganz erbost erzählt sie dem Wanderer, der bei ihnen eingekehrt ist, von Faust:

„Gottlos ist er, ihn gelüstet
Unsre Hütte, unser Hain;

Wie er sich als Nachbar brüstet,
Soll man untertänig sein."

Philemon wagt einzuwerfen:

„Hat er uns doch angeboten
Schönes Gut im neuen Land!"

Baucis antwortet:

„Traue nicht dem Wasserboden,
Halt auf deiner Höhe Stand!"

Philemon bricht das Gespräch ab, indem er zum Abendgebet auffordert:

„Laßt uns zur Kapelle treten,
Letzten Sonnenblick zu schaun!
Laßt uns läuten, knieen, beten,
Und dem alten Gott vertraun!"

Faust, der gleich darauf das Läuten hört, wird wieder einmal daran erinnert, daß sich in seinem schönen Besitztum dieser unangenehme Flecken bemerkbar macht, und diese geringe Unvollkommenheit läßt ihn fühlen, daß sein gewaltiges, selbst errungenes und selbst geschaffenes Reich auch nur irdischer Tand und kein höchstes vollkommenes Gut ist, bei dem man sich beruhigen, in dessen Besitz man eine endgültige Befriedigung empfinden könnte. Auffahrend ruft Faust voll Ingrimm aus:

„Verdammtes Läuten! Allzuschändlich
Verwundet's, wie ein tückischer Schuß;
Vor Augen ist mein Reich unendlich,
Im Rücken neckt mich der Verdruß,
Erinnert mich durch neidische Laute:
Mein Hochbesitz, er ist nicht rein,
Der Lindenraum, die braune Baute,
Das morsche Kirchlein ist nicht mein,
Und wünscht' ich dort mich zu erholen,
Vor fremden Schatten schaudert mir,
Ist Dorn den Augen, Dorn den Sohlen;
O! wär' ich weit hinweg von hier!"

Mephistopheles, als Schiffshauptmann, bringt ihm neue Schätze in den Palast geschleppt und fordert ihn auf, anzuerkennen, wie Großes Faust erreicht habe, damit er sich nun für wahrhaft befriedigt erklären und den Augenblick verweilen heißen könne:

„So sprich, daß hier, hier vom Palast
Dein Arm die ganze Welt umfaßt.
Von dieser Stelle ging es aus,
Hier stand das erste Bretterhaus;
Ein Gräbchen ward hinabgeritzt,
Wo jetzt das Ruder emsig spritzt.
Dein hoher Sinn, der Deinen Fleiß
Erwarb des Meers, der Erde Preis.
Von hier aus —"

Doch weiter läßt ihn Faust nicht kommen. Das Wort „hier" erinnert ihn an das Beschränktsein durch das Hier, durch den Raum, erinnert ihn daran, daß hier dicht bei ihm ein Hindernis ihm trotzt, das er nicht zu bewältigen vermag, und daß daher das ganze schöne Besitztum einen Flecken behält und sein Werk nicht vollkommen genannt werden kann.

„Das verfluchte Hier!
Das eben, leidig lastet's mir.
Dir Vielgewandten muß ich's sagen,
Mir gibt's im Herzen Stich um Stich,
Mir ist's unmöglich zu ertragen!
Und wie ich's sage, schäm' ich mich.
Die Alten droben sollten weichen;
Die Linden wünscht' ich mir zum Sitz,
Die wenig Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Weltbesitz.
Dort wollt' ich, weit umher zu schauen,
Von Ast zu Ast Gerüste bauen,
Dem Blick eröffnen weite Bahn,
Zu sehn, was alles ich getan,

Zu überschaun mit einem Blick
Des Menschengeistes Meisterstück,
Betätigend mit klugem Sinn
Der Völker breiten Wohngewinn. —

So sind am härtsten wir gequält,
Im Reichtum fühlend, was uns fehlt.
Des Glöckchens Klang, der Linden Duft
Umfängt mich wie in Kirch' und Gruft.
Des allgewaltigen Willens Kür
Bricht sich an diesem Sande hier.
Wie schaff' ich mir es vom Gemüte!
Das Glöcklein läutet, und ich wüte."

So sehen wir, wie der schaffende Mensch selbst in seinem gewaltigsten Wirken auf Widerstände stößt, die ihm seine Eingeschränktheit zum schmerzlichsten Bewußtsein bringen; darum ruft Faust aus:

„Das Widerstehn, der Eigensinn
Verkümmern herrlichsten Gewinn,
Daß man, zu tiefer, grimmiger Pein,
Ermüden muß, gerecht zu sein."

Also auch in diesem vierten und letzten Abschnitt der Lebensreise ist von einer dauernden Befriedigung Fausts keine Rede. Ungeduldig möchte er das Ganze hinwerfen, weil eine kleine Unvollkommenheit an seinem großen Werk ihn ärgert: „O! wär' ich weit hinweg von hier!" Mephistopheles ist schnell mit seinem Rat zur Hand und will die Leutchen einfach nehmen und forttragen; Faust macht ihn noch einmal darauf aufmerksam:

„Das schöne Gütchen kennst du ja,
Das ich den Alten ausersah."

Es ist ja nicht die Habsucht, die unsern Helden bewegt, sondern der Vollkommenheitstrieb; er will sein Besitztum vollkommen, rein haben, darum sollen die alten Leutchen nicht

etwa ihres Besitztums einfach beraubt, sondern nur genötigt werden, für ihr altes Besitztum ein neues, schöneres einzutauschen; aber der Teufel mit seinen drei gewaltigen Gesellen führt den Auftrag anders aus, als es Faust gemeint hatte: die alten Leutchen kommen dabei um und das Hüttchen, die Linden gehen in Flammen auf. Faust flucht dem wilden Tun:

„Wart ihr für meine Worte taub!
Tausch wollt' ich, wollte keinen Raub.
Dem unbesonnenen wilden Streich,
Ihm fluch' ich; teilt es unter euch!"

Aus dem zusammenbrechenden Hüttchen aber treibt ein Schauerwind Rauch und Dunst zu Faust, der von seinem Balkon aus hinunterschaut, herüber, und mit dem Rauch und Dunst schweben schattenhaft vier graue Weiber auf den Palast zu. Fausts Ende naht, sein Schicksal erfüllt sich, und die Schwestern des Todes, der Mangel, die Schuld, die Sorge und die Not, nahen sich dem hundertjährigen Faust als Verkünder des Endes:

„Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne!
Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,
Da kommt er, der Bruder, da kommt er, der — — — Tod."

Wohl können Mangel, Schuld und Not nicht in den Palast des Reichen gelangen, keiner aber ist so reich und mächtig, daß er nicht der Sorge erliegt, wenn ihr nicht die „magische Gabe des Genies" die Spitze bietet: „Die Sorge, sie schleicht sich durchs Schlüsselloch ein." Ein Zeichen des nahenden Todes ist es aber, daß die „magische Gabe des Genies" von Faust abfällt. Wie der Körper schließlich eine Beute der Vernichtung wird, so auch der Geist, der oft im Alter sich verdüstert. Goethe führt mit Eckermann ein langes Gespräch darüber am 11. März 1828, auf das ich in meinem Buche „Faust, Hamlet, Christus" ausführlich eingegangen bin. Ein Zeichen der beginnenden Verfinsterung seines Geistes ist es, daß Faust nur noch undeutlich aufzufassen vermag, was die gespenstischen grauen Weiber miteinander reden:

„Den Sinn der Rede konnt' ich nicht verstehn.
Es klang so nach, als hieß' es — Not,
Ein düstres Reimwort folgte — Tod."

Sein magisches Schauen, das ihm bis dahin die gespenstischen Mächte, die das Leben beherrschen, deutlich gezeigt hatte, beginnt ihn zu verlassen. Die Sorge ist für ihn unsichtbar geworden, sie wird den Wehrlosen überfallen und sich seiner bemächtigen: „Vier sah ich kommen, drei nur gehn." Den schlimmsten Feind, die Sorge, die zu ihm hinstrebt, wird er nicht mehr gewahr. Und entsprechend dieser Verdüsterung des Geistes des sterbenden Helden vollzieht sich eine Umwandlung seines Urteils über das, was ihn bis dahin zum Übermenschen gemacht und ihm die Welt und sein eigenes Inneres erleuchtet hatte, eine Umwandlung seines Urteils über die „magische Gabe des Genies". Von der Höhe seines Übermenschentums herabsinkend und sich dem Philisterwesen nähernd, beginnt er über die „magische Gabe des Genies" auch wie ein Philister zu denken, der sie nur für Zauberspuk und Blendwerk, für nichtig und unheilvoll hält. Zu der Zeit, da bei den alchimistischen Naturphilosophen der Begriff der göttlichen Magie entstand, da gab es auch viele philisterhafte Gelehrte, die diesen hohen Begriff der Magie, in unserm heutigen Sinne Genie, nicht anerkannten, sondern alles das für gemeinen Zauber und Teufelsspuk erklärten, was über das Alltägliche und Althergebrachte hinausging. So verwechselt jetzt auch der sinkende Faust die hohe edle „Magie der Weisen" mit gemeinen „Zaubersprüchen" und glaubt sich von diesem Spuk befreien zu müssen, um als einfacher Mensch ohne jede magische Geisterhilfe die Natur bewältigen zu können. Während der geniale Mensch, der Übermensch, sich immer dessen deutlich bewußt bleibt, daß er in seiner Eingeschränktheit und Abhängigkeit nicht als ein Einzelner und von dem großen Zusammenhang der Natur Abgesonderter dasteht, „ein Mann allein" der Natur gegenüber, sondern daß er stets nur in dem Naturzusammenhang und mit Hilfe der Natur zu existieren und zu wirken vermag, bildet

sich der philisterhafte Mensch allerdings ein, daß die Natur als ein Fremdes ihm gegenüberstehe und von ihm nach Willkür beherrscht werden könne.

„Es tönte hohl, gespensterhaft gedämpft.
Noch hab' ich mich ins Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur, vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein."

Solch ein Mensch glaubt er früher gewesen zu sein, bevor er sich der Magie ergeben, die er nun als etwas Düsteres betrachtet, während sie ihm gerade erst sein Ich und die Welt erleuchtet hatte. Und daß er über sich und die Welt hinausgeschritten war, wie es die göttliche Magie und der fromme Sinn der Mystik lehrt, daß er sich und die Welt verflucht hatte, weil er kein Wohlgefallen an sich selber und keine endgültige Befriedigung in dieser Welt finden konnte, das nennt er jetzt bei seinem veränderten Standpunkt frevelhaft. Er preist den gewöhnlichen Menschen:

„Das war ich sonst, eh' ich's im Düstern suchte,
Mit Frevelwort mich und die Welt verfluchte."

Die magische Gabe des Genies verwandelt sich ihm nun in gemeinen Aberglauben:

„Nun ist die Luft von selchem Spuk so voll,
Daß niemand weiß, wie er ihn meiden soll.
Wenn auch ein Tag uns klar vernünftig lacht,
In Traumgespinst verwickelt uns die Nacht;
Wir kehren froh von junger Flur zurück,
Ein Vogel krächzt; was krächzt er? Mißgeschick.
Von Aberglauben früh und spat umgarnt:
Es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt."

Indem die Sorge sich ihm nähert, packt ihn zugleich die Furcht; denn die Sorge hat ja, wie wir aus dem ersten Teil wissen, ein

doppeltes Antlitz, ein schreckendes und ein lockendes in Furcht und Hoffnung. Wenn wir uns um die Dinge dieser Welt ernstlich Sorge machen, so geraten wir bald in Furcht, wenn das Geschick uns das Liebste zu entreißen droht, bald werden wir von der Hoffnung umschmeichelt, in dem sichern Besitz unseres irdischen Gutes ein fest gegründetes Glück genießen zu können. Als Übermensch, vermittelst der „magischen Gabe des Genies", riß sich Faust von aller Sorge und damit von aller Furcht und Hoffnung los. Gleich im Beginn des ersten Teiles sagt Faust: „Fürchte mich weder vor Hölle noch Teufel." Und als Mephistopheles ihn mit der Hoffnung auf den ruhigen Genuß irdischer Güter zu fangen sucht, da wettet Faust mit ihm, wenn es je gelingen sollte, ihn mit den Genüssen dieser Welt zu betrügen, ihn mit der trügerischen Hoffnung auf endgültige Befriedigung in den Gütern dieser Welt zu erfüllen, daß er dann von seinem jetzigen Standpunkt als Übermensch aus sich selbst verachten und zum Teufel gehen will. Hier am Schluß sehen wir nun, daß mit dem Verlust des Übermenschentums, mit dem Abfallen der „magischen Gabe des Genies", sogleich die gemeine menschliche Sorge sich naht, und daß in ihrem Gefolge zunächst die Furcht und dann später die Hoffnung sich des seelisch taub und blind werdenden Faust bemächtigen. Mit der Furcht aber ist nach Spinozas Ausführungen der Aberglaube verbunden, wie es im Beginn des „Theologisch-politischen Traktates" heißt: „Wir finden, daß vorzugsweise solche Menschen, welche nach unsicheren Glücksgütern recht heftiges Verlangen tragen" (und damit der Macht der Sorge unterworfen sind), „jeder Art von Aberglauben zugetan sind ... Die Vernunft nennen sie blind, die Ausgeburten ihrer Einbildungskraft dagegen, Träume und kindische Albernheiten, halten sie für göttliche Orakel und meinen sogar, Gott sei den Weisen abhold und habe seine Beschlüsse nicht in den Geist des Menschen, sondern in die Eingeweide der Tiere geschrieben, und Narren, Irrsinnige, sogar Vögel verkündeten die Beschlüsse Gottes zufolge göttlicher Eingebung. So närrisch macht die Menschen die Furcht; sie ist es, die den Aberglauben erzeugt, nährt und begünstigt." .Auf

Träume also legt der Aberglaube Gewicht, darum sagt der abergläubisch gewordene greise Faust: „Wenn auch ein Tag uns klar vernünftig lacht, in Traumgespinst verwickelt uns die Nacht." Und Vögel sollen, wie der Aberglaube meint, die Zukunft verkünden können; darum Faust: „Ein Vogel krächzt, was krächzt er? Mißgeschick", das der Vogel verkündet. Und wie Furcht und Aberglaube zusammenhängen, zeigen gleich die nächsten Worte Fausts: „Von Aberglauben früh und spat umgarnt: es eignet sich, es zeigt sich an, es warnt, und so verschüchtert stehen wir allein. Die Pforte knarrt, und niemand kommt herein." Erschüttert, von Furcht gepackt setzt er hinzu: „Ist jemand hier?" Er ist ja blind geworden für die Sorge, er konnte es nicht mehr sehen, wie sie sich von den anderen grauen Weibern trennte und ins Haus durchs Schlüsselloch hineinschlüpfte. Er sieht sie daher auch nicht, wie sie die Türe zu seinem Gemach öffnet und auf ihn zuschreitet, um ihn in ihren Bann zu ziehen und zum gemeinen Sterblichen zu machen in demselben Maße, in dem die „magische Gabe des Genies" ihn verläßt. Die Furcht ist die eine Hand, mit der die Sorge ihn zuerst anpackt. Noch sträubt er sich gegen ihre Macht und will sie nicht anerkennen, und auf ihre Frage: „Hast du die Sorge nie gekannt?" flammt sein geniales Bewußtsein zum letzten Male vor dem Erlöschen empor, indem er antwortet:

„Ich bin nur durch die Welt gerannt," er ist nirgends stehen, nirgends haften geblieben.

„Ein jed Gelüst ergriff ich bei den Haaren," das feste Zupacken des genialen Menschen.

„Was nicht genügte, ließ ich fahren.

„Was mir entwischte, ließ ich ziehn", er wußte Verzicht zu leisten, zu resignieren.

„Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück,
Er, unbefriedigt jeden Augenblick!"

Aber dieses letzte Aufflackern des göttlichen Feuers in seiner Brust darf nicht hinwegtäuschen über das nahende Ende. Deutlich gibt die Sorge in einer langen Litanei ihr Wesen kund,

und als Faust sich doch dagegen wehren zu können und sich auch ohne die „magische Gabe des Genies", die er jetzt nur für zu vermeidende, der Finsternis der Hölle entstammende Zaubersprüche ansieht, der Macht der Sorge entziehen zu können meint, da antwortet sie ihm:

„Erfahre sie" (meine Macht als Sorge), „wie ich geschwind
Mich mit Verwünschung von dir wende!
Die Menschen sind im ganzen Leben blind,
Nun, Fauste, werde du's am Ende!"

Sie haucht ihn an, und er erblindet, wobei die äußere Blindheit nur ein Symbol der inneren, seelischen Blindheit ist. Die Sorge wendet sich von ihm ab und verschwindet, sie hat ihr Werk getan, denn ihr Hauch bleibt bei ihm haften, ihr Wesen ist auf ihn übergegangen und beherrscht ihn jetzt völlig. Die Sorge als Gespenst aber existiert nicht mehr für ihn. Seine magische Macht, die Gespenster, die das menschliche Leben beherrschen, deutlich zu erkennen und sich daher auch ihrer zu erwehren, ist vergangen. Als Philister, als Alltagsmensch ist er blind und taub für das Heer der Gespenster und unterliegt daher wehrlos ihrer Herrschaft. Mit ihrem Anhauch erfaßte die Sorge ihn ganz, auch mit ihrer andern Hand, der trügerischen Hoffnung, und diese spiegelt ihm vor, er sei imstande, ohne dazwischentretende Hindernisse, ohne Widerstand, ohne Anwendung des Lichtes der Erfahrung, des Lichtes der Natur, vielmehr mit seinem inneren Licht allein, aus seiner Phantasie, aus seiner Einbildung heraus, alles beherrschen und zum glücklichen Ende führen zu können. Die Hoffnung, rasch sein Werk zu vollenden, läßt ihn mitten in der Nacht die Knechte zur Arbeit aufrufen. Doch niemand gehorcht ihm mehr, seine Macht ist mit der „magischen Gabe des Genies" zugleich dahingeschwunden. Je tiefer die Nacht der Blindheit ist, die ihn umfängt, um so heller leuchtet sein vermeintliches inneres Licht, seine eitle Einbildung, die trügerische Hoffnung, mit seinem Geist allein alles bewältigen zu können und das, was eben erst abgesteckt ist, sogleich vollkommen geraten zu lassen:

„Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht, ich eil' es zu vollbringen;
Des Herren Wort, es gibt allein Gewicht.
Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!
Laßt glücklich schauen, was ich kühn ersann.
Ergreift das Werkzeug, Schaufel rührt und Spaten!
Das Abgesteckte muß sogleich geraten.
Auf strenges Ordnen, raschen Fleiß
Erfolgt der allerschönste Preis;
Daß sich das größte Werk vollende,
Genügt ein Geist für tausend Hände."

Mit diesem Gepackt- und Beherrschtwerden durch die Sorge, die Schwester des Todes, die den von ihr erfaßten Menschen „zur Hölle bereitet", ist die Wette für Faust verloren. Er hatte früher ausgerufen: „Verflucht voraus die hohe Meinung, womit der Geist sich selbst umfängt," und mit dem Teufel gewettet: „Kannst du mich schmeichelnd je belügen, daß ich mir selbst gefallen mag." Hier nun am Ende blind geworden wie ein gewöhnlicher Sterblicher, der seine eigene Eingeschränktheit und Begrenztheit nicht erkennt, gefällt er sich in der eitlen Einbildung, daß sein innerliches Licht auch ohne das Licht der Erfahrung, ohne das Licht der Natur, Bedeutung habe, daß sein, des Herrn Wort allein Gewicht gebe, und daß ein Geist für tausend Hände genüge, um das größte Werk zur Vollendung zu bringen. So heißt es auch in Goethes dramatisierter Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand von dem Kaiser, der ohne gediegene Bildung und Erfahrung seine Pläne schmiedet und überzeugt ist, weil sein Wille tausend Hände in Bewegung setzen kann, daß des Herrn Wort allein genüge, um alles herrlich geraten zu lassen. Götz sagt in erster Fassung: „Der Kaiser bessert gern und bessert gern; da kommt alle Tage ein neuer Pfannenflicker und meint so und so. Und weil der Herr geschwind was begreift und nur reden darf, um tausend Hände in Bewegung zu setzen, so meint er, es wär auch

alles so geschwind und leicht ausgeführt." So wird auch der blinde Faust von der Hoffnung genarrt, alles so geschwind und leicht ausführen zu können.

Mit dem Wohlgefallen an der eigenen Person, mit der Täuschung über die eigenen Kräfte und Fähigkeiten, geht Hand in Hand das Wohlgefallen an seinem Werk und die Täuschung über dessen Wert und Vollendung. Der geniale, sehende Faust, der an dem Bilde der ewigen Vollkommenheit in seiner Seele alles Irdische gemessen hatte, fand alles hier auf Erden unzulänglich und unvollkommen: „er, unbefriedigt jeden Augenblick", und darum wettete er mit dem Teufel: „Kannst du mich mit Genuß betrügen," daß ich in dem Genuß irdischer Güter aufgehe und etwas Vollkommenes, ein letztes, höchstes Gut darin zu finden glaube, dann mag mich der Teufel holen. Und noch dem hundertjährigen Greise war ein gewaltiges Werk, ein ungeheurer Besitz widerwärtig und ungenügend erschienen, weil ein kleiner Flecken, eine geringe Unvollkommenheit ihn daran erinnerte, daß es eben ein endliches und nicht das ewige Gut sei. Jetzt aber, blind geworden für das wirkliche ewige Gut, wie für die Unzulänglichkeit der irdischen Scheingüter, bleibt er in kleinmenschlicher Sorge, in Furcht und Hoffnung, an demselben irdischen Gute haften, an dem er bis dahin als ein freier, über seinem Werke stehender Mensch, wahrhaft Großes leistend, wirksam gewesen war. Wie alle von der Hoffnung genarrten Menschen glaubt auch er, daß es nur noch einer geringen Anstrengung bedürfe, um in seinem Werke die höchste Befriedigung erlangen zu können. Das große Meer hatte der sehende Faust in schwierigster Arbeit durch gewaltige Dämme vom Ufer zurückgedrängt und ihm ein großes, nunmehr mit einer zahlreichen Völkerschaft besiedeltes Land abgewonnen, ohne daß er damit zufrieden gemacht worden wäre; der blinde Faust dagegen glaubt, es sei nur noch nötig, einen Sumpf trocken zu legen, der sich am Gebirge hinzieht und daher leicht durch abwärts führende Kanäle entwässert werden kann, um sein Werk zu krönen und damit alles erreicht zu haben, wonach sein Herz begehrt:

„Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungene;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das letzte wär' das Höchsterrungene."

Und in diesem Höchsterrungenen und in der Vorstellung einer kühn emsigen Völkerschaft, die, auf diesem neuen Lande angesiedelt, in Freiheit und Gefahr ihr Leben verbringt, läßt ihn die Hoffnung, daß sich alles glücklich vollenden werde, schon im Vorgefühl ein so hohes Glück genießen, daß er nichts Höheres mehr kennt und so dieses „vergängliche" Gut, das „nur ein Gleichnis" des unvergänglichen sein sollte, zu dem ewigen Gute selber und damit zu einem Götzen macht. Während er früher sich von dem elenden täglichen Kampf um die Existenz und der damit verbundenen beständig drückenden Sorge losriß, um seinem Genius freien Lauf zu lassen, sieht er umgekehrt jetzt in dem täglichen Kampf um die Existenz „der Weisheit letzten Schluß":

„Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

Wie ich in „Faust, Hamlet, Christus" bereits ausgeführt habe, tritt hier nun auch Goethes Kritik des Saint-Simonismus zu Tage. Saint-Simon wollte hier auf Erden vollkommene Zu-

stände, ein Paradies schaffen, er wollte das Absolute hier in der Endlichkeit verwirklichen, aus der Industrie und Wissenschaft eine Religion, ein Heiligtum machen. Saint-Simon verwirft die Mystik, die das Irdische seinem Wesen nach für unzulänglich hält. Goethe las in dem Aufsatz von Carové über die „Doctrine de Saint-Simon" in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik", Dezember 1830, den Ausspruch St.-Simons, daß in Deutschland „die allgemeine Wissenschaft noch in ihrer Kindheit sei, weil sie sich noch auf mystische Prinzipien gründe". Der Mystiker in Goethe bäumte sich dagegen auf. Er las weiter: „Moses hat den Menschen die allgemeine Brüderschaft verheißen; Jesus hat sie vorbereitet; St.-Simon verwirklicht sie. Die allgemeine Kirche entsteht, das Reich des Cäsars hört auf; eine friedliche Gesellschaft ersetzt die kriegerische" usw. Man hört die Utopie des sterbenden Faust: „Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn." Und nichts hatte sich von diesen überstiegenen Hoffnungen St.-Simons verwirklicht; wie eine Seifenblase zerplatzt, so war auch diese Utopie in ihr Nichts zerronnen. Goethe aber las weiter: „Sehr bald nach Bekanntmachung dieser Lehre, — schon am 19. Mai 1825 — starb St.-Simon; seine letzten Worte zu den wenigen ihn umgebenden Schülern waren: „La poire est mure; vous la cueillerez." So verblendet war also dieser Utopist in seinen leeren Hoffnungen gewesen, daß er mit der „Bekanntmachung dieser Lehre" bereits alles getan glaubte. „Im Vorgefühl von solchem hohen Glück" genoß er im Sterben „den höchsten Augenblick": „Die Birne ist reif: ihr, meine Schüler, ihr werdet sie pflücken." So wird auch Goethes Faust im Sterben blind gemacht für das wahrhaft Vollkommene, daß er „das Licht der Natur" nicht mehr schaut, daß „der Brunnen der Wahrheit" nicht mehr für ihn fließt und er die Unzulänglichkeit der eigenen Person und aller irdischen Verhältnisse nicht mehr erkennt. Auch er wird zum Utopisten, zum Hoffer, der glaubt, „das Abgesteckte muß sogleich geraten", während der wirklich Schaffende weiß, welch ein weiter Abstand liegt zwischen dem „Abgesteckten", der Ausarbeitung eines Planes, und dem „Geraten", der Verwirklichung dieses Planes. Der Utopist meint:

„daß sich das größte Werk vollende, genügt ein Geist für tausend Hände", und vergißt dabei, daß zu den tausend Händen fünfhundert Köpfe gehören, die meist anders denken und planen, als es sein Kopf tut. Wie knirscht das Genie über den Widerstand der plumpen Menge, wie schwierig ist der Weg zum Erfolge; der Utopist aber, der stockblind ist für die Wirklichkeit mit ihren Widerständen, der von sich und der Welt eingenommen, sich und die Welt für absolut hält, bringt überhaupt nichts zustande: „Wer sein Leben sucht, der wird es verlieren." Wer aber mit der reinen Mystik die Wandelbarkeit und Unvollkommenheit des Ich und der Welt erkennt und sich über beide erhebt, angezogen von dem Unwandelbaren und Vollkommenen, der wird das „klare Weltauge" gewinnen und unvoreingenommen die Dinge sehen, wie sie wirklich sind, und so im „Lichte der Natur" wandelnd wird er die Dinge beim rechten Zipfel zu packen und nach Möglichkeit zu bewältigen vermögen: „Wer sein Leben aufgibt, der wird es gewinnen." „Ich lernte diese Welt verachten, nun bin ich erst sie zu erobern wert," sagt Goethe in einem Paralipomenon (88) zum „Faust". Die Mystik, die das wahrhaft Vollkommene und Wertvolle in das Absolute, in Gott setzt, und der Saint-Simonismus, der das wahrhaft Vollkommene, das Absolute, hier auf Erden, im Zukunftsstaate finden will, sind einander entgegengesetzt wie die Symbole der Magie und Sorge im „Faust", wie Genie und Philister, wahre, produktive Tätigkeit und leere, folgelose Geschäftigkeit.

Außerordentlich bezeichnend ist es auch, daß der sehende, schaffende, geniale, von sich und der Welt freie, die eigene Unzulänglichkeit und die große Unsicherheit und Flüchtigkeit aller irdischen Güter deutlich erkennende Faust nichts vom Ruhm wissen will: „Die Tat ist alles, nichts der Ruhm." Der von der Sorge geblendete, nunmehr sich selber gefallende und die weltlichen Güter als dauernde, höchste Besitztümer schätzende Faust dagegen meint in eitler Selbstbespiegelung, es könne die Spur von seinen Erdetagen nicht in Äonen untergehn.

Mit den letzten Worten des zum Alltagsmenschen mit seiner

ihm von der Hoffnung eingeblasenen utopistischen Schwärmerei herabgesunkenen Faust:

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick",

hat er auch dem Wortlaut nach die Wette verloren, denn dort hieß es:

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! du bist so schön! —
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehn!"

So sucht denn nun Mephistopheles die göttliche Seele Fausts beim Verlassen des Körpers zu erhaschen und im Feuerwirbelsturm mit sich hinabzuführen. Aber die ewige Gerechtigkeit und Liebe muß dies verhindern. Denn nicht gerecht wäre es, einen Menschen, der sein ganzes Leben hindurch, wenn auch nicht in voller Klarheit, sondern nur „verworren", dem Göttlichen zugewandt geblieben und darum über alles Endliche hinweggeschritten war, zu verwerfen, weil er ganz zuletzt im Sterben von der Zeit, von der geistigen Gebrechlichkeit des Greisenalters überwunden, der Verirrung anheimfiel. Sagt doch auch Mephistopheles selber:

„Der mir so kräftig widerstand,
Die Zeit wird Herr, der Greis hier liegt im Sand."

Die ewige Liebe aber zieht das, was in dem Übermenschen Faust aus ihr geboren war und ein so langes Leben hindurch sich immer wieder zu ihr als zu dem vollkommenen Gute emporsehnte, auch wieder zu sich zurück, und darum kommen die Engel herab, vertreiben die Teufel und tragen Fausts unsterbliches Wesen zu jenen ewigen Gründen, wo das Vollkommene allein zu Hause ist.

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
‚Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.'

Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Goethe gab selber die Erklärung dazu in seinem Gespräch mit Eckermann vom 6. Juni 1831 mit den Worten: „In diesen Versen ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis an's Ende", (bis nämlich am Ende die Sorge ihn so blind macht, wie es die Alltagsmenschen im ganzen Leben sind, und damit sein wahres Streben und seine wahre Tätigkeit aufhebt) „und von oben die ihm" (wegen des letzten Versagens seiner göttlichen Kraft und Einsicht so nötige und auch wirklich) „zu Hilfe kommende ewige Liebe."

Im Reiche des Allgeistes, in jenen ewigen Gründen aber empfängt ihn das verklärte Gretchen, und der mystische Chor schließt das Ganze mit den Worten:

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan."

Goethe hat erst um die Zeit seines letzten Geburtstages im Jahre 1831, sieben Monate vor seinem Tode, den zweiten Teil des „Faust" zum Abschluß gebracht. „Mein ferneres Leben kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen," sagte er zu Eckermann; er schnürte aber doch noch einige Male das Paket auf, in dem das Manuskript enthalten war, um Verbesserungen anzubringen. In den „Tagebüchern" ist am 24. Januar 1832 verzeichnet: „Neue Aufregung zu ‚Faust' in Rücksicht größerer Ausführung der Hauptmotive, die ich, um fertig zu werden,

allzu lakonisch behandelt hatte." Der ganze zweite Teil sollte erst nach seinem Tode im Druck erscheinen. Am 22. März 1832 verschied Goethe nach kurzer Krankheit, und mit ihm ging einer der größten und göttlichsten Menschen dahin, die je gelebt haben. Er reicht in seiner Bedeutung an die erhabensten Gestalten der Weltgeschichte heran, und was von göttlicher Weisheit und Kraft in ihm war und in seinen Werken niedergelegt ist, vor allem in seinem „Faust", wird auf die Menschheit, sie veredelnd und emporhebend, weiter wirken, so lange sie existiert. —

WILHELM BORNGRÄBER VERLAG LEIPZIG

HERMANN TÜRCK

# FAUST – HAMLET – CHRISTUS

*

22. Tausend

Kartoniert 7.— M., in Halbleinen 9.— M.

*

Schuldirektor Dr. R. Wulkow:

„Als eine wahre Perle feinsinniger und lichtvoller Darstellung möchten wir die Erklärung des Verhältnisses von Genie und Sorge im Faustkapitel bezeichnen."

Univers.-Professor Richard Maria Werner:

„Ich stehe nicht an, Türcks Hypothese für eine der fruchtbarsten zu erklären, die seit lange zur Fausterklärung vorgebracht wurden, und begrüße sie freudig."

Gymnas.-Professor Max Pohl:

„Es ist die klare, widerspruchslose und höchst ergebnisreiche Durchführung eines außerordentlich fruchtbaren Gedankens, die Türcks Fausterklärung so unendlich wertvoll macht."

Univers.-Professor Chr. Muff:

„Die Betrachtung Hamlets ist ein Meisterstück."

Realschuldirektor Hans Richert:

„Epochemachend für die Hamletforschung."

Professor Hermann Conrad:

„Eine der bedeutendsten Leistungen der Hamlet-Literatur."

Dr. Paul Mahn:

„Mir erscheint die Türcksche Hamleterklärung als das Lichtvollste und Richtigste, ja als das allein Richtige, was über den Angelpunkt, über die Totalauffassung der Tragödie gesagt ist."

Univers.-Professor L. K. Goetz:

„In fesselnder Sprache wird das Schöpferische und eigenartig Neue im Wirken Jesu herausgestellt und mit feinstem psychologischen Nachfühlen ein Bild der inneren Entwicklung Jesu geboten."

Pastor Hans Hoppe:

„Hermann Türck kann als einer der feinsinnigsten u. philosophisch tiefgebildetsten Verteidiger des von seiner zeitlichen Schale entkleideten Kerns der reinen Lehre Jesu gelten."

WILHELM BORNGRÄBER VERLAG LEIPZIG

WILHELM BORNGRÄBER VERLAG LEIPZIG

HERMANN TÜRCK

# DER GENIALE MENSCH

*

50. Tausend

Kartoniert 7.— M., in Halbleinen 9.— M.

*

Inhalt: Kunst — Philosophie — Praxis — Gott und Welt — Shakespeares Hamlet — Goethes Faust — Byrons Manfred — Schopenhauer und Spinoza — Christus und Buddha — Alexander, Cäsar, Napoleon — Darwin und Lombroso — Stirner, Nietzsche u. Ibsen — Pandoramythus u. Sündenfallerzählung — Schlußbetrachtung

Univers.-Professor Eugen Wolff:

„Türcks Buch gehört zu den wenigen Werken der letzten Jahre, die man gelesen haben muß, wenn man über die geistigen Strömungen der Gegenwart zu selbständigem Urteil vordringen will."

Univers.-Professor Chr. Muff:

„Türck ist ein Denker, der mit dem höchsten Scharfsinn echten Seelenadel verbindet, der die Weisheit der Weisesten verwertet, dabei aber ganz selbständig und eigenartig bleibt und überdies die seltene Gabe besitzt, auch die schwierigsten Gegenstände mit voller Klarheit zu entwickeln und in die gefälligste Form zu kleiden. Die Betrachtung Hamlets ist ein Meisterstück. Man muß ohne weiteres zugeben, daß sich die Hamlet-Deutung Türcks neben denen von Goethe und Werder unbedenklich kann sehen lassen. Ganz ausgezeichnet ist ferner alles, was gegen Lombroso, gegen Stirner und Nietzsche gesagt wird."

Schuldirektor Dr. R. Wulkow:

„Das Buch vereinigt sehr glücklich den feinen, findigen Sinn des Forschers mit der Weltanschauung des wahrhaft humanen Menschen. Unter dem alten Titel ‚Erweckung der Seelenfreiheit durch Christus und Buddha' finden wir ein reich vermehrtes, wertvolles Kapitel vor, das sich mit der inneren Entwicklung Jesu beschäftigt und die äußerst geistvoll durchgeführte Parallele mit Buddha harmonisch abrundet."

Professor Ferdinand Gregori:

„Ein ausgezeichnetes feines Buch, das von Auflage zu Auflage an Umfang und Gedankenweite, an Definitionen und Enthüllungen beträchtlich gewonnen hat."

WILHELM BORNGRÄBER VERLAG LEIPZIG